This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 946,764

Litt. I.
2.

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
UILDING
USE ONLY

Z
100
.A3

Karl Wilhelm
Ramler.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

P.V.H

Des ersten Bandes erstes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1765.

Faculty Rs. Phy. (Compact)
Dr. Gruyter
2-27-31
23643
2456

Vorbericht.

Man leget hier dem deutschen Publico das erste Stück, der allgemeinen deutschen Bibliothek vor, wovon vierteljährig ein Stück von ohngefähr eben der Stärke erscheinen wird. Zwey Stücke werden einen Band ausmachen und jeder Band wird mit dem Bildnisse eines berühmten deutschen Schriftstellers gezieret seyn.

Dieses Werk soll seiner Absicht nach, eine allgemeine Nachricht, von der ganzen neuen deutschen Litteratur vom Jahre 1764. an, in sich enthalten. Man wird also darinn von allen in Deutschland neu herauskommenden Büchern, und andern Vorfällen, die die Litteratur angehen, Nachricht zu ertheilen suchen. Schriften, von einiger Wichtigkeit, sonderlich deutsche Originalschriften, wird man ausführlich recensiren, so daß sich der Leser von dem ganzen Werke selbst aus der Recension einen richtigen Begrif machen kann. Schriften von minderer Wichtigkeit, und Uebersetzungen wird man nur kürzlich anzeigen, doch mit Beyfügung eines kurzen Urtheils, über den Werth derselben. Akademische Dissertationen, einzelne Predigten und andere kleine Tractätgen, (sie müßten denn durch ihre Wichtigkeit

und Merkwürdigkeit eine Ausnahme verdienen) wird man gar nicht anzeigen.

Der Verleger siehet die Weitläuftigkeit dieses Plans sehr wohl ein, und die Schwierigkeiten, die sich einer vollkommenen Ausführung desselben widersetzen, aber er lässet sich dadurch von einem Unternehmen nicht abschrecken, welches, wenn es nur mit einiger Vorzüglichkeit ausgeführet wird, mit vielfältigem Nutzen für alle Liebhaber der neuesten Litteratur begleitet seyn muß. Diese sind in Deutschland in vielen Städten, zum Theil in kleinen Städten, wo nicht einmal ein Buchladen befindlich ist, zerstreuet, und Ihnen ist also sehr damit gedienet, zuverläßige Nachrichten von den neuen Büchern und von ihrem wahren Werthe zu erhalten, und vielleicht wird es Ihnen auch nicht unangenehm seyn, jährlich gleichsam, die ganze neueste Litteratur wie in einem Gemälde auf einmal zu übersehen. Um diesen Zweck zu erreichen, wird der Verleger weder Mühe noch Kosten sparen, er hat sich deswegen vorzüglich um geschickte Mitarbeiter zu diesem periodischen Werke bekümmert, er hat sie in allen Gegenden Deutschlandes aufgesuchet, und er ist so glücklich gewesen, daß sich nicht allein eine ziemliche Anzahl Gelehrten zu dieser Arbeit willig finden lassen, sondern auch zum Theil Männer von so bekannten Talenten, daß ihre Namen allein das Lob des Werkes ausmachen könnten, wenn man sie öffentlich nennen wollte. Doch ist

er

er nicht zufrieden gewesen zu den Recensionen aus allen Theilen der Wissenschaften, ordentliche Mitarbeiter zusammen zu bringen; sondern er hat, damit ja nichts wichtiges übergangen werde, sich auch bemühet, in allen großen Städten Deutschlandes, Correspondenten zu finden, welche ihm von Zeit zu Zeit von der Litteratur in der Gegend, worinn sie leben, Nachricht geben; man wird daher von Zeit zu Zeit Auszüge aus diesen Briefen bekannt machen. Wollen auch andere Gelehrte dieses Werk, um es noch vollkommener zu machen, mit ihren Beyträgen beehren, so werden sie willig angenommen werden, doch behält man sich vor, dasjenige, so zum Zweck nicht dienlich, oder bloß Privatstreitigkeiten betrift, zu unterdrücken. Wollen auch die Buchhändler ihm ihre neue Verlagsbücher einsenden, so wird derselben desto geschwinder an gehörigem Orte Erwähnung geschehen können.

Wer die Weitläuftigkeit unsers Plans und die vielen Schwierigkeiten, die sich auf mancherley Art dabey finden, unpartheyisch betrachtet, der wird uns hoffentlich einige Nachsicht gönnen, wenn wir nicht auf einmal, alles, was wir uns vorgesetzet haben, leisten können. Man wird z. E. in diesem ersten Stücke noch nichts von der Rechtsgelehrsamkeit finden, es wird aber in den folgenden Stücken nachgeholt werden. Es könnte auch künftig geschehen, daß uns ein Buch unbekannt bliebe, das doch eine Anzeige verdient

hätte. Deutschland ist zu weitläuftig, und manche in der That nützliche Bücher kommen zuweilen kaum aus der Provinz, worinn sie gedruckt sind, in die nächste. In diesem Falle wird man uns durch eine Nachricht ungemein verbinden.

Eins müssen wir noch erinnern: die Recensenten sind in ganz Deutschland zerstreut; hiedurch wird der Vortheil erhalten, daß man nicht das Urtheil einer einzigen Stadt, sondern gleichsam Stimmen aus den verschiedenen Provinzen des Vaterlandes höret: Hingegen könnte hieraus auch zuweilen eine kleine Ungleichheit in der Schreibart, und in den Meynungen entstehen. Damit also nicht ein Mitarbeiter wegen der Arbeit eines andern zur Verantwortung gezogen werde, so hat man für gut gefunden, die Arbeit eines jeden Mitarbeiters mit einem Buchstaben zu bezeichnen, damit der Leser wenigstens wissen könne, ob zwey Recensionen, die er vergleichen will, von eben demselben Manne sind oder nicht.

Der Beyfall des Publici, kann allein ein Werk im Fortgang erhalten, das bloß zum Nutzen desselben gewidmet ist, und wir hoffen ihn durch verdoppelte Bemühungen zu verdienen.

Berlin, den 20 April 1765.

Inhalt

der in diesem ersten Stück recensirten Bücher.

I. Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum Seite 3

II. *Alberti v. Haller* Elementa Physiologiae corporis humani 14

III. Demosthenis und Aeschinis Reden, erster Band 20

IV. J. B. Basedows methodischer Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft, nach dem in der Philalethie angegebnen Plane 27

V. Ebendesselben methodischer Unterricht in der überzeugenden Erkänntniß der biblischen Religion 36

VI. Des Maximus Tyrius philosophische Reden 52

VII. Abhandlungen der Churfl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften, erster Band 61

VIII. Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande, 1 Theil 70

IX. Arrians indiſche Merkwürdigkeiten und Hannons Seereiſen ꝛc. 75

X. D. W. A. Tellers Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens 77

XI. J. D. Michaelis Erklärung des Briefes an die Hebräer, 1 und 2ter Theil 101

XII. *C. Molinarii* de Miliarium exanthematum indole et tractatione diſquiſitio 121

XIII. *Homeri* operum appendix, continens hymnos, epigrammata et fragmenta 125

XIV. J. G. Lindners lehrreicher Zeitvertreib in ovidianiſchen Verwandelungen 128

XV. J. G. Töllners Unterſuchung der Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenſcheinlichern Beweiſen verſehen 131

XVI. Moſes Mendelſohn Abhandlung über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften ꝛc. 137

XVII. Henning Calvör hiſtoriſch-chronologiſche Nachricht von dem Maſchinenweſen und den Hülfsmitteln bey dem Bergbau auf dem Oberharze 161

XVIII. Der Prediger und ſeine Zuhörer in ihrem wahren Verhältniſſe betrachtet 172

XIX.

XIX. Theod. Ch. Lilienthals Rettung der guten Sache der in der heil. Schrift enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben 183

XX. Defense du Paganisme par l'Empereur Julien 188

XXI. *Ch. A. Klotzii* epistolae Homericae 198

XXII. J. M. Götzens Sammlung auserlesener Kanzelreden ꝛc. 11ter Theil 206

XXIII. *Fr. Domin. Haeberlin* medii aeui analecta &c. Tom. I. 210

XXIV. Untersuchung des Hauptinnhalts der vertrauten Briefe, besonders des 16ten, über die wichtigsten Grundsätze des protestantischen geistlichen Rechts 213

XXV. Diversités historiques d'Elien 216

XXVI. Virgili evangelisantis Christiados libri XIII. etc. 220

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit 223

2. Arzneygelahrheit 279

3. Schöne Wissenschaften 284
4. Schöne Künste 302
5. Mathematik 304
6. Naturlehre und Naturgeschichte 306
7. Philologie und Kritik 309
8. Haushaltungskunst 312
9. Vermischte Nachrichten 316

I.

Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig bey M. G. Weidemanns Erben und Reich 1764. 14 Bogen groß 8. nebst einer Vorrede von 2½ Bogen.

Es ist itzt der Zeitpunkt, da man durch die herrschende Zweifelsucht näher gedrungen wird, die Lehre des Christenthums auf ihre ursprüngliche Einfalt zurück zu führen, und von den Mißdeutungen mancher gutgemeynten Erklärungsarten zu säubern; und da man auch durch richtigere Auslegung der Schrift darzu vermögend ist. Dieses rühmliche Geschäft scheint uns Deutschen vorbehalten zu seyn, wenn wir nur unpartheyisch genung seyn wollen, es zu übernehmen. Das ruhigere Blut, der durch eine zu heisse Phantasie weniger verführbare Scharfsinn, und der Geist der gesetzten Untersuchung, welche uns die Natur zu-

getheilt hat, scheinen uns den Vorzug zu bestimmen, daß wir in der Religion zwischen verführenden Zweifeln, die glänzende Geschöpfe des Witzes sind, und zwischen der übertriebenen Enthusiasterey einer erhitzten Einbildungskraft mitten innestehen können, wenn wir nur wollen.

Einige schätzbare Versuche haben hierzu bereits den Weg unter uns gebahnet, und gegenwärtige Schrift ist keiner der geringsten. Man wird es aus der ersten Ausgabe derselben schon wissen, daß der V. die Meynung einer großen Anzahl Christen unter uns als irrig bestreitet, welche behaupten, daß der Christ in seiner Bekehrung die übernatürlichen Eindrücke des Geistes nicht allein unmittelbar fühlen könne, sondern zur Gewißheit von seiner Bekehrung und von seinem Gnadenstande auch fühlen müsse. Der V. beweiset also im ersten Abschnitt seiner Schrift, daß wir weder aus der Erfahrung noch aus der Schrift zuverläßige Merkmale haben, daran wir einen übernatürlichen Eindruck von den natürlichen Empfindungen der Seele sattsam unterscheiden könnten; und im zweyten Abschnitt; daß gewisse lebhafte Gefühle zur Bekehrung oder auch zur Gewißheit derselben nicht allgemein nothwendig sind. Er thut dies mit einer solchen Bescheidenheit, die ihn auch denen, die er bestreitet, liebenswürdig machen muß; und in einem so edlen, deutlichen und zugleich männlichen und der Würde der Sache angemessenem Ton des Vortrags, daß wir wünschen, alle theologische Schriften möchten nach diesem Muster gebildet seyn.

Der

Der Beweiß des V. im ersten Abschnitt ist kürzlich dieser. Der Geist Gottes wirkt mit dem göttlichen Worte zu unsrer Sinnesänderung und Heiligung; denn Gott hat es uns selbst gesagt. Auf was für Art; das verstehn wir nicht. Kann ich nun aber diese Wirkungen des Geistes Gottes durchs Gefühl merken, und von den natürlichen Wirkungen der Seele unterscheiden? Wenn ich das können soll, so muß ich entweder aus sichern Beobachtungen über die menschliche Seele schließen können: Ein Gefühl, das so lebhaft, so stark, von der Beschaffenheit ist, kann nicht durch die Natur der Seele gewirkt, sondern muß durch eine eigentliche Wirkung Gottes erregt werden. Oder ich muß deutliche Zeugnisse der Schrift vor mir haben, die mich versichern, daß ein Gefühl, das so und so bestimmt ist, wirklich ein Werk Gottes sey. S. 22. Den ersten Beweiß kann ich nicht führen; denn ich kenne die Natur der Seele nicht genung; und kann nicht bestimmen; so viel Lebhaftigkeit und Stärke der Empfindungen kann die Natur wirken, und so viel nicht: bey einem Menschen kann die stärkere Einbildung, bey dem andern das Temperament, bey dem dritten die vorgefaßte Erwartung ausserordentlicher und göttlicher Dinge, die Empfindungen zu einer erstaunenden Höhe und Stärke bringen; dahingegen der Mangel dieser natürlichen Ursachen bey andern Menschen Schuld daran ist, daß eben diese Empfindungen in weit geringerm Grade entstehen. Welcher Grad kann nun bey dieser verschiedenen Bildung menschlicher Seelen für alle Menschen als ein allgemeines Kennzeichen einer göttlichen

lichen Wirkung bestimmt werden? kein einziger. Denn was ich in dem Grad an mir erfahre, können andere Menschen in höherm oder niederm Grade aus natürlichen Ursachen erfahren. Ich kann also aus dem Grade der Empfindung, den ich an mir erfahre, nicht schließen, daß die Ursach davon göttlich und übernatürlich sey. S. 28.

Die heilige Schrift bezeuget uns zwar, daß der Geist Gottes in dem Menschen bey seiner Bekehrung wirke; aber sie sagt uns nicht, daß der Mensch diese Wirkungen durch das unmittelbare Gefühl unterscheiden soll. Die Stellen, welche man zum Beweise hievon anführt, sagen das nach einer richtigen Auslegung nicht. Auf diese Schriftstellen hat sich der V. S. 30. u. f. umständlicher eingelassen, als in der erstern Ausgabe; und unpartheyische Leser werden ihm in Erklärung derselben beystimmen. Es ist wahr, daß der Ausdruck Geist vielerley Bedeutungen in der Schrift hat, und gar zu schnell unrichtig auf die göttliche Person gedeutet; oder das, was die Schrift von den ausserordentlichen Gaben des Geistes verstanden wissen will, allgemein verstanden; oder was sie in verblümten Redensarten vorträgt, nach seiner größten Ausdehnung genommen worden, da sie doch von der Figur hätten entkleidet, und alsdenn nach ihrem natürlichen Sinn und der Absicht des heiligen Verfassers erkläret werden sollen.

Läst es sich nun weder aus der Erfahrung noch aus der Schrift beweisen, daß man die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes unmittelbar fühlen und unterscheiden könne; so ist die Gewißheit, daß diese

Wirkun-

Wirkungen bey uns statt gefunden haben, lediglich aus der Abzweckung der in uns vorkommenden Veränderungen herzunehmen. S. 46. f. Was der V. hievon sagt, hat seine völlige Richtigkeit. Es ist das zuverläßigste und nothwendigste Kennzeichen, daß Gottes Geist in uns wohnet, wenn wir in unseren Herzen die Gesinnungen antreffen, zu deren Hervorbringung uns Gott seinen Geist verheissen hat. Aber wir getraueten uns doch nicht, die Gewißheit von der Wirkung des heiligen Geistes in uns, allein auf dieses Kennzeichen einzuschränken. Er sucht zwar gegen dasjenige, was in der Uebereinstimmung unsrer Empfindungen mit dem göttlichen Worte gesetzt wird, in dieser neuen Ausgabe S. 55. f. Zweifel zu erregen, und wenn man es so unbestimmt, als er es da vorträgt, behauptet, so sind seine Zweifel gegründet. Aber unter der Einschränkung, die er selbst S. 56. fest setzt, daß die Empfindungen auf der einen Seite eine Beziehung auf unsre Wiederherstellung und Seligkeit haben, und wir andern Theils auch einsehen, daß wir sie allein dem Worte Gottes zu danken haben und ohne dasselbe leer davon seyn würden, scheint uns eben diese Uebereinstimmung derselben mit dem Worte Gottes ein nicht unstatthaftes Kennzeichen der göttlichen Wirkung zu seyn. Und dieses Kennzeichen äussert sich besonders im Glauben und dem damit verknüpften Frieden und beruhigtem Herzen. Von S. 66. an bis zu Ende des Abschnitts sind in dieser Ausgabe lesenswürdige Betrachtungen über die natürlichen Grundsätze des Rechts, der Wahrheit und der Religion, welche auch ein Werk Gottes in uns sind, das

wir seiner Liebe zu danken haben; und denen man nicht ohne Mißbrauch die Gnade entgegen setze, da sie vielmehr mit denselben verbunden sey, sie unterstütze, belebe, und ihnen die rechte Kraft ertheile. Die Hypothese hingegen, welche in der vorigen Ausgabe den ersten Abschnitt beschloß; daß der Geist Gottes bloß durch das Gewissen auf den Menschen wirke, ist hier weggelassen, und der Vorrede eingeschaltet worden; wo sich der V. aus dem Grunde nun selbst dawider erklärt, weil das Gewissen nichts substantielles, nichts für sich fortdaurendes sey, daran sich eine beständig wirkende Kraft äussern könne. Allein der V. scheint uns hier S. 21. f. der Vorrede, auf der beständigen Wirksamkeit der Kraft zu sehr zu bestehen. Gedenken wir uns die Wirkungen des Geistes Gottes beständig, und allenthalben, und in allen Menschen sich eben so gleich und ähnlich, als sich seine Kraft immer unveränderlich gleich bleibt, so verwickeln wir uns in der Lehre von den Gnadenwirkungen in Schwierigkeiten, daraus wir uns schwer wieder herausfinden können. Die Wirkungen müssen nothwendig nach den Bedürfnissen, Fähigkeiten und Beschaffenheiten der Subjekte modificirt seyn. Gesetzt, der Einfluß des Geistes Gottes in unsre Seelen wäre auch physisch, so muß er doch gewiß nach moralischen Gründen bestimmt seyn; sonst hörte er auf nach Weisheit zu geschehn, und fruchtbar zu seyn. Nächst dem folgt daraus, daß das Gewissen nichts substantielles ist, noch nicht, daß der Geist Gottes nicht darauf wirken könne. Er ist freylich nur eine besondere Richtung der ursprünglichen Vorstellungskraft der Seele,

Seele, das sind aber alle übrige Vorstellungsvermögen, wie wir sie nennen, auch; und doch äussern sich daran die Folgen der Wirkungen des heiligen Geistes auf unsre Seele; warum nicht auch an dem Gewissen. Die Wirkung sehn und kennen wir nicht; aber die Folgen nehmen wir wahr; aus diesen können wir nur auf die unsichtbare Wirkung zurückschließen. Das Gewissen ist zwar nicht immer gleich thätig; es schläft; aber es ist immer da. Uns scheint das Gewissen ein großes und nothwendiges Werkzeug des Geistes Gottes zu unsrer Wiederherstellung zu seyn. So lange unser Gewissen nicht erleuchtet ist, sind wir es auch nicht; durch das Gewissen erweckt, beschämt, bessert er uns; durchs Gewissen, das die Anwendung der verheissenen Gnade Gottes auf uns macht, giebt er uns den beruhigenden Glauben; durch die Erleuchtung, Lebendigmachung und Wachsamkeit des Gewissens befördert er uns zu der innern Rechtschaffenheit, die Gott an uns will, und die ihm wohlgefällt. Kurz, ohne das beständige Geschäft des Gewissens scheint es wider die Natur unsrer Seele zu seyn, daß irgend eine wahre Besserung erfolgen könne; wie es der V. selbst in seinem Buche mehr als einmal zu verstehen giebt. Wir ersuchen daher den V. diese Hypothese noch einmal zu prüfen, ob er sie nicht zur Wahrheit erheben kann. Alsdann liesse es sich auch verstehen, daß, und warum sich die Gnadenwirkungen bey verschiedenen Menschen auch verschiedentlich äussern müsten; es käme nämlich, auf die verschiedene natürliche Ausbildung des Gewissens an, welche durch die vorläufige moralische Einsicht bestimmt wird; es liesse

sich verstehn, warum weder ein bestimmtes Maaß der Erkänntniß, noch eine bestimmte Reihe guter Werke von Gott zu unsrer Seligkeit festgesetzt sey; sondern daß es vornehmlich auf die Redlichkeit des Gewissens ankomme, das, was er verordnet oder verheißt, auf uns anzuwenden.

Der zweyte Abschnitt besteht in einer Kette vortreflicher Wahrheiten, die nicht immer genung erwogen, oft durch ungleiche Vorstellung der Lehren des Christenthums verdunkelt werden. Wir wollen die Hauptsätze davon auszeichnen, um den Leser nach der Ausführung selbst begierig zu machen.

Gott hat den Menschen so gemacht, daß die innerliche Rechtschaffenheit einen unmittelbaren Einfluß auf seine Glückseligkeit haben soll, und mit derselben ist Gottes Wohlgefallen verbunden. S. 80. Durch die Sünde geht beydes verlohren. S. 81. Zu beyden will uns Gott in seinem Wort wieder herstellen. S. 86. Es findet aber keine Verbesserung des Menschen, keine Zukehr zu Gott statt, ohne lebendige Erkänntniß der Schuld, und zwar nicht der allgemeinen Verschuldung, des allgemeinen Verfalls der Menschen, welche oft verführend beruhiget, und über das eigene Verderben blind macht; sondern der eigenen Schuld, der eigenen Abweichungen, S. 87. f. Hieraus folgert nun der V. S. 90. f. daß das Gefühl dieser Schuld nicht bey allen in der Bekehrung gleich lebhaft seyn könne, weil unter den Verschuldungen der Menschen ein Unterschied sey: müssen sie gleich alle Unwillen und Scham über ihre Abweichungen haben; so ist er doch nicht bey allen gleich sinnlich und lebhaft.

lebhaft. S. 92. Die große Angst über Gottes Zorn ist oft übertrieben, man sollte mehr über die Strafwürdigkeit als über die Strafe seiner Sünden unruhig seyn; S. 94. Die heilige Schrift fordert auch solch gewaltiges Gefühl der Angst nicht, S. 100. noch viel weniger ganz allgemein das Gefühl der Hölle und der Verdammniß, S. 102. denn sie mildert uns dieses Gefühl selbst gleich durch die Bekanntmachung der göttlichen Begnadigung in J. C. S. 106. Auch die lebendige Vorstellung der großen Liebe Gottes kann uns zur Reue, Scham und Bekehrung bringen, S. 110. (und soll es vornämlich nach dem Evangelio; möchten wir hinzusetzen:) und der richtige Begrif von dieser Begnadigung in J. C. muß uns Jesum sehr verehrungswürdig machen, und diese Verehrung beständigen Einfluß auf unsere Gesinnungen haben; S. 114. f. wobey S. 118. eine sehr nöthige Anmerkung ist, daß wir daraus nicht etwas gar zu sinnliches machen sollen, welches zu einer nicht ungewöhnlichen falschen Mystik verleitet. Bey dem übertriebenen Gefühl der Angst liegt auch oft eine irrige und unbiblische Entgegensetzung Gottes und J. C. zum Grunde. S. 123. Was der V. S. 135. f. von den falschen Vorstellungen, die man sich von dem Gebet um Gnade macht, und von dem Irrthum, S. 157. f. sagt, als ob man die besondere Zeit seiner Bekehrung immer wissen könne und müße, und daraus auf seinen Gnadenstand den sichern Schluß machen könne, empfehlen wir allen denen, die sich mit diesem Irrthum fälschlich plagen oder trösten, zur prüfenden Beherzigung.

Das

Das vorzüglich wichtige in diesem Abschnitte wünschten wir allen, die es sich mit ihrem Christenthume einen Ernst seyn lassen wollen, recht tief eingeprägt zu sehn. Es ist dieses: Alle diese Arten der Gefühle sind unnütz und unbedeutend, wenn sie nicht die innere Verbesserung der Seele zur Folge haben. Dies ist ihr Zweck und die Absicht Gottes bey Erregung derselben. S. 127. Ohne diese bleibt die Seele ungesund, und unfähig glücklich und Gott gefällig zu seyn, und alles unthätige Jammern und Winseln über diesen Zustand der Seele, und um Gnade bey Gott, bleibt unkräftig und leere Einbildung. S. 130. f. das einzige allgemeine Kennzeichen von der Gewißheit unserer Bekehrung und des Wohlgefallens Gottes ist nach Schrift und Erfahrung, das Bewußtseyn herrschender richtiger Gesinnungen, die sich durchgängig und standhaft in einem guten Verhalten gegen Gott und Menschen thätig beweisen, S. 163. nicht einzelne oder äusserliche gute Werke, sondern die überwiegende allgemeine Liebe zu dem, was recht und gut, und Gott gefällig ist. S. 166. Dies ist die Gesundheit unserer Seele, das Ebenbild Gottes, die innere Fähigkeit zu seinem Wohlgefallen, und die innere und nöthige Geschicklichkeit zum Genuß der Gnade und Glückseligkeit, die uns durch den Glauben an J. C. von Gott zugesagt wird. S. 168. f. Dieser Glaube giebt uns die Beruhigung wegen unserer ehemaligen Verschuldungen, und Hoffnung auf den Antheil der durch Christum erworbenen Glückseligkeit; und er muß uns durch die innere, allgemeine Verbesserung unserer Seele

zum

zum Genuß derselben tüchtig machen. Sie ist der große Zweck des in uns wirkenden Geistes Gottes, S. 171. und die Grundquelle der innerlichen Zufriedenheit und Glückseligkeit; so wie der Mangel derselben immer Elend und Unglückseligkeit für den Menschen bleiben muß. S. 173.

Unter den vermischten Anmerkungen und Betrachtungen, welche noch in einem dritten Abschnitte dem Werk angehängt sind, und worinn theils die Ursachen sehr scharfsinnig angezeigt sind, warum diese Art, das Christenthum durch solche Gefühle zu treiben, so viel Eingang finde, und selbst von Ungläubigen und Lasterhaften geschätzt werde; S. 178. f. theils auch der Einwurf von dem fruchtbaren Eindruck dieser Art des Vortrags hinlänglich beantwortet wird, S. 188. f. empfehlen wir besonders allen geistlichen Rednern, die wirklich erbauen wollen, was der V. S. 193. f. von der wahren Natur und Absicht einer Predigt sagt. Der Prediger soll keine überhingehende Gährungen hervorbringen, wie Cicero und Demosthenes, und also auch nicht bloß die Leidenschaften erregen, welche nur zu blinden Entschliessungen und enthusiastischen Vorsätzen treiben. Er soll auch nicht bloß den Verstand beschäfftigen, und mit seinen Zuhörern philosophiren; denn dieses Licht kann nicht alle erleuchten, und wird vielleicht keinen einzigen erwärmen. Er muß den Zweck haben, daß gewisse moralische Gesinnungen bey dem Menschen das beständig regierende Principium seiner Handlungen und seines Lebens werden, und anhaltende Entschliessungen zu dem, was gut ist, gefaßt, und auf de-

ren

ren Ausführung bestanden wird. Zu dem Ende muß er das Gewissen unterrichten, und es zur stillen und gesetzten Anwendung der Grundsätze, von deren Wahrheit und Wichtigkeit er es zuvor gewiß gemacht hat, bewegen.

B.

II.

Elementa Phisiologiae corporis humani, Auctore Alberto v. Haller, Praeside societatis, reg. scient. Götting. Sodali Acad. reg. scient. Paris. reg. Chir. Gall. Imper. Berolin. Suec. Bonon. Acad. Bauar. societ. scient. Britann. Upsal. botan. flor. Helvet. in senatu supremo Bernensi Duumviro. Tom. V. Sensus externi, interni. Lausannae sumpt. Franc. Grasset. MDCCLXIII. in quart. maj. Alph. III. Plag. XII.

Die Nachahmung vollkommener Muster hat auch die Arzneykunst zu verschiedenen Zeiten verbessert und erweitert: und zwar niemals so sehr als in den gegenwärtigen und nicht lang verflossenen. Drey einander die Hände bietende Aerzte, geben ihr einen neuen, und die ganze Geschichte der medicinischen Gelahrheit erleuchtenden Glanz. Baglio, ein Arzt, den das Licht der Natur und der Umgang mit der Mathematik zu einer nicht geringen Einsicht erhoben hatten, erfüllte die noch ganz leeren Räume der Arzneywissenschaft mit Entdeckungen

gen und Erfahrungen, deren Werth unschätzbar ist. Er schuf und legte den Grund, zur wahren und glücklichen Ausübung dieser so nöthigen Kunst. Die genauere Bestimmung der fürnehmsten Verrichtungen des menschlichen Körpers, ihr wahrer Zusammenhang und Einfluß auf die Gesundheit, ohne Abweichungen, die Erkänntniß der Krankheiten in festen Theilen, (die noch ganz fehlen) sind wir ihm schuldig. Und die Wiederherstellung der gründlichen methodischen Sekte ist das Werk dieses großen Mannes, der nach der Erfindung und Befestigung eines ganz neuen und sichern Weges, sowohl durch seine Curen, als auch durch seine Schriften die allgemeine Bewunderung ausmachte. Und was kann ihm wohl mehr Ruhm bringen, als die Nachfolge Börhaaves? dessen aufgeklärter Geist unter so vielen Aerzten wählen könnte, deren Schriften er noch vor seinem Entschlusse ein Arzt zu werden, beynahe in allen Sprachen gelesen hatte. Eine ganz kleine Bekanntschaft mit den Lehrsätzen dieses Mannes wird diese Wahrheit bestätigen. Die sinnlichsten, einfachsten und deutlichsten Begriffe von den Krankheiten, besonders der festen Theile, und die natürliche Wahl der empfohlnen Mittel, verewigen Börhaaven und Baglivi auf gleiche Art, jenen aber noch besonders die große Einsicht, in anatomische, physiologische und chymische Känntnisse. Wird es wohl nöthig seyn, den Herrn von Haller unter dem Nahmen unsers dritten großen Arztes und Börhaavischen Nachfolgers anzuführen? Er ist dafür durchgängig bekannt, und auch ohne den überzeugenden Beweis, welchen

das in seiner Art einzige physiologische Werk davon giebt. Aus diesem Grunde werden wir unser Lob auf dieses kostbare Denkmaal medicinischer Wahrheiten einschränken, und uns dem bestimmten Vorhaben ohne Umschweif nähern. Ein Gewinn von 400 Jahren (denn so lange hat sich der Herr Verfasser dazu vorbereitet,) ist noch nicht der ganze Vortheil, den uns dieses physiologische Werk anbietet. Nein! Fleiß, Einsicht, Erfahrung auf dreymal so viele! Eine Wahrheit, der Fernel und Hoffmann mit einer Art von Zufriedenheit geständig seyn würden, wenn sie durch die Hallerische Gelehrsamkeit, Einsicht in die Physik, Matheſin, Chymie und Anatomie, und durch die unzählbaren Versuche in Menschen und Thieren, alles das ersetzt sehen sollten, was ihren Schriften daran abgeht. Ist es wohl möglich, die, bey der Untersuchung, der Reizbarkeit verschiedener Theile, des Wachsthums der Knochen, des Athemholens, und des Blutumlaufes bewiesne Gedult und Mühe zu ermessen? Oder kann man den physiologischen und mathematischen Känntnissen, welche die angestellten Versuche über das Gesicht und Gehör, über alle andere erheben, gewisse Grenzen zu setzen? Von welcher großen anatomischen Erfahrung zeugen nicht alle einzelne Theilgen des zergliederten Ganzen verschiedener Abhandlungen? Und was sollen wir von der so unterhaltenden und stets angenehmen Schreibart sagen, mit welcher die bey langen und ermüdenden Abhandlungen sinkende Aufmerksamkeit ermuntert und gereizt wird? Umsonst wird man von uns eine genaue Rechnung von allen dem Schönen und Nützlichen

lichen fordern, welches wir in diesem vortrefflichen Buche angetroffen haben. Es ist unmöglich die geringste Bedingung einzugehen. Alles, wozu wir uns noch verbindlich machen können, besteht darinn, daß wir stückweise bald diese bald jene Stelle mittheilen wollen. Gleich zu Anfange unterhielt der Herr von Haller, bey der Untersuchung des Geruches, Gefühles, Gehörs, Gesichts, und bey den Versuchen über den Schall, die Farben und das Licht unsere Aufmerksamkeit unaufhörlich, durch die genaue Verbindung des Neuen und Sonderbaren, mit dem Wahren und Nützlichen. Bey der Betrachtung über die innerlichen Sinne schien uns alles Dunkle aufgeklärt, und die Deutlichkeit ausnehmend; diese werden bey ihrer Entstehung den äußerlichen Theilen allein zugeschrieben, da das Gehirne bloß fähig seyn soll, eine Art der Bewegung anzunehmen. Der Beweis davon wird aus der Unmöglichkeit genommen, daß dem Gehirn, durch die mit ihm verbundnen Nerven, Empfindungen von verschiednen Ecken der Salze während des Geschmacks mitgetheilet werden könnten. Der Sensus Vitalis ist aus den engen Schranken, in welchen ihn die Stahlianer gefangen hielten, in eine mehrere Freyheit versetzt, da der Herr von Haller glaubt, daß die Bemerkung undeutlicher Empfindungen, (des mangelhaften Begrifs vom gesunden Zustande innerlicher Theile, als des Herzens, der Leber ꝛc. ohnerachtet) bloß durch unsern Willen zu ändern sey. Da, wo uns der Beobachtungsgeist verläßt, eilt uns der Herr Verfasser mit dem anatomischen Lichte zu Hülfe, durch dieses erkennen wir, daß

das Gedächtniß in einem weichen Gehirne wächst, in einem festern zur Vollkommenheit kommt, und in einem harten untergeht; welches auch beym Mißbrauche des Weines, und bey heftigen Anfällen hitziger Fieber, und auf den Druck des Gehirnes von fremden Cörpern erfolgen soll. Der natürliche Verstand verräth nach des Herrn Verfassers Meynung eine stärkere Empfindlichkeit; oft sieht sich derselbe von der Beurtheilungskraft verlassen, weil er sich zu sehr auf die gesunde Aehnlichkeit der Dinge verläßt, ohne wegen der Möglichkeit anderer, und einen Unterschied bestimmender Begriffe, besorgt zu seyn.

Alle Gemüthsbewegungen lassen sich in zwey einander entgegen gestellten Reihen sehen. In der einen, das Vergnügen, die Hoffnung, Freude und Liebe, deren Wirkung eine Vermehrung des Pulsschlages, des Athemholens, des Blutumlaufs, des Schweisses und aller andern Auswürfe ist. In der andern, Furcht, Schrecken und Betrübniß, von welchen jenen entgegen gesetzte Folgen, und zwar besonders Krämpfe und Stockungen des Blutes unzertrennlich sind. Die Bestimmung der wirkenden Ursache in Gemüthsbewegungen, ist nicht nach dem Sinne der Stahlianer, welche diese, nebst einer Bemühung das Unglück vom Cörper abzuwenden, allein der Seele zuzuschreiben. Der Gegenschluß ist dieser. Wenn uns die Seele Mittel darbietet, einer Gefahr auszuweichen, so wird sie auch zugleich den Cörper dazu geschickt machen, da wir aber sehen, daß ein jählinges Schrecken, oder eine Furcht mit Zittern der Glieder, und einer Schwäche des ganzen Cörpers verbunden ist,

die

die uns der Gefahr bloß stellt, so scheint es vielmehr, als wenn die Seele völlig unwirksam wäre. Es wird aber theils den Nerven, theils den Veränderungen des Herzens der meiste Antheil an den Gemüthsveränderungen zugeschrieben, den erstern aber ein Vermögen in einem Theil die Empfindung, und in einem andern die Bewegung zu unterhalten.

Wenn auch die Gedanken über das Vergnügen nicht völlig entschieden sind, so haben sie doch viel Schönes in sich. Eine besondere Erklärung der ausgemachten Sache, daß der Gemüthscharakter in den Gesichtszügen liege. So verschiedene Gemüthsbewegungen es giebt, so verschiedene Muskeln giebt es auch, die ihnen zu Gebote stehen, je mehr und je öfters diese nun bald dieser bald jener gehorchen, desto stärker und größer werden sie durch die öftere Bewegung, und desto deutlicher fällt diese erhaltene Stärke und ausdrückende Gemüthsbewegung in die Augen.

E.

III.

Demosthenis und Aeschinis Reden, verdeutschet und mit den nöthigen Anmerkungen erläutert, von D. Joh. Jac. Reisken. Erster Band. Lemgo, in der Meyerischen Buchh. 1764. gr. 8. 534 Seiten.

Diese Uebersetzung ist bereits von einer Seite bekannt, von welcher wir wohl wünschten, daß sie weniger in die Augen fallen möchte. Die pöbelhafte und oft niederträchtige Sprache, in welcher hier der edelste, der erhabenste und eleganteste unter allen Rednern sich im Deutschen ausdrucken muß, beleidiget auch ein eben nicht so feines Ohr viel zu sehr, als daß nicht dieser wesentliche Fehler der Uebersetzung sogleich bemerkt hätte werden sollen. Aber eben um deswillen gedenken wir uns am wenigsten dabey aufzuhalten, oder neue Pfeile gegen den Herren Ueberfetzer abzudrücken. Uns deucht ohnedem, daß dies eine sehr mittelmäßige Gattung des Witzes ist, welche da angebracht wird, wo jeder Witz hat. Wir wollen statt dessen einige der übrigen Eigenschaften dieser Uebersetzung aufsuchen. Es wird dem Herrn Verfasser derselben wohl niemand eine weitläufige Belesenheit und gründliche Känntniß der griechischen Litteratur streitig machen. Diese Betrachtung und die Rücksicht auf seine große Gelehrsamkeit, sollte billig den Tadel, der seinen Uebersetzungen eignen Fehler, ein wenig mildern. Eben diese Känntniß der griechischen Litteratur läst uns sicher vermuthen, daß er den Verstand seines Originals vollkommen

men eingesehen habe. Er hat gewiß auch, wenigstens aus den Zeugnissen und Kritiken der Alten, gewust, daß ein Hauptzug zum Charakter des Demosthenes das Kurze, Gedrungene, und Abgemessene ist; des Anstands, der Eleganz, des Erhabenen, das ihm eigen ist, nicht zu gedenken. Gleichwohl hat ihn theils ein nicht genug gereinigter Geschmack, theils unrichtige Begriffe von der Natur und dem Charakter unsrer Sprache und ein falsch angenommener Grundsatz, wie es scheint, verleitet, den Demosthenes nach allen seinen Zügen zu verstellen, und ihn auch nicht einmal allezeit nach seinem Sinn auszudrücken. Nämlich bey Beurtheilung der Reinigkeit einer Uebersetzung, nimmt man an, dasjenige sey nur gut deutsch übersetzet, was so ausgedrückt sey, wie sich ein Mensch, der bloß deutsch spricht, ausgedrücket haben würde. Diese Regel hat allerdings viel Wahres, und verdienet besonders gegen diejenigen Herren, welche Französischdeutsch schreiben, erwähnet zu werden. Allein jede Sprache, die cultivirt ist, fällt anders in das Gehör, wenn sie ein Bauer redet, anders, wenn sich ein Schriftsteller, ein Redner, ein Mann von Stande, von Erziehung, darinnen ausdrücket. Es ist ein Unglück für die unserige, daß die verschiedene Arten und Charaktere, darinnen noch nicht genug bestimmet sind; es ist auch gewiß, daß in unsrer gemeinen Sprache viele Worte Ausdrücke und Sprüchwörter ungemein nachdrücklich und weit bedeutender und stärker sind, als was man in der feinern Sprache an dessen Stelle setzen kann; allein es gehört viel Kunst und ein geübtes Gefühl dazu, um

als Schriftsteller dieselben ohne Anstoß gebrauchen zu können. Der Herr D. R. hat nicht einmal die Nothwendigkeit vor sich gehabt, des Pöbels Sprache den deutschen Demosthenes reden zu lassen, weil er sonst sich nicht stark genug ausgedruckt hätte; nein, ein gewisses Vergnügen, das sich nicht bestimmen läst, hat ihn oft hingerissen, sprüchwörtliche Ausdrücke auf Ausdrücke, Schimpfworte auf Schimpfworte zu häufen, wo der Grundtext nichts weniger verlanget, als dieß. Wir wollen zum Beyspiel den Anfang der ersten Olynthischen Rede durchgehen: „Männer von Athen„ warum dies? und nicht, Athenienser? „ich weiß es, ihr würdet viel Geld drum geben, wann euch jemand wieſe, was bey der Angelegenheit, darüber ihr euch jetzo berathet, für euch zu thun stehe und was dem Staate am zuträglichsten sey: „ alles dieß heißt im Griechischen: *εἰ φανερὸν γένοιτο τὸ μέλλον συνοίσειν τῇ πόλει, περὶ ὧν νυνὶ σκοπεῖτε.* Gleichwohl wird noch hinzugefüget: „Eine Belehrung, worinn euer eigner Vortheil bestehe, würde euch lieber seyn, als vieles Geld.„ Dergleichen Erklärungen können beym Unterricht der Jugend, der man einen Schriftsteller erkläret, mit Vortheil vervielfältiget werden; aber nicht in einer Uebersetzung. *οὐ γὰρ μόνον, εἴτε — τοῦτ' ἂν ἀκούσαντες λάβοιτε.* folglich müsset ihr — anhören ꝛc. „dann hier hört man nicht nur „Redner sprechen ꝛc. Solche plötzliche gute Ein„fälle und glückliche Aeusserungen weiser Sprüche „rechne ich mit ꝛc. *ἀλλὰ — πολλὰ τῶν δεόντων ἐκ τοῦ παραχρῆμα ἐνίοις ἂν ἐπελθεῖν εἴποιν.* Wie

schwä-

schwächet das gleich darauf eingeschobene wenigstens die ganze Stelle! — πρεσβείαν δὲ πέμπειν, ἥτις ταῦτ' ἐρεῖ καὶ παρέσται τοῖς πράγμασιν ist gegeben: »sodann eine Gesandschaft dahin abzufertigen, welche die Leute dorten auf unsern Beystand vertröstet, »und sie versichert, daß wir uns damit ungesäumt »einstellen werden; und die zugleich die Lage und Fassung der dortigen Umstände in nahen Augenschein »nimmt,» nicht übel, wenn in der Schule so übersetzt wird! aber wie unähnlich ist dieß der redneriſchen, der demosthenischen Sprache! die darauf folgenden zwey und zwanzig Zeilen sind eine unkräftige, schleppende, und meist zu einen unächten Verstand führende Umschreibung von vier griechischen Zeilen. Wer sollte glauben, daß: »Er ist ein schlauer, durchtriebener verschmitzter Gast, der sich mit einer wunderbaren und unglaublich großen Hurtig- und Geschwindigkeit in alle Dinge schicken und in allen Sätteln reiten kann. Er weiß sich alles zu Nutze zu »machen.» im Griechischen mehr nicht ist, als: »da »er ein listiger Prinz ist, der sich die Umstände sehr »wohl zu Nutze zu machen weiß?» Noch ein Beyspiel, und dann sey es genug. Demosthenes saget nach den Worten: die Olynthier sehen gar wohl ein, daß sie diesmal nicht um den Ruhm oder um ein Stück Land fechten; sondern, daß es diesmal auf die Sklaverey und Schleifung des Vaterlandes ankömmt; dies wird übersetzet: »denn die Olynthier se»hen gar wohl ein, daß, wenn sie mit einem Fürsten »zu thun haben, dem es nur ein Wort kostet, um »alles zu seinem Gebot stehend und vor ihm zit-

»ternd zu sehen, es auf Tod und Leben gehe. Der »läßet sich in ein so kleinstädtisches Gezänk nicht »ein, wo es um anders nichts, als um die Ehre des »Sieges zu thun ist, oder, wenn es hoch kömmt, um »ein klein Stückgen Landes. Nein, bey ihm muß »der Feind mit Strumpfe und Stiele ausgerottet »seyn, daß man seine Stäte nicht mehr erkennet. »Die größte Gnade, die er seinen Bezwungenen er»weist, ist, daß er sie von ihrer Heimath weg in ein »fremdes Land verführt, um daselbst ihre Tage in »der härtesten Sklaverey zu beschließen.« Ich fodere denjenigen auf, der noch ein wenig Saft hier finden kann; so ausgepreßt und ausgewässert ist alles. Ist es möglich, daß man vom Charakter des Demosthenes, seiner und unsrer Sprache, bey so vieler Gelehrsamkeit, sich so eigensinnige Begriffe machen kann? Dies muß uns noch mehr in denjenigen Stellen in Verwunderung setzen, wo die unanständigsten Schelt- und Schimpfreden angebracht sind. In der Rede des Aeschines wider den Timarchus möchte vielleicht dieser Tadel zu weit gehen. In freyen Staaten herrscht zwischen den verschiednen Partheyen allzeit hierunter eine größere Freyheit und Zügellosigkeit der Zunge. Noch mehr vermißt man diese Art des Wohlstandes in Ansehung der Mäßigung der Ausdrücke in den alten freyen Staaten der Griechen und Römer. Wie unanständig drückt sich nicht zuweilen Cicero vom Piso, Verres, Antonius, aus! Auf gleiche Weise ist auch diese Rede wider den Timarchus voll Unanständigkeiten, bey welchen sich freylich ein Uebersetzer in Verlegenheit befinden

finden muß, wieferne er die Freyheit und den Charakter des Originals mit unserer Delicatesse vergleichen soll. Allein dieser Entschuldigung scheint unser Herr D. R. sich gleich vom Anfang begeben zu haben; er setzt die niedrigsten, pöbelhaftesten Ausdrücke da, wo im Griechischen nicht daran zu denken ist. Wenn zum Exempel Philippus, der macedonische Racker S. 214. aus dem Lande aller Schelme und Spitzbuben, genennt wird, so steht im Griechischen kein Wort weiter als: ἀλλᾳ Μακεδόνος, wie wir etwan sagen würden, von einem unseligen Macedonier. Was für ein eisernes Schicksal drückt nicht unsre deutsche Sprache! da die Uebersetzungen der Alten dasjenige waren, womit wir bey der Bearbeitung unsrer Sprache hätten anfangen sollen; da Uebersetzungen der Alten (wir meynen, der besten alten Schriftsteller; und der guten giebt es auch unter ihnen sehr wenige) das einzige sind, was unsrer Sprache den Charakter einer reichen, edlen und körnichten Sprache versichern und unsrer Litteratur etwas Männliches Unwandelbares und Eigenes verschaffen kann; was für ein Unglück ist es nicht, daß unsre Landesleute, die sich an das Uebersetzen wagen, entweder die Sprache des Originals, oder ihre Muttersprache, oder beyde zugleich nicht verstehen, und wenn sie gründliche Gelehrsamkeit besitzen, mit derselben nicht genug Geschmack oder wahre Kritik verbinden. Indessen erfodert die Billigkeit, dem Herrn D. R. so viel zuzugestehen, daß er für gewisse Schulleute beym Exponiren oder für Anfänger in der griechischen Sprache, die kein Wörterbuch nachschlagen wollen,

len, ein sehr brauchbares Werk geliefert hat. Vielleicht wird eine künftige Ausgabe, wie er selbst dazu Hofnung macht, viel vollkommner erscheinen. Bey dem zweyten Theile wird auch eine Vorrede folgen, die aus ganz andern Augen sehen soll, als diese dürftige und kahle, die er dem ersten Theile vorgesetzet hat. Diese soll eine Einleitung zum demosthenischen Werke abgeben und wird ohnstreitig von vielem Werthe seyn; sie soll erst den Nutzen der D. Reden für alle Wissenschaften zeigen; unter andern das Handlungswesen der Griechen ins Licht setzen; dann des Demosthenes Leben aus dem Andr. Schottus, einen Grundriß der Hauptstücken jeder Rede, eine Kritik der demosthenischen und überhaupt der alten Beredsamkeit, »wobey die Beredsamkeit unsrer Zeiten ohnfehlbar gewinnen und einen ansehnlichen Sieg davon tragen wird.«

Ite triumphales circum mea tempora lauri!

Gesegnet ist das Loß derer, die in dieß Zeitalter aufbehalten sind! ferner Gedanken des Herrn R. über die alten und neuen Ausleger, Uebersetzer, Handschriften und Ausgaben des D. und endlich über seine eigne Uebersetzung, vielleicht auch über die Tadler derselben enthalten wird.

L.

IV.

IV.

Joh. Bernhard Basedows methodischer Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft nach dem in der Philalethie angegebenen Plane. Altona, bey David Iversen, 1764. in 8. 17 Bogen, nebst einer Vorrede von 4 Bogen.

Eine gute Anweisung zum Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft ist um so nöthiger, je mehr man sich heut zu Tage auf die natürliche Religion zum Nachtheil des Christenthums zu berufen pflegt. Denn soll die Jugend, wenn sie einst in die Welt tritt, von solcher angeblichen natürlichen Erkänntniß Gottes, richtig urtheilen, so muß sie zuvor schon auf die wahren Quellen und Entscheidungsgründe solcher Erkänntniß geleitet seyn; sonst wird man ohne diese Vorbereitung durch den herrschenden Unglauben leicht im Christenthum wankend gemacht werden. Es hat uns aber bisher an einer solchen Anweisung, die der Jugend faßlich genung wäre, gefehlt, und man muß es daher dem V. Dank wissen, daß er die Bahn gebrochen und den ersten Versuch dazu gemacht hat. Wenn der Inhalt richtig, die Methode sinnlich überzeugend, und der Vortrag faßlich ist, so hat ein Buch dieser Art seine zweckmäßige Vollkommenheit.

Das Werk ist in zwey Hauptstücke getheilt, deren ersteres, vorläufige Känntnisse von dem Menschen und der Welt, das zweyte aber die natürliche Religion selbst enthalten soll. Die Vor-

rede

rede besteht in einer Abhandlung von dem Unterrichte der Kinder in der Religion, davon wir zuerst etwas sagen müssen. Der V. zeigt darinn die Fehler des nur zu gewöhnlichen Unterrichts der Kinder im Christenthum an, und in den meisten Stücken hat er Recht. 1) Man lehrt die Kinder, sagt er S. 7. beten, wenn sie von Gott und der Ehrwürdigkeit dieser Unterredung mit ihm noch nichts verstehn; man lehrt sie solche Gebete hersagen, deren Bedeutung sie ohne Einsicht in die Geheimnisse des Christenthums nicht fassen können; daraus der Schade entsteht, daß das Kind auch dann, wann es erwachsen ist, die Gewohnheit behält, ohne Verstand und Empfindung zu beten und nur Worte herzuplappern. 2) Es ist schädlich, daß die Kinder bey dem, was zur Religion gehört, lesen, schreiben und memoriren lernen; denn der Verdruß und Ekel, den sie bey dem leztern erfahren, bleibt ihnen gegen die Religion selbst, S. 8. 3) Die Kinder werden auf die Werke der Natur, auf die Absichten, die sich darin finden, und auf das viele gute, das wir darin genießen, nicht aufmerksam genung gemacht, S. 9. 4) Sie müssen die Wahrheit solcher Sätze heilig halten, damit sie noch keine Gedanken verbinden können; welches oft hernach die Ursache des Aberglaubens oder des Unglaubens wird. Denn man hält sie entweder so heilig, daß man gar nicht prüfen will, und also blind mit glaubt, was die Kirche glaubt; oder man fängt an zu prüfen, und findet keinen Grund der Wahrheit von den bisher heilig gehaltenen Sätzen, und wirft also gleich alles als ungegründet hinweg, S. 10. u. f. Der V. sieht

zwar

zwar selbst S. 18. ein, daß es von verschiedenen Wahrheiten solche Beweise giebt, die ein Kind nur auf Autorität annehmen muß, weil es die Kraft derselben noch nicht fassen kann; aber er will, daß diese Beweise so bündig und angemessen richtig seyn sollen, daß der in der Kindheit genossene Unterricht mit der Einsicht nach eigener Untersuchung in erwachsenen Jahren übereinstimme, und also von der prüfenden Vernunft einst richtig befunden werde: und wir wollten noch wohl hinzusetzen, daß man in solchem Fall die leichtern Sätze des Unterrichts den Kindern desto faßlicher und überzeugender machen muß, um für schwerere und noch nicht faßliche desto mehr Zutrauen gegen die Autorität zu erwecken. 5) Man fängt den Unterricht in der Religion, bey den Geheimnissen an, da man doch umgekehrt von der Erkänntniß der Natur zur natürlichen Religion, von dieser zur Offenbarung fortschreiten, und zuletzt erst auf die Geheimnisse kommen sollte. 6) Man bleibt bey der alten Methode, ob man gleich sieht, daß die mehresten dabey nach ihrer Erkänntniß unfähig zum heiligen Abendmahl bleiben. 7) Man zwingt die ganze Moral in die zehn Gebote, welche doch der Form und dem Umfange nach mehr für ein Gesetz anzusehen sind, das besonders den Juden gegeben worden. 8) Man fodert von allen ohne Unterschied das ganze alte Testament zu lesen, das doch nur in besondern Stellen und Büchern allgemein verständlich und erbaulich ist; man behält auch in den Lehrbüchern noch immer die Beweißstellen der Schrift bey, von denen doch nach richtigerer Auslegung bekannt ist,

daß

rede besteht in einer Abhandlung von dem Unterrichte der Kinder in der Religion, davon wir zuerst etwas sagen müssen. Der V. zeigt darinn die Fehler des nur zu gewöhnlichen Unterrichts der Kinder im Christenthum an, und in den meisten Stücken hat er Recht. 1) Man lehrt die Kinder, sagt er S. 7. beten, wenn sie von Gott und der Ehrwürdigkeit dieser Unterredung mit ihm noch nichts verstehn; man lehrt sie solche Gebete hersagen, deren Bedeutung sie ohne Einsicht in die Geheimnisse des Christenthums nicht fassen können; daraus der Schade entsteht, daß das Kind auch dann, wann es erwachsen ist, die Gewohnheit behält, ohne Verstand und Empfindung zu beten und nur Worte herzuplappern. 2) Es ist schädlich, daß die Kinder bey dem, was zur Religion gehört, lesen, schreiben und memoriren lernen; denn der Verdruß und Ekel, den sie bey dem leztern erfahren, bleibt ihnen gegen die Religion selbst, S. 8. 3) Die Kinder werden auf die Werke der Natur, auf die Absichten, die sich darin finden, und auf das viele gute, das wir darin genießen, nicht aufmerksam genung gemacht, S. 9. 4) Sie müssen die Wahrheit solcher Sätze heilig halten, damit sie noch keine Gedanken verbinden können; welches oft hernach die Ursache des Aberglaubens oder des Unglaubens wird. Denn man hält sie entweder so heilig, daß man gar nicht prüfen will, und also blind mit glaubt, was die Kirche glaubt; oder man fängt an zu prüfen, und findet keinen Grund der Wahrheit von den bisher heilig gehaltenen Sätzen, und wirft also gleich alles als ungegründet hinweg, S. 10. u. f. Der V. sieht

zwar

zwar selbst S. 18. ein, daß es von verschiedenen Wahrheiten solche Beweise giebt, die ein Kind nur auf Autorität annehmen muß, weil es die Kraft derselben noch nicht fassen kann; aber er will, daß diese Beweise so bündig und angemessen richtig seyn sollen, daß der in der Kindheit genossene Unterricht mit der Einsicht nach eigener Untersuchung in erwachsenen Jahren übereinstimme, und also von der prüfenden Vernunft einst richtig befunden werde: und wir wollten noch wohl hinzusetzen, daß man in solchem Fall die leichtern Sätze des Unterrichts den Kindern desto faßlicher und überzeugender machen muß, um für schwerere und noch nicht faßliche desto mehr Zutrauen gegen die Autorität zu erwecken. 5) Man fängt den Unterricht in der Religion, bey den Geheimnissen an, da man doch umgekehrt von der Erkänntniß der Natur zur natürlichen Religion, von dieser zur Offenbarung fortschreiten, und zuletzt erst auf die Geheimnisse kommen sollte. 6) Man bleibt bey der alten Methode, ob man gleich sieht, daß die mehresten dabey nach ihrer Erkänntniß unfähig zum heiligen Abendmahl bleiben. 7) Man zwingt die ganze Moral in die zehn Gebote, welche doch der Form und dem Umfange nach mehr für ein Gesetz anzusehen sind, das besonders den Juden gegeben worden. 8) Man fodert von allen ohne Unterschied das ganze alte Testament zu lesen, das doch nur in besondern Stellen und Büchern allgemein verständlich und erbaulich ist; man behält auch in den Lehrbüchern noch immer die Beweißstellen der Schrift bey, von denen doch nach richtigerer Auslegung bekannt ist,

daß

daß sie die daraus bisher gefolgerte Lehre nicht beweisen. 9) Der Beweiß von der Wahrheit des Christenthums und von der Göttlichkeit der heiligen Schrift ist in den meisten Lehrbüchern der Kinder schlecht oder gar versäumt.

Diesen Fehlern, welche man freylich nicht läugnen kann, abzuhelfen, fühlt sich der V. in seinem Gewissen verbunden. Er hat mit gegenwärtigem Buche den Anfang dazu gemacht, und einen methodischen Unterricht in der biblischen Religion bereits folgen lassen. Er verspricht außerdem noch einen Auszug des alten Testaments zur allgemeinen Erbauung und zur Verständlichkeit der apostolischen Schriften; ein Buch der Erbauung und Gebete; und endlich ein Lesebuch für Kinder, das eine Kinderphysik, Kindermoralen und die ersten Anfangsgründe der Universalhistorie enthalten soll. Wenn der V. seinen vorgesetzten Zwecken darinn Genüge leistet, wird er sich um die Welt sehr verdient machen. »Wer seinen Ehrgeiz so verläugnen kann, »daß er mit Schriften, die ein verächtliches Ansehen »haben, lieber einen sehr ausgebreiteten Nutzen stift»ten, als durch bloß gelehrte Arbeiten Ehre bey Men»schen suchen will,« ist schon um deswillen hochachtungswürdig.

Was nun den Innhalt des Buchs selbst betrifft, so ist es ein Auszug der vornehmsten Sätze, die der V. im ersten Bande seiner Philalethie und in seiner praktischen Philosophie für alle Stände vorgetragen hat; was man also an jenen mit Recht billigen oder tadeln muß, würde auch bey diesem Auszuge

zuge statt finden. Doch einzelne Unrichtigkeiten des Innhalts kann jeder Lehrer leicht selbst nach seinen Einsichten verbessern. Es kömmt hauptsächlich auf die Methode und auf die Art des Vortrags an, ob es der Fassung der Kinder angemessen, ob es ihnen interessant sey. Mehrentheils ist des V. Vortrag deutlich, und auch für die Fähigkeiten der Kinder faßlich; verschiedene Erklärungen und Sätze aber im ersten Hauptstück vornämlich, sind für sie zu abstrakt ausgedruckt, dahin man die Erklärung eines Schlusses S. 6. der Wahrheit S. 10. der Bewegungsgründe, überhaupt das meiste, was der V. von der Freyheit des Menschen sagt, S. 14. 15. u. f. die Erklärung der Glückseligkeit, S. 24. der Instinkte und Triebe, S. 33. einige Erläuterungen in der Lehre von den Ursachen, S. 44. den Begrif des nothwendigen, der zugleich sehr unbestimmt ist, S. 51. und ähnliche rechnen muß; wo der V. mehr Fähigkeit des Urtheils in Absicht allgemeiner Begriffe voraussetzt, als oft nicht einmal erwachsene besitzen.

Die Art von synthetischer Methode, deren sich der V. bedient hat, würden wir auch nicht gewählt haben. Zum Unterricht der Kinder scheint kein Weg brauchbarer zu seyn, als wenn man von dem sinnlichen, das sie wissen, oder durch historischen Unterricht erfahren können, anfängt. Haben sie von einer Materie historische Erkänntniß genung gesammlet, so führt man sie durch die Analogie auf ähnliche Fälle: sodann lernen sie selbst die Begriffe abstrahiren, die man ihnen beybringen, und die Schlüße machen,

darauf man sie führen will; ihr Unterricht wird ihnen auch interessant, weil sie gleichsam selbst dabey erfunden haben; er wird ihnen einleuchtend und überzeugend, weil sie theils die sichern Data dazu immer vor sich haben, theils ihre Erkenntniß wirklich bereichert fühlen, theils auch den Nutzen ihrer Erkänntniß deutlicher wahrnehmen können. Der V. hat zwar in seinem Buche viel historischen Unterricht angebracht, worunter wir das, was er von dem Nutzen der natürlichen Dinge, der menschlichen Glieder, und von dem vielfachen Guten in der Welt sagt, obenan setzen; aber es scheint nicht alles nach der Fassung der Kinder, noch in der Verbindung, wie sie am leichtesten die Schlüsse daraus ziehen können, die er ihnen damit beweisen will, geordnet zu seyn. Analogische Schlüsse sind hinlänglich zu ihrer Ueberzeugung, und den Unterschied derselben von strengen Wahrheiten, wie sie der V. nennt, brauchen sie nicht zu wissen, und verstehn ihn nicht einmal. Uebrigens muß man gestehn, daß sich über die Methode des Unterrichts der Kinder leicht etwas Gutes sagen läßt, aber die Ausführung macht die größte Schwierigkeit. Simpel und zugleich interessant für sie zu seyn, ist weit schwerer, als über wichtige gelehrte Materien gelehrt zu schreiben. Es macht also dem V. keinen Vorwurf, wenn er beydes nicht völlig erreicht hat. Sein ganzer Vortrag geht in Fen. abgetheilt hinter einander fort, und unter jeden Paragraphen sind Fragen, die sich darauf beziehen. Jenes macht das Lesen für erwachsene interessanter, und ist unterrichteten Kindern zur Wiederholung bequemer; und

diese

diese geben dem Lehrer Anweisung oder Anlaß, wie er diesen Unterricht anwenden soll.

Das zweyte Hauptstück von der natürlichen Religion enthält mehr, als die Aufschrift verspricht. Zweyerley aber wird überhaupt daran nicht gefallen, daß die verschiedenen Materien darinn nicht in besondre Abschnitte getheilt sind, und unter den Materien keine hinlängliche Ordnung beobachtet worden. Auf die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften folgen S. 86. Regeln der Weisheit und Klugheit; hierauf S. 105. die Pflichten gegen uns und andere durcheinander; hierauf die Pflichten der verschiedenen Stände, S. 169. auf diese S. 243. die Pflichten gegen Gott, und von S. 252. an wird das Hauptstück mit Vorbereitungslehren in Absicht einer göttl. Offenbarung beschlossen. Auch in diesem Hauptstück ist nicht alles so deutlich auseinander gesetzt, als es seyn könnte und müßte, noch auch der Fassung der Kinder allezeit gemäß; besonders scheint die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften viel zu abstrakt zu seyn, es wird auch zu viel in wichtigen Lehrsätzen von bloßen Vermuthungen gesprochen, als daß ein Kind durch einen halb abstrakten, halb schwankenden und auf Vermuthungen gegründeten Unterricht zur Einsicht und Ueberzeugung gelangen sollte. Der V. mag es einmal versuchen, ob er ein Kind durch seine Methode deutlich genung überzeugen wird, daß ein Gott sey; daß nur ein einziger sey; daß alles durch seinen Rathschluß geschehe; daß er das Böse wolle ohne Wohlgefallen, und ohne auch ein betrübendes Mißfallen darüber zu haben: so, daß es diese Wahrheiten

heiten für wichtig hält, und einen sichern Grund in der Erkänntniß Gottes legt, der nicht wieder zerstöret werden kann; welches doch seine Absicht gewesen ist.

Uebrigens weiß man schon, daß der V. in verschiedenen Lehrsätzen vom gewöhnlichen abweicht; wir wollen hier nur dasjenige auszeichnen, was uns entweder Beyfall, oder wenigstens Aufmerksamkeit zur nähern Prüfung zu verdienen scheint. — Die Allmacht und Allwissenheit Gottes erstreckt sich über alle Oerter, und darum heißt er allgegenwärtig. S. 74. Nachdem Gott außer sich zu wirken angefangen, sind seine Handlungen und die Vorstellungen davon aufeinander folgend, und nicht so unveränderlich als sein Wesen. S. 82. Der innere Sinn kann nicht zeigen, daß eine gewisse Empfindung in unserer Seele ein unmittelbares Werk Gottes sey. S. 86. Was der V. S. 112. von der Pflicht zu arbeiten sagt, kann zum Exempel dienen, wie alles übrige für die Fassung der Kinder einleuchtend und überzeugend hätte vorgetragen werden sollen. Von der Erwerbsamkeit und überhaupt von den Mitteln sich in der Welt anständig zu erhalten, hat er ebenfalls viel gemeinnütziges gesagt; welches desto lehrreicher ist, je weniger man von diesen nothwendigen bürgerlichen Pflichten in den gewöhnlichen Sittenlehren zu sagen pflegt: wie denn fast alles von S. 114. bis 137. empfohlen zu werden verdient. Die Pflichten der Mäßigung S. 162. und f. sind schön abgehandelt. S. 169. eifert er wider die Laster der Unkeuschheit und der zur gleichgültigen Mode gewordenen Hurerey so pathetisch, und zeigt die daraus entstehenden

moralischen und politischen Uebel so deutlich, daß er jedem Menschenfreunde den Wunsch abdringt, seine Vorschläge zu politischen Zwangsmitteln dagegen möchten von Fürsten und Staatsverständigen beherzigt werden. Den häufigen Gebrauch der Ammen, und der Mütter schlechte Bewegungsgründe dazu, tadelt er S. 196. mit Recht. Die Regeln S. 201. wie man Freunde erwerben, schätzen und erhalten solle, wird man in vielen Sittenlehren vergeblich suchen. Die Pflichten der Obrigkeiten, S. 211. bis 243. der geringern sowohl als der höchsten sind in einem recht feyerlichen Tone ausgedruckt, worinn sich das patriotische Herz des V. zu Tage legt. Die angehängten Gebete sind simpel und schön.

Eins ist noch anzumerken. Der V. hat seinen Vortrag oft mit biblischen Sprüchen durchflochten, nicht zum Beweise, sondern die Sätze der natürlichen Religion durch die vortreflichen Redensarten der Bibel stärker auszudrucken. Das ist sehr gut. Aber er scheint doch eben dadurch verleitet worden zu seyn, sich gewisse Lehren, die nur der biblischen Religion eigen sind, zum voraus wegzunehmen, und ohne daß er es gewahr worden ist, die natürliche und biblische Religion, besonders in der Sittenlehre mit einander zu vermischen. Es ist aber von großer Wichtigkeit, die Gränzen von beyden wohl zu unterscheiden, denn es läßt sich alsdann recht anschauend beweisen, wie sehr die biblische Religion die Mängel der natürlichen Religion ersetze. Bey folgendem Buche wird hievon mehr zu reden Gelegenheit seyn.

A.

V.

Johann Bernhard Basedows methodischer Unterricht in der überzeugenden Erkänntniß der biblischen Religion, zur fortgesetzten Ausführung des in der Philalethie angegebenen Plans. Altona, bey David Iversen, 1764. 8. 14 Bogen, nebst einem Anhange von 9, und einer Vorrede von 2 Bogen.

Dieses Buch ist eine Folge des vorigen; und durch seinen Innhalt noch merkwürdiger, weil es in verschiedenen Stücken von den öffentlichen Lehrsätzen der protestantischen Kirchen abweicht. Der V. hat deswegen eine Abhandlung von der Pflicht und Duldung der Paradoxie, als eine Art von Schutzschrift, an statt der Vorrede vorausgeschickt. Billige Leser werden mit dem V. darinn eins seyn, daß paradoxe Schriftsteller, die von den Lehren der herrschenden Kirche abweichen, in einem weisen Staate geduldet werden müssen, wenn nicht besondere Verträge und die daraus erwachsende Verbindlichkeiten eines Staats dawider streiten. Es kann es auch jemand für eine Gewissenspflicht halten, paradox zu schreiben, in deren Ausübung er ohne Gewissenszwang nicht gehindert werden darf, wenn er anders die Gesetze der Bescheidenheit und der Achtung, die man einer herrschenden gottesdienstlichen Meynung schuldig ist, nicht überschreitet. Ob es aber allezeit klug sey, und mehr Nutzen als Schaden stiften werde, das ist eine andere Frage, die nach sorgfältiger und unpartheyischer Prüfung der Zeitumstände

umstände und der allgemeinen Denkart der Menschen, in Absicht auf die Religion, beantwortet werden muß. Ueberhaupt aber ist so viel gewiß, daß die Wahrheit bey Duldung paradoxer Schriftsteller allezeit gewinnt, wovon wir an Engelland einen sichtbaren Beweis haben. Und wenn ein Schriftsteller noch dazu den Grund des Christenthums nicht angreift, und nur in Bestimmung gewisser Lehrsätze und Kirchengebräuche von der Kirche, darinn er gebohren ist, abgeht, und es aus seinem ganzen Verhalten, wie bey unserm V. sehr wahrscheinlich ist, daß er aus Liebe zur Wahrheit, und aus Eifer für die Religion handele; so verdient er desto mehr mit kaltem Blute geprüft zu werden; damit man ihn entweder seines Irrthums überführen, oder sich seine Besserungen zu Nutze machen könne. Zumal, da man es von Kirchenlehrern selbst, die durch ihr Amt, durch ihre Zusagen, durch das zu befürchtende Aergerniß, durch die zu besorgende Unruhen, oder durch die ihrer Person daraus erwachsende nachtheilige Folgen eingeschränkt sind, kaum erwarten kann, daß sie einen Lehrsatz, der den Bekänntnissen ihrer Kirche zuwider ist, grade zu behaupten sollten, wenn sie gleich sonst von dessen Wahrheit überzeugt zu seyn glauben. Sollte es aber itzt noch wohl jemand läugnen, daß unsre sonst höchst verehrungswürdige Reformatoren durch die Hitze des Streits fortgerissen, oder aus Mangel hinlänglicher exegetischer Einsicht manchmal der richtigen Bestimmung eines Lehrpunkts verfehlt, oder um der noch herrschenden Unwissenheit willen manchen fehlerhaften Kirchengebrauch stehn gelassen haben?

ben? Soll man denn auf gut päbstisch fest dabey beharren, wenn es die Zeiten erlauben, es nun besser zu machen, ja wenn es eine mehr ausgebreitete Einsicht zu erfordern scheint? Die Reformatores würden gewiß große Augen machen, wenn sie wieder aufstünden, und manche ihrer Nachfolger über dem Verketzern redlicher Männer beträfen, welche doch eben so, als sie, an der Reinigung des Glaubens der Christen arbeiten. Würden sie sich wohl durch einen Eifer, der jezt ganz zur Unzeit, und selten rein und erleuchtet ist, geehrt finden, der für ein Jota stritte, das sie aus Noth haben stehen lassen müssen? — Doch es ist Zeit, daß wir auf das Buch selbst kommen.

Das Vornehmste desselben besteht in 3 Hauptstücken, wovon das erste von der Bibel, das zweyte von der Gottheit, und das dritte von den göttlichen Rathschlüssen handelt. Wir wollen erst das merkwürdigste vom Inhalt anzeigen, und hernach einige allgemeine Anmerkungen hinzu fügen.

Daß die Juden eine uns ganz ungewöhnliche Art der Auslegung gehabt haben, S. 6. läßt sich wohl so unbestimmt nicht behaupten. Aber die enthusiastische Verehrung ihrer heiligen Schriften gab ihrer Auslegung zuweilen eine übertriebene Wendung. — Lehren, welche der natürlichen Religion zuwider sind, S. 10. wird man wohl im alten Testament nicht antreffen, aber einzelne Fakta und Begebenheiten; auch wohl einzelne Befehle Gottes, die diesen Schein haben. — Die Sprüche der Bibel, die zum Beweise ihrer göttlichen Eingebung angeführt werden, deutet er

er S. 14. u. f. mit Recht ihrem Zusammenhange nach, nur auf das alte Testament. Gegen die göttliche Eingebung aller Worte und Sachen in der Bibel führt er S. 28. und folgende Gründe von verschiedenem Gewicht an, und will, daß das Wort eingegeben, in der Grundsprache so viel, als Gottesgeistig bedeute, dessen Unterschied von jenem wir nicht genung verstehn, zumal da er selbst durch Gottesgeistig etwas, das durch göttliche Eingebung autorisirt ist, S. 16. verstanden wissen will. In der Hauptsache werden ihm viele beyfallen, daß es zur Autorität der Schrift genung sey, zu glauben; daß Worte Gottes selbst, und Nachrichten, welche die heiligen Verfasser sonst nicht hätten wissen können, unmittelbar von Gott geoffenbart seyn; daß die Gesandten Gottes, nachdem sie einmal von Gott in den Lehren, die sie verkündigen sollen, unterrichtet waren, hernach auch ohne einen ausserordentlichen Beystand davon haben reden und schreiben können; daß sie manche historische Nachrichten ohne Offenbarung haben wissen, und sie auf erhaltenen Befehl von Gott aufzeichnen können; und daß man Worte Gottes selbst, und Reden derer in der Schrift angeführten Personen, immer sorgfältig von einander unterscheiden müsse. Jedes Urtheil eines heiligen Geschichtschreibers; jedes erzählte Gespräch zweyer Personen; jedes affektvolle Lied, jeder Ausspruch Hiobs, oder seiner Freunde, ist nicht für einen göttlichen Ausspruch zu halten. Es fehlt uns nur noch an einer genau bestimmten hermeneutischen Regel, die göttlichen Aussprüche von den bloß erzählten menschlichen Reden in

jedem Fall zuverläßig zu unterscheiden. Der V. sieht verschiedene Stücke des alten Testaments als historische Beylagen an, z. E. S. 18. das hohe Lied Salomons ist nach seiner Meynung eine solche Beylage, zum Zeugnisse, wie sehr sich dieser König durch heydnische Weiber zur Wollust und dadurch zur Abgötterey verführen lassen.

Im zweyten Hauptstück von der Gottheit fordert er die freygläubigen Christen, d. i. solche, welche ihrer eigenen Einsicht in die heilige Schrift, im Urtheilen über göttliche Dinge folgen, S. 45. auf; die Erklärungen der symbolischen Bücher bey seite zu setzen, und mit ihm aus der Schrift selbst die Lehre von der Gottheit zu suchen, ja ihm selbst dabey nicht zu trauen, weil ein Mensch gar zu leicht in so geheimnißvollen Lehren irren könne. Er glaubt, es erhelle aus der Schrift und aus den von ihm angeführten Stellen, daß der Vater Jesu Christi der einzige wahre Gott, der Gott über alles sey, und wo er im N. T. mit dem Sohn oder mit dem heiligen Geiste zusammengesetzt werde, nur der Vater und kein anderer Gott genannt werde, S. 46. daß aber Christus in Betrachtung unsres und der Welt, nicht aber in Betrachtung seines Vaters allerdings gleichfalls Gott, und göttlich zu verehren sey, S. 47. aber in einer andern Bedeutung Gott, auf irgend eine Art abstammend, Gott von Gott, nicht so vollkommen Gott über alles wie der Vater, oder besser, Gottes Sohn sey, S. 48. 49. daß er unvergleichbare Hoheiten habe, und mit dem Vater auf eine unvergleichbare Weise eins sey, S. 50. Dieser Gottes Sohn erniedrigte sich

selbst

selbst, und ward Mensch; stand in seinem menschlichen Leben unter der Führung und Leitung des heiligen Geistes, und ließ sich endlich kreuzigen und tödten. S. 51. Nach seiner Auferstehung ward er erhöhet zur rechten Hand Gottes, d. i. an den Ort, wo die allerherrlichsten Wirkungen der Allmacht geschehen, und da ist er unser Fürsprecher bey Gott, und ein König aller Könige, der regieren wird von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber endlich Gott und dem Vater das Reich überantworten, d. i. feyerlich kund thun wird, daß er dem Vater unterthan sey. Wegen der unvergleichbaren Hoheiten, die er vor seiner Geburt hatte, und wegen dieser, die er nach der Himmelfahrt bekam, ist er unser Herr und Gott, und göttlich zu verehren, S. 52. u. f. Nebst dem Vater und dem Sohn haben wir auch einen Geist Gottes und Christi, der von beyden gesandt wird und ausgeht; dem die heilige Schrift solche Eigenschaften beylegt, daß wir ihn für eine Person halten müssen. Nach derselben hat er Hoheiten, die mit keinen andern, als den Hoheiten J. C. verglichen werden können. Wir sollen in seinem Namen sowohl getauft werden, als in dem Namen des Vaters und des Sohnes. Wir müssen ihn daher für unsern Gott halten, ob er gleich nirgends im N. T. ganz deutlich, Gott genennt wird; aber wir denken mit Recht, daß er seine Kräfte und Eigenschaften etwa auf eine ähnliche Art von dem eingebohrnen Sohne Gottes ableite, oder mitgetheilt bekomme, wie Christus vom Vater S. 56. u. f. der Vater, der Sohn und der heilige Geist sind auf eine uns nicht deutlich zu erforschende Weise eins. Unter sich; indem der Vater beyden,

beyden, der Sohn dem heiligen Geiste, die Kräfte und Eigenschaften mittheilt, um welcher Ursachen willen, keiner unter ihnen mehr Aehnlichkeit hat mit irgend einem ausser ihnen, als mit den übrigen beyden: in Absicht auf uns; weil die Lehren und Wirkungen von allen dreyen für göttlich gehalten werden müssen, und wir gegen einen jeden in Absicht auf unsre Glückseligkeit in einem sehr ähnlichen Verhältnisse stehen, S. 59. — Die Folgen, die der V. S. 60. u. f. daraus zieht, lassen sich leicht errathen.

Es ist hier der Ort nicht, die Beweisgründe des V. zu prüfen. Wir wollen nur eine Anmerkung überhaupt machen, welche wenigstens ein Beweiß unsrer Unpartheylichkeit seyn wird. Uns scheint der V. in eben den Fehler gefallen zu seyn, den er und andere an den gewöhnlichen Lehrbüchern des Christenthums mit Recht tadeln. So wie diese hat er eine Menge Schriftstellen gehäuft, ohne jedesmal auf die Veranlassung und den Zusammenhang, wodurch die Ausdrücke derselben bestimmt werden, zu sehen, wenn nur der Ausdruck seiner Meynung günstig zu seyn schien; so wie sie, hat er die Stellen, die ihr zu widersprechen scheinen, unberührt gelassen, z. E. mag nur Röm. 9, 5. (wo Christus auch Gott über alles genannt wird) und so wie sie, hat er auch nach menschlicher Fassung Folgerungen daraus gezogen, da wir doch in einer Lehre, die Gottes innere Natur betrift, nie ohne Anleitung der Schrift einen Schritt wagen sollten, wo wir nicht die bescheidene Furcht äusserten, daß wir im Finstern tappen, und vielleicht beym dritten

ten

den Worte irren. Warum ahmen wir nicht der Weisheit der Apostel nach, welche von dem innern Verhältniß der göttlichen Personen nichts bestimmt haben? Gewiß, es war zu unsrer Seligkeit nicht nöthig; sonst hätten sie es bestimmt, auch leicht bestimmen können. Ist es also nicht unsre Pflicht, bloß bey ihren Aussprüchen stehen zu bleiben, die wahre Erklärung derselben zu suchen; und diese gesammlete Erklärungen allein als Glaubenslehren, die Gott uns selbst gegeben hat, anzunehmen; die Christen aber vor allen Schlüssen daraus zu warnen, weil sie nothwendig bey einem so erhabenen Gegenstande, den wir nicht sicher mit unsrer übrigen Erkänntniß vergleichen können, ohne Noth in unauflösliche Tiefen, in Verwirrung und Irrthum gerathen müssen. Wie wollen Kinder an Erkänntniß über Gottes Natur raisoniren? Und wie werden sich alle diese Kinder einst schämen, daß sie so schwachsinnig, und doch so unbescheiden und zuversichtlich raisonirt, und so gar Glauben dafür gefordert haben. — Von dem V. hätten wir hier vielmehr den Ton der bescheidenen Unwissenheit vermuthet, darinn er bey ähnlichen Untersuchungen gesprochen hat.

Im dritten Hauptstück von den göttlichen Rathschlüssen nimmt der V. alle übrige Lehren des Glaubens der Christen zusammen. Der Kürze halber können wir nur das merkwürdigste in wenigen Worten anzeigen. Das Ebenbild Gottes besteht nach S. 69. in allen überthierischen Vorzügen des Menschen, womit Herrschaft über die Thiere verbunden war; in der Unsterblichkeit; im Stande der

Unschuld,

Unschuld, da die Menschen ohne Schande und Scha-
den nackt und ohne Herrschaft unter einander gleich
seyn konnten; und in einer Befreyung von vielen Be-
schwerlichkeiten, die wir jezt ausstehen müssen. In
Vergleichung mit niedrigern Wesen haben wir noch
vieles vom göttlichen Ebenbilde. Durch die erste
Sünde ist alle Sünde, und der Tod, in die Welt ge-
kommen. Wir werden aber einmal alle wieder auf-
erweckt werden, und das hat uns Christus durch sein
Leiden und Tod erworben, und die wahrhaftig an ihn
glauben, werden alsdann von aller peinlichen Strafe
ihrer Sünden frey, und vorzüglich selig werden,
S. 69. Daß die Strafen der Hölle aufhören, giebt
er sich S. 74. viel Mühe zu beweisen; er sieht es
auch als eine zur Bekehrung der Naturalisten wich-
tige Wahrheit an. Daß sie aufhören mögen, wün-
schen wir mit ihm, und gestehen auch, daß uns die
Vernunft davon überreden will. Aber der Gegen-
satz Matth. 25, 46. steht dieser Meynung noch im-
mer entgegen; und die Erklärung des Worts ewig,
die der V. S. 79. und 83. giebt, scheint uns nicht
allein ganz willkührlich zu seyn, wie er sie denn auch
mit keinen Exempeln bewiesen hat; sondern die Aus-
legung dieser Stelle, die er darauf bauet, ist auch
sehr gezwungen und den Parallelstellen vom ewigen
Leben, wo die Unaufhörlichkeit desselben deutlich ge-
lehret wird, nicht gemäß. Darinn sind wir mit ihm
einig, daß diese Lehre kein Aergerniß unter den Chri-
sten anrichten könne. — Christi Versöhnung be-
steht nach S. 92. u. f. darinn, daß ein jeder um der-
selben willen, Unsterblichkeit, Auferstehung, und
endlich

endlich einmal unaufhörliche Glückseligkeit zu gewarten hat, ob er gleich ein Sünder ist; und insbesondere die, die den wahren und wirksamen Glauben haben, von aller verdienten peinlichen Strafe ihrer Sünden im göttlichen Gerichte um des unschuldigen Leidens Jesu willen freygesprochen werden. Die Wirkungen der Sünde aber, die in einem Mangel der Belohnungen bestehen, bleiben, S. 94. Der Glaube, sagt der V. S. 98. mit Recht, besteht in einem Gehorsam, oder in einer Folgsamkeit des Verstandes und des Willens gegen die Predigt des Evangelii, und überhaupt gegen die Aussprüche Gottes; und hieraus zieht er viele richtige Folgerungen von der Natur des Glaubens unter dem alten Testamente; von der nothwendigen Thätigkeit des Glaubens; von der Unmöglichkeit des Glaubens ohne wahre Buße, u. s. w. Was er S. 102. u. f. sagt, billigen wir auch, wenn seine Meynung diese ist; daß die Zuversicht auf J. C. Verdienst kein allgemeines und ausgemachtes Kennzeichen für die Menschen sey, daß sie den wahren Glauben haben; denn viele sichere, und doch rohe und unbekehrte Menschen haben diese Zuversicht: sind sie darum wahre Gläubige? und viele rechtschaffene Herzen haben oft Aengstlichkeit und Zweifel, die aus ihren gebeugten und mit Scham erfüllten Herzen entspringen: sollte ihre Sehnsucht und Bangigkeit und Ungewißheit nicht besser seyn, als jener Gewißheit? So müste der Glaube aufhören, etwas moralisches zu seyn. Wenn die Apostel Christen vor sich hatten, die solche freudige Zuversicht des Glaubens empfunden hatten, so

berech-

berechtiget uns das nicht, sie zum allgemeinen Kennzeichen zu machen, darnach man die Richtigkeit seines Glaubens beurtheilen könne. Eben dadurch hat man der Schwärmerey ein großes Thor geöfnet. — Die Wiedergeburt geht oft nach und nach und in unmerklichen Graden vor S. 107; welches nicht zu läugnen ist. — S. 113. läugnet der V. daß alles, was ein unwiedergebohrner Mensch thue, Sünde sey; daß ein Mensch bey seiner Wiedergeburt gar nicht thätig sey; daß wir den Beystand des heiligen Geistes durch die Erfahrung wissen, und von dem, was durch die Kräfte der Natur und andre Mittel geschieht, unterscheiden könnten, u. s. w. Diese ganze Materie wäre jezt, da die Gemüther vom Streit kühle geworden sind, einer genauern Untersuchung wohl würdig, denn sie ist von sehr praktischen Folgen, und ihr Mißverstand richtet bey vielen Christen viel Verwirrung an; S. 116. zeigt er, daß wir kein auf die Schrift gegründetes Recht haben, andre Völker, die nicht Christen sind, zu verdammen; daß aber doch die Christen ansehnliche Vortheile vor allen andern voraus haben. Daß die Berufung nicht allgemein sey, lehrt die Erfahrung, S. 119. ja einige sind zu dem Mangel der Vortheile der Christen prädestinirt, S. 120. Die Taufe hält er nach S. 132. für nichts weiter, als für einen von Christo eingesetzten heiligen Gebrauch, sich öffentlich zu den Lehren des Evangelii zu bekennen, und zur Verehrung der im Evangelio geoffenbarten Gottheit zu verpflichten. Seine Gründe verdienen Prüfung; in Erklärung der Stelle Ap. Gesch. 2, 38. hat er uns nicht Genüge gethan. Es ist ihm zweifelhaft,

felhaft, ob Christus auch die Kindertaufe zur Absicht gehabt, doch hält er sie für nützlich, wiewohl die Taufe der erwachsenen stärkern Eindruck machen müsse, S. 123. u. f. In der Lehre vom heiligen Abendmahl vertheidiget er die Meynung der Reformirten, S. 143. das Beichtgeld ist ihm anstößig, S. 146. aber wie soll man der Sache abhelfen? Daß ein Lehrer heut zu Tage nicht eigentlich und wirklich Vergebung der Sünden ertheile, läugnet er ebendaselbst mit Recht. Was er S. 162. u. f. von dem Beystande des heiligen Geistes, und von dem Kennzeichen sagt, daraus wir denselben bey uns schließen können, verdient eine nähere Prüfung; die aber hier zu weitläuftig seyn würde. Ueberhaupt wäre diese Lehre des Christenthums der unpartheyischen Untersuchung eines einsichtsvollen Mannes wohl werth; dadurch aus richtiger Erklärung der Schrift und zuverläßiger Erfahrung, der Schwärmerey sowohl, als der eitlen Zuversicht auf sich selbst gleich gut vorgebeugt würde. — Genung vom Inhalte; wir haben noch überhaupt einige Anmerkungen versprochen.

H. B. hat sein Buch zum Unterricht der Jugend bestimmt; es scheint aber aus verschiedenen Ursachen dieser Absicht nicht gemäß zu seyn. Einmal weicht er in vielen Stücken von dem gewöhnlichen Lehrbegrif ab, darinn die Jugend entweder schon unterrichtet worden, oder doch von ihren ordentlichen Lehrern unterrichtet wird, und das giebt seiner Anweisung einen gewissen polemischen Ton, der, wenn er auch die dadurch unterrichtete Jugend überzeugte, zugleich ein für sie und für das gemeine Wesen höchst nachtheili-

ges Mißtrauen gegen die Einsichten und Aufrichtigkeit ihrer ordentlichen Lehrer erwecken muß; woraus oft eine übermüthige und zügellose Verwerfung deſſen, was von ihnen herkömmt, erfolgen wird. Wem dieſes Buch zur Erkänntniß der Wahrheit nutzen ſoll, der muß die Lehre ſeiner Kirche ſchon wiſſen, daß er beyde unter ſich, und mit der Schrift vergleichen kann. Ueberhaupt wäre wohl eine ſchüchterne Furchtſamkeit in Behaupten anſtändiger geweſen, da manchen Leſern ein Lehrſatz ſehr wichtig ſeyn wird, dawider der V. eifert, und doch zugleich geſteht, daß der daraus erwachſende Schaden unbedeutend ſey. Zweytens iſt es zum Unterricht für die Jugend, für die Wichtigkeit ſeines Inhalts nicht intereſſant genung vorgetragen. In ſeiner natürlichen Religion hat er uns hierinn nicht Genüge gethan; in der bibliſchen Religion noch weniger. Wir glaubten, er würde nach ſeinem in der Philalethie gegebenen Plane den Leſer in jener nur ſo weit führen, als die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft kommen kann; und des Leſers erregte Ungedult auf einen weitern Aufſchluß deſſen, was Gott und ihn, und ſein Glück angeht, reizen; alsdann aber ſeinen Blicken die Offenbarung eröfnen, ſeine Ungedult befriedigen, ſeine Zweifel heben, ſeine Finſterniſſe durch das Licht derſelben erhellen, ihn in den angelegentlichſten Erkänntniſſen durch Ausſprüche Gottes ſicher ſtellen, und ſeine Pflichten erweitern und verſtärken. Anſtatt deſſen aber finden wir eine zwar deutliche, aber trockene, kritiſche Beurtheilung der chriſtlichen Glaubenslehren, und eine öftere Beſtreitung der gewöhnlichen Erklärung derſelben in

den

den christlichen Kirchen. Dieses ist für die Fähigkeiten und Einsichten der Jugend gar nicht. Was Herr B. gegen die Auslegung und Verfassung der Kirchen und ihrer Lehrer zu erinnern hatte, muste für sie selbst besonders vorgetragen werden: Die Jugend wird dadurch nicht unterrichtet; das sieht, hoffen wir, der V. selbst ein. Er hat offenbar zwey Absichten verbunden, den Unterricht der Jugend und die Bestreitung verschiedener Kirchenlehren, die sich oft einander hindern müssen. Endlich, so will er die biblische Religion vortragen; Religion ist aber ohne Sittlehre nicht, die ihr wichtigster Theil ist. Von der Sittenlehre des Evangelii aber hat er nichts gesagt; die sich durch die Autorität ihrer Vorschriften, durch ihre allgemeine Verständlichkeit, durch die Beschaffenheit und Stärke der ihr ganz eigenen Bewegungsgründe, und durch eigenthümliche Pflichten sowohl, als durch besondere Bestimmungen verschiedener aus der Vernunft bekannten Pflichten von der natürlichen Religion merklich unterscheidet. Die Vernunft vermuthet Vergebung der Sünden von Gott, und die Offenbarung sagt sie zu, und lehrt, wie sie uns zu Theile werden solle; jene hoft auf ein besseres Leben und auf Unsterblichkeit, diese macht es gewiß, zeigt den Weg dazu, empfiehlt die Sorge dafür, und giebt uns reizende Vorstellungen davon; jene findet Ursach zu glauben, daß alles moralische Böse Gott mißfällig sey, diese schildert es aufs stärkste in dem Werke der Erlösung; jene erregt den Wunsch immer tugendhaft zu seyn, diese stärkt ihn ungemein, und giebt Muth dazu durch den versprochenen Beystand

Gottes; u. s. w. Der V. hat, wie wir schon erinnert haben, von der Sittenlehre des Evangelii vieles unvermerkt in die natürliche Religion übergetragen; aber, da er nun in der biblischen Religion gar nichts von der Sittenlehre sagt, nimmt er ihr nicht einen großen Theil ihres Gewichts; und können nicht viele Leser auf die Gedanken gerathen, die letztere sey eine bloß trockene Theorie, die zur Spekulation da sey, und für das Leben keinen bestimmten Gebrauch habe? Wenigstens sind sie durch dieses Buch, das sie die biblische Religion lehren soll, auf diesen Gebrauch nicht sattsam und andringend gewiesen. Die christliche Tugend ist aber doch von der natürlichen und bürgerlichen so sehr unterschieden, daß sie in dem Unterrichte des Christenthums ein großes und höchst wichtiges Hauptstück ausmachen muß; wie der V. selbst an einem andern Orte sagt.

Von den angehängten Zusätzen wollen wir nichts sagen. Denn ob sie gleich in Absicht der Lehrer und Kirchenverfassungen vieles enthalten, das von Lehrern und Obrigkeiten geprüft und beherzigt zu werden verdient, so gehöret es doch nach des V. Absicht gar nicht zum Unterricht für die Jugend. Den Erinnerungen an die Naturalisten im sechsten Zusatz wünschen wir den verdienten Eingang.

Der Anhang enthält von S. 1. bis 48. einen Grundriß der Religion, darinn aus beyden bisher angezeigten Schriften der vornehmste Inhalt in einen kurzen Auszug gebracht, und als eine Art des Katechismus in Fragen und Antworten gesetzt ist, wovon wir nun nichts mehr zu sagen nöthig haben.

Diesem

Diesem sind noch Gebete und Betrachtungen beygefügt, die vernünftig und simpel sind, aus eigenem Gefühl ihren Ursprung gehabt haben, und eben um deswillen auch erbaulich sind. Die Gedanken vom wesentlichen Christenthum von S. 119. an, kann man zwar nicht für ganz reif erklären; aber die Sache selbst ist für die allgemeinere Ausübung der christlichen Religion so wichtig, und des V. Absicht, die daraus hervorleuchtet, so fromm; daß seine Vorschläge nicht sowohl widerlegt, als verbessert und brauchbar gemacht zu werden verdienen.

Und hierbey können wir nicht unterlassen, zum Beschluß anzumerken, daß es uns der theologischen Klugheit nicht gemäß zu seyn dünkt, wenn man die vermeynten oder wirklichen Irrthümer aus diesem Buche sammlen, und über Ketzerey schreyen will. Die christliche Kirche wird wenig dadurch gebessert, und den Spöttern und Ungläubigen ein neuer Triumph bereitet werden. Das Herz und die Absicht des V. sind sichtbar gut; es ist auch mehr als zu wahr, daß der Unglaube immer weiter einreisset, und der mehrentheils schlechte Unterricht der Jugend im Christenthum eine wichtige Ursach davon sey. Diesem Uebel hat der V. abhelfen wollen. Hat er es nicht getroffen, was hilft das Streiten darüber? Man mag singen oder nicht, so wird das Uebel bleiben. Lieber mache man es besser. Man liefere uns an statt dessen einen Unterricht der Jugend, der simpel und überzeugend, von der Schultheologie gereiniget, und für das Herz interessant sey; man verhüte darinn ohne Streit und Eifer die irrigen oder unbe-

stimmten Meynungen, welche man in diesem Buche antreffen mag: so wird man den Einfluß derselben weit besser verhindern, als durch kriegerische Ausfälle, die den wenigsten Christen Nutzen schaffen. Durch eine reelle Verbesserung wird man sich auf eine recht ehrwürdige Weise um die Kirche Gottes und um das Heil der Seele verdient machen.

B.

VI.

Des Maximus Tyrius philosophische Reden. Aus dem Griechischen übersetzt, durch Christian Tobias Damm, Rektor des köllnischen Gymnasii zu Berlin. Berlin, verlegts Arnold Wever, 1764. in 8. sechs und dreyßig Bogen.

Es kann keine Bemühung der deutschen Gelehrten edler und patriotischer seyn, als diejenige, die es mit mancherley und oft nicht leicht zu übersteigenden Hindernissen übernimmt, die alten griechischen Schriftsteller in unsre Sprache überzutragen, um uns dadurch der herrlichen Schätze und Reichthümer des unsterblichen Griechenlandes theilhaftig zu machen. Für dergleichen Arbeiten, die einen recht brennenden Eifer gemeinnützig und dienstfertig zu seyn, zu verrathen scheinen, können fast keine Belohnungen, die der Arbeit so ganz angemessen wären, ausgemacht werden. Es wäre aber auch zu wünschen, daß die Gelehrten, welche dergleichen über

sich

sich nehmen, allemal reine und rechtschaffne Absichten haben möchten; sonst wird ihr Dienst zu einer großen Kleinigkeit, ja

turpiter atrum
Desinit in piscem mulier formosa superne.

Herr Damm sagt in seiner Vorrede: »Dieser Schrift»steller bleibt in seiner Art allemal schätzbar: und »man wird insonderheit auch dies daraus gewahr »werden, was für einen großen Vorzug unsre heu»tige Art zu philosophiren vor der ehemaligen habe; »ob gleich ein aufmerksamer Leser hier überall Be»trachtungen finden wird, die der Mühe sie einzuse»hen, würdig sind«.

Ich bin weit davon entfernt, daß ich den Maximus nicht für einen vortreflichen Redner und wahren Philosophen halten sollte, der dem Jahrhunderte, worinn er lebte, Ehre macht. Ich nenne ihn mit dem Casaubonus mollissimum Platonicorum, und mit dem Petit auctorem inprimis elegantem in Philosophia ac disertum, ja von seiner Dissertation, ob man seinen Beleidiger wieder beleidigen soll? spreche ich aus Ueberzeugung meines Herzens dem Rhenanus nach: Sermo tam sanctus, tam pius, tam Christianus, vt si hic auribus vulgo crebrius inculcetur, facile futurum sperem, vt insanis istis bellorum tumultibus, quibus Christiani inter nos concurrimus, aliquando finis imponatur. Allein ich behaupte auch im Gegentheil, daß dieser Philosoph, solche falsche und verkehrte Principia habe, wie sie nur unsre Modephilosophen haben können, welche Wolfen und

Baumgarten wechselsweise mit Füßen treten. In seiner dritten Dissertation: da Gott alles gut macht, woher kommt das Uebel? zeigt er zwar so viel, daß es nicht von Gott, nicht vom Himmel komme; Οὐ γαρ ἐξ ὑρανυ μα Δια, ὐκ ἐξ ὑρανυ. Φθονος γαὰ ἐξωθεν τυ χορυ ἱσται, sondern, daß die Menschen die Ursach alles Bösen wären, wie Homer sage:

Σφησιν ἀτασθαλιησιν ὑπερ μορον ἀλγε' ἐχουσι,

und daß der Grund davon theils in den Eigenschaften der Materie, theils in der Freyheit der Seele liege. Die Uebel und das Unglück, worüber wir uns beschweren, sagt er, müssen zur Erhaltung des Ganzen das ihrige beytragen, und also müssen die Theile leiden. Der Baumeister der Welt hat sich nur die Erhaltung des Ganzen vorgesetzt; um die einzelnen Theile bekümmert er sich gar nicht. Pest, Erdbeben, Ueberschwemmungen, die Ausbrüche des Aetna, tragen alle zur Erhaltung des Ganzen etwas bey. Das moralische Uebel erkläret er mit einem seltsamen Gleichnisse, wodurch die Güte und Heiligkeit Gottes nicht im geringsten gerettet wird.

In der fünften Dissertation verdammt er das Beten, als eine höchst überflüßige und lächerliche Sache, statuiret das Fatum, und läugnet die Vorsehung Gottes über einzelne Dinge. In der Dissertation, wie man frey von Bekümmerniß leben müsse, wird gar nichts ausgemacht. In der sechs und dreyssigsten Dissertation hält er dem Soldatenstande einen großen Lobspruch, nennt den Ackerbau eine niedrige, eine elende Lebensart, eine große Kleinigkeit, und in

der

der darauf folgenden Dissertation hält er dem Ackerbaue einen Lobspruch, und macht den Soldatenstand herunter, wovon wir gar keinen Nutzen absehen, und welches uns eben so abendtheuerlich vorkommt, als wenn Rousseau hintritt, und mit aller Beredsamkeit wider den Selbstmord donnert, da er ihn doch vorher mit gewaltigen Gründen vertheidiget hatte. Oppolita iuxta se posita magis elucescunt könnte man sagen. Allein die wahre Ursach ist wohl die, daß man dem Unwissenden, das Verkehrte zu vertheidigen, mit Gründen an die Hand gehen will, die ihnen ihr hirnloser Kopf nicht vorstrecken konnte. Also sollte ich, fragt Herr Damm, den Maximus gar nicht übersetzen, weil er falsche und verkehrte Principia hegte? Ja sie sollten ihn übersetzen; nur aber fodern wir, daß sie nicht allein hätten anzeigen sollen, wo er verkehrt spricht, sondern sie hätten ihn kurz und gründlich widerlegen sollen. So aber lassen sie es bloß bey der Anzeige, zugeschweige, daß sie es nicht einmal allezeit thun, und wenn es hoch kommt, so sagen sie bloß: es ist albern, welches zwar ein Schimpfwort, aber nicht hinlänglich zur Widerlegung ist.

Was die Uebersetzung selbst anbetrifft, so ist sie ein Beweis, daß man ein alter gelehrter Deutscher seyn kann, ohne deutsch zu verstehen; daß man den Genius der griechischen Sprache wissen kann, und ihn in seine Muttersprache nicht überzutragen vermögend ist, und daß man die Charaktere der Alten sehr wohl ausstudirt haben kann, und wenn sie in eben denselben Kleidern in unserer Sprache erscheinen sol-

len, wir ihnen oft ein Gewand umwerfen, in dem sie kein Mensch kennt. Und bey dem allen muß H. D. gleich anfangs seine Schuld dadurch vergrößern, daß er λογοι, welches der lateinische Uebersetzer durch Dissertationes giebt, Reden übersetzt. Wenn man nun diese Reden zur Hand nimmt, ja was muß man da von der Beredsamkeit des Maximus denken!

In der ersten Dissertation heißt es zu Anfang: Περι μεν δαιμονιων αμφισβητων λογον λογω φημι, και ανεχομαι την τασιν und Heinsius übersetzt es vollkommen anständig: de natura Daemonum cum disputetur, rationem rationi facile patior opponi, nec contentionem hanc reprehendo. Nun höre man H. D. »Wenn wegen der Geister untersucht wird, »so rede ich mit, ich dulde auch allerley Einwendungen«. Nicht weit hievon steht eine vortrefliche Stelle, die im Griechischen sowohl, als in der lateinischen Uebersetzung voll Geist und Leben ist. In H. D. Uebersetzung kennt man sie gar nicht mehr. »Da der allerberedteste Plato, wenn man ihn auch »gegen einen Homer vergleiche, dennoch nicht genung Glauben, in seinen Abhandlungen von Gott, »gefunden hat, sondern man die Gedanken des Plato »von andern Personen zu vernehmen sucht; so kann »ja wohl niemand, der nur ein wenig Verstand hat, »auf seinen Vortrag viel Vertrauen gründen: man »müsse denn etwa einem Durstenden, der einen reinen »und wasserreichen Strom vor sich hat, der ergötzend »ist im Anschauen, lieblich im Trinken, sattsam im »Erquicken, aus einem kleinen und an allen diesen »Eigenschaften mangelhaftern Bache lieber schöpfen,

»und

und dem Durstenden den nöthigen Trunk darbringen zu wollen». Ist das wohl eine gute deutsche Redensart? einen gegen einen vergleichen. Und wo ist da ein gesunder Verstand, wenn übersetzt wird: man müsse denn etwa einem Dürstenden u. s. w. aus einem kleinen Bache, lieber schöpfen, und dem Dürstenden bringen.

In der ersten Dissertation nach der deutschen Ordnung, sagt eigentlich der griechische Maximus: Φιλοσοφῳ λεγω der Lehre des Philosophen, das heißt hier soviel: Die Philosophie, ὁδὸς ἀποτετμηται καιρος ἰδιος, ist an keine Zeit gebunden. Herr Damm übersetzt: für die Lehre der Vernunft ist keine bestimmte Zeit fest gesetzt; als wenn die Philosophie lediglich die Vernunft, und nicht auch den Verstand beschäfftigte. Oder als wenn zur Einsicht philosophischer Wahrheiten bloß nur Vernunft, aber kein Verstand erfodert würde. Es ist ja ein Unterschied, wenn ich die Verbindung der Wahrheiten begreife, und hernach das Mögliche derselben deutlich einsehe. Das erstre gehört für die Vernunft, das andre aber für den Verstand. Kurz hierauf steht im Text: τῳ δὲ των ἀνθρωπων βιῳ ἀν ἀφελης λογον, ἐγκυρσεται κατα κεφαλην τινων τροπας και ἀσαφεις ὁδους και τραχειας, das heißt, sagt H. D. Benimmt man dem Leben des Menschen die vernünftige Lehre, so weichet es ab auf böse, finstre, rauhe Wege, es geräth ins Stürzen, da es doch besser gewesen wäre, zu sagen: der Mensch kommt zu Fall.

Auf der 12. Seite sagt Maximus: wär die Hoffnung nicht, so würde der Soldat nicht mehr dienen,

men; und der Kaufmann nicht mehr zu Schiffe gehn, ἐπαυσατο ὁ ἐμπορος πλεων, zu schiffwerken sagt H. D. ελαττον γαρ το ληφθεν τε προσδοκωμενου, d. i. Der Besitz ist gegen die Hoffnung ein Nichts, umschreibt H. D. sehr matt: Des noch zu erwartenden ist immer mehr, als des schon erhaschetes. Auf der 59. Seite ist auch eine sehr verworrne Periode anzutreffen. »Gleichwie aber in Ansehung der »menschlichen Leiber, jene ehemalige für die Kunst »leichter zu besorgen waren, wegen ihrer gesunden »Lebensart; diese neuern hingegen einer veränderten »Heilungsmethode bedürfen: als auch die Seele ehe»mals, wegen ihrer edlen Einfalt, oder wie wir es »itzt nennen, wegen ihrer dummen Einfalt, hatte da»mals nur u. s. w.» Dergleichen μακρολογιαν liebten die Jonier, und es ist kein Verdienst, ihnen selbige ablernen wollen. Eben so sehr muß man sich des Juristenstils enthalten, den H. D. auf der 80. S. annimmt, nämlich: laß die Götter unbehelliget; laß das Schicksal unbehelliget; laß das Glück unbehelliget; laß die Kunst unbehelliget.

Der Anfang der Dissertation, wie man aus Unglück Vortheil ziehen könne, liefert uns eine eben so verworrne Periode, wie die vorhergehende war. »Es »ist ja ein Elend, heißet es, daß die Gottheit zwar »dem Menschen zum Vortheile, das Gute vom Uebel genau abgesondert, und verordnet hat, daß keines von beyden sich mit dem andern vermengen, sondern ihr Wesen eben so verschieden seyn solle, als »das Wesen des Tages von der Nacht, und des Lichts »von der Finsterniß, und des Wassers vom Feuer, »(denn

»(denn wollte man eins von diesen zu seinem Gegen»theile bringen, und ihre Verschiedenheit in ein ge»meinschaftliches Wesen vermischen; so würde man »die Eigenschaft aller beyden vernichten) daß aber die »Menschen selber, die doch nach einem glückseligen Le»ben trachten, allerley widriges zu demselben hinzu»setzen«. Zwar ist die Periode im Original selbst etwas verworren; aber kann das eine Entschuldigung für den Uebersetzer seyn? Er kämpfe so lange mit seinem Autor, bis er mit einer verständlichen und wohl zusammenhangenden Periode über ihn gleichsam gesiegt hat. Wenn H. D. diese Regel vor Augen gehabt hätte, so würde er folgende nicht minder verworrne und platt übersetzte Periode hingeschrieben haben. Der Grieche will untersuchen, ob wohl ein Mensch einer vollkommnen zeitlichen Glückseligkeit theilhaftig werden könne, oder nicht. »Denn sagt »H. D. (da es doch da heißen muß) es liegt viele»ley im Wege, so wie einem leichtlaufenden Manne »Graben, und steile Anhöhen, und tiefe Löcher, und »andre Abschnitte, aufstoßen, bey welchen ein un»kundiger des Weges, oder der bald matt wird im »Laufe, oder der zu schwach ist worüber zu springen, »oder der leicht fällt, wenn er über was weglaufen »will, bald gehemmet wird, oder irret, oder zaghaft »wird: hingegen ein muthiger, im Laufen geübter, »des Weges kundiger Mann, läufet wegen seiner »Stärke schnell, wegen seiner Känntniß richtig, we»gen seiner Geschicklichkeit sicher vor fallen«. Es trägt zur Undeutlichkeit dieser Periode nicht wenig bey, daß H. D. die Kommata fast stets am u echten

ten Ort gesetzt hat. Ἀρετη ψυχης, sagt Maximus in eben dieser Dissertation, και μοχθηρια, ἀρται πηγαι d. i. Tugend und Rechtschaffenheit sind die Quellen u. s. w. Herr D. Tugendhaftigkeit und Untugendhaftigkeit, edle und unedle Beschaffenheit der Seele sind die doppelten Quellen. Aus fünf nachdrucksvollen Wörtern so viele matte und unbedeutende Wörter zu machen!

Am Ende der ein und vierzigsten Dissertation will Maximus so viel sagen: Wenn die Seele von sinnlichen Begierden überwältigt gleichsam krank wird — welches Uebel stets weiter um sich frist — so ist das beste Mittel, daß der Mensch die sinnlichen Begierden, die zum Theil mit aus dem Bau des Körpers entstehen, unterdrücke. Herr D. übersetzt: Bey wem die Seele unterkötig und angefressen und faulend ist, die immer das nächste mit ansteckt und verderbet, einer solchen Seele müssen die Leibeskräfte abgenommen werden, u. s. w. Was sind Leibeskräfte der Seele? δυναμεις των σωματων kann das wahrhaftig nicht heißen. Das sind die sinnlichen Begierden, die thierischen Triebe, die zum Theil ihren Grund in dem menschlichen Körper haben.

Die mir bestimmten Gränzen lassen mich nicht weiter gehen. Ich will also nur noch einige sonderbare Ausdrücke bemerken, nämlich: ein ungefährtes Leben, nicht lauterlich, Kauffahrerschiffe, das Zusammenhangsmäßige, die wohlanständigertragne Ausbauung, die Beflei[illegible]igungen, die wohlabgemeßne und wohl auf einander passende

Herum-

Herumdrehung der daselbst (im Himmel) befindlichen einander ungleichen musikalischen Körper, der krummen Betrug, die stimmenden Kinder, die immer qvellenden Schenken, die Gelübden, welche Menschenfreundschaftlich sind. Eben so könnte man ihm auch seine sonderbare Rechtschreibung vorhalten, wenn er Ere, an statt Ehre, Son, an statt Sohn, ann für an, Sele für Seele u. s. w. spricht: kurz Herr D. versteht das Griechische so, wie ein uralter Scholiast, kann es aber keinesweges verständlich und schön übersetzen. Möchte doch dieser Gelehrte diese Sprache und seine Gelehrsamkeit überhaupt so anwenden, daß er, wie Young sagt, nicht durch sie umkomme.

D.

VII.

Abhandlungen der Churf. Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1. Band. München mit akademischen Schriften 1763. 4. Erster historischer Theil 282 S. 5 Kupfert. zweyter philosophischer Theil 232 S. 9 Kupfert. ohne Zueignungsschrift an J. Ch. D. v. Bayern, Vorrede und Register.

In gegenwärtiger Recension kann nur von dem Theile geredet werden der die philosophischen Abhandlungen enthält. Man hat beyde trennen wollen, selbst in der Akademie sind darüber

Bewe-

Bewegungen entstanden, es ist aber beyder Vereinigung den Absichten der Akademie am gemäßesten befunden worden, die Begierde nicht nur zu einer oder der andern nützlichen Wissenschaft, sondern zu allen überhaupt zu erregen. Von der Unnützlichkeit, der scholastischen Philosophie, selbst in Absicht auf die Gottesgelahrtheit, werden in der Vorrede, aus welcher auch die nur angeführten Nachrichten genommen sind, Gedanken geäussert, die eine überaus angenehme Hoffnung zu aufgeklärten Zeiten in dem römischgesinnten Deutschlande geben. Den Anfang des philosophischen Theils macht Herr J. G. Lamberts Abhandlung von dem Gebrauche der Mittagslinie beym Land- und Feldmessen. Cl. L. glaubt 6 S. man habe den Compaß nur meistens bey Bergwerken gebraucht, weil man sich keine große Genauigkeit davon versprochen, (wenn es möglich wäre, würde man beym Markscheiden lieber noch mehr Genauigkeit suchen als beym Feldmessen, weil dorten die Fehler kostbarer sind; aber die Art Winkel wie beym Feldmessen durch Visiren zu nehmen, geht unter der Erde nicht so gut an). Weil man Mittagslinien, die nicht gar zu weit von einander und nicht gar zu nahe am Pole liegen, als parallel ansehen kann, so wendet Herr L. die Eigenschaften der Parallelen zu seiner Untersuchung an, z. E. die Winkel eines Dreyecks aus jeder Seite Abweichung von der Mittagslinie zu finden, 9 S. Die Lage eines dritten Ortes aus zweyen gegebenen zu bestimmen 10 S. u. s. w. Wo Herr L. sowohl geometrische Verzeichnungen und Berechnungen als auch algebraische Formeln mittheilt. Will man sich beym

Grund-

Grundlegen einer Landschaft mit einem Risse begnügen auf dem schon Hunderttheile nicht mehr zu erkennen sind (Herr L. sagt nicht wovon es $\frac{1}{100}$ seyn sollen) so hält er 25. S. einen Compaß, der $\frac{1}{4}$ Grade anzeigt, zulänglich, und besser als eine Sonnenuhr, die zu klein wäre, solche Theile des Grades anzugeben. Astronomische Arten die Mittagslinie zu finden erklärt Herr L. 27 u. f. S. und giebt 30 S. eine quadratische Gleichung für die, welche sich des Unterschieds zweyer Azimuthe und der dazwischen verflossenen Zeit bedient. (Herr L. erwähnt, so viel man sieht, nicht ausdrücklich, daß die Mittagslinie auch bey dem Gebrauche des Compasses, wegen desselben Abweichung unentbehrlich ist. Diese Auslassung, die freylich nur eine Vergessenheit ist, könnte einen Unerfahrnen auf die Gedanken bringen, man habe die Mittagslinie nur nöthig, wenn man sich des Compasses nicht bedienen wollte. Aber so würde man nicht die wahren Lagen gegen die Weltgegenden bekommen, obgleich die Oerter unter sich, ihre gehörigen Lagen gegen einander haben würden. Wenn man die Winkel mit dem Compasse richtig genug abgenommen hätte. Diesen Irrthum, als ob entweder die Mittagslinie allein, oder der Compaß allein zu brauchen wäre, könnte auch der Ausdruck 27 S. bestärken, daß man an jedem Stande einen Tag zubringen müßte, wenn man die Mittagslinie aus übereinstimmenden Sonnenhöhen finden wollte. Das ist wahr, aber wenn man sie nur an einem Stande so bestimmt, und die Abweichung des Compasses von ihr wahrgenommen hätte, würde man sie vermittelst des Compasses an die andern Stände übertragen

können, wenn man nicht die größte Schärfe suchte). Herr L. erstreckt seine Untersuchung 33 u. f. S. auch auf größere Messungen, die durch Grade fortgehen, und zeigt, wie sich da der Mittagslinien Winkel finden läßt. Die ganze Abhandlung zeigt nicht nur von der schon aus viel Schriften bekannten mathematischen Einsicht ihres Verfassers, sondern auch von dem Nutzen der höhern Rechnungen in praktischen Aufgaben.

II. Pet. v. Osterwald kurze Einleitung wie die geometrischen Operationen bey Aufhebung geographischer Landcharten vortheilhaft, genau und zuverläßig anzustellen. Herr v. O. erklärt sich bescheiden, daß er keine neuen Entdeckungen verspreche, aber die Anwendung bekannter Wahrheiten zu gewissen Vortheilen und Handgriffen kann doch etwas nützliches und neues seyn. Zu dem, was Herr von O. hier mittheilt, hat ihm (57 S.) ein Quadrant von einem französischen Fuß im Halbmesser Anlaß gegeben, dessen sich Herr Cassini bey seiner letzten Abmessung die ihn durch Bayern geführt, bedient hat, und darauf die Winkel auf 15 bis 20 S. zu schätzen wuste. Herr von O. beschreibt anfangs die gewöhnliche Art eine Gegend vermittelst Dreyecke und einer gemessenen Standlinie in Grund zu legen. Der Winkelmesser dazu soll 66 S. mit zwey Fernröhren versehen seyn, da sich das bewegliche mit der eingetheilten Scheibe um die Axe des Werkzeuges dreht, das unbewegliche allemal mit dem beweglichen einerley Gegenstand zeigt, wenn das letztere auf o Gr. steht. Dieses, versichert daß sich das Werkzeug nicht verrückt hat. Weil

man

man öfters Winkel auf Kirchthürmen nehmen muß, wo man durch die Fenster nicht viel Gegenstände sehen würde, wenn der Winkelmesser innwendig im Thurme stehen müste, so kann er auf ein starkes Bret gestellt werden, das sich durch Schrauben in jedem Fenster des Thurms befestigen läst. Solchergestalt aber bekömmt man Winkel am Fenster, da man doch eigentlich Winkel am innwendigen Mittel des Thurms verlangt. Man muß also aus jenen diese finden, welches Herr v. O. das Centriren der Winkel nennt, 101 u. f. S. lehret, und dazu Tafeln berechnet hat. Die Charte aus dieser Messung zu zeichnen, will Herr von O. nicht, daß man die gemessenen Winkel der Dreyecke auf das Papier tragen sollte, sondern er berechnet trigonometrisch jedes Ortes Entfernungen von zwo gegebenen Linien, die mit einander rechte Winkel machen. (Man wird sich doch zu dieser Zeichnung eines Maaßstabes bedienen, der schwerlich genauer als in tausend Theile getheilt seyn wird. Ein solches Tausendtheilchen wird zuweilen bey einer Charte, die eine große Gegend fassen soll, eine Ruthe u. d. g. gelten müssen, und genauer wird man also die Stellung der Oerter durch das angewiesene Verfahren nicht finden, als auf solche Größen, statt deren Tausendtheilchen des Maaßstabes angenommen werden. Nun kann man vermittelst eines tausendtheilichten Maaßstabes Winkel ziemlich genau, und meistens auf 4 bis 5 M. verzeichnen. Sollte dieses Verfahren in der Zeichnung nicht die nöthige Richtigkeit fast so gut als die hier vorgeschlagene Art, und ohne die so mühsame Berechnung geben?) Auf der 113 u. f. S.

wird ein allgemeines Meßwerkzeug beschrieben, dazu Herr von O. von dem Stativ eines Teleskops Anlaß genommen, das der geschickte Künstler in Augspurg Herr Brander für die Akademie verfertigt. (In dieses Stativs Beschreibung befindet sich ein Wort, das seiner Ungewöhnlichkeit wegen dem Leser anstößig seyn wird. Jedermann weiß was eine Schraubenmutter ist. Die in sie hinein gehörige Schraube, hat bisher noch keinen eignen Namen gehabt, hier heißt sie: Schraubenvater. Vielleicht, ist dieses Wort nicht so analogisch gemacht als es dem ersten Ansehen nach scheint, denn es scheint als ob Mutter bey der Schraube nicht mater, sondern vterus oder den Eingang dazu, bedeuten sollte, und da möchte sich das correlatum dazu nicht wohl nennen lassen). Das Wesentliche der Branderischen Vorrichtung besteht darinnen, daß das Teleskop längst dem Durchmesser eines verticalstehenden halben Kreises befestigt ist, der sich durch eine Schraube in der Verticalfläche drehen läst, dadurch das Teleskop auf jede gegebne Höhe sehr scharf kann gestellt werden. Dieses hat der Churf. Münz- und Bergrath Herr von Limprun auf das Fernrohr zu einem Meßinstrumente angewandt und Herr von O. noch eine Horizontalscheibe die eben so gedreht wird, beygefügt. Wenn diese Kreise 8 bis 9 Z. im Durchmesser haben, glauben sie dadurch die Winkel so genau als mit Quadranten von 3 bis 4 Fuß im Halbmesser zu beobachten. Es kömmt, wie leicht zu erachten, hier alles auf die Vollkommenheit der Schraubengewinde an, und Herr von O. versichert, daß ein nach diesen Gedanken

danken verfertigtes Werkzeug, wo die Kreise etwa 9 Z. im Durchmesser haben, einerley Winkel, von verschiedenen Punkten der eingetheilten Kreise an gemessen genau einerley Zahl von Graden, Minuten und Secunden gehalten. Herr von O. zeigt den Gebrauch dieses Werkzeuges, seine Vorzüge, und was bey Einschneidung der Schrauben zu beobachten ist, wozu freylich ein sehr geschickter Künstler gehört.

III. Ildephons Kennedys O. S. B. Abhandlung von den Morästen. Solche wässerichte Gegenden, die doch mit Gras, Binsen, u. d. g. überwachsen sind, finden sich in Bayern häufig. Herr K. sucht sie nutzbar zu machen. Hiezu schlägt er 142 S. die Ableitung des Wassers vor, die aber schwer fällt, wenn man nicht genug Abhang hat, oder das Erdreich thonig ist, oder Qvellen da sind u. s. w. deswegen ist man auf die Durchschneidung mit Graben gefallen, von der 144 u. f. S. gehandelt wird, worauf auch einigermaßen gewiesen wird, wie solche Plätze zu Viehweiden zuzurichten sind. Die Schrift ist an nützlichen Vorschriften reich, die sich auf Känntniß der Natur gründen.

IV. Joh. Ant. v. Wolter Churf. Geh. Raths und Protomedici Nachricht von dem Torfe, worinnen bewiesen wird, daß der Rauch des Torfes der Gesundheit nicht im mindesten schädlich sey. Der Beweis beruhet theils auf chymischen Untersuchungen, dergleichen schon Joh. Hartm. Degner angestellt, und die in dem Torfrauche nichts schädlichers anzeigen als im Holzrauche, theils auf dem so alten und allgemeinen Gebrauch des Torfes zumal in Holland. (Der letzte

Grund den Herr von W. am meisten ausführt, möchte wohl nicht überzeugender seyn, als wenn man behaupten wollte, es sey keine Gefahr, daß das Meer Dämme durchreisse, weil ja so viel Länder an der See ihre Sicherheit bloß Dämmen überlassen müssen; denn auch die Holländer müssen Torf brennen. Da indessen der physische Grund seine Richtigkeit hat, so wird Herr v. W. wohl durch den historischen bey denen den meisten Eindruck machen wollen, die sich mehr nach Exempeln als nach Einsichten richten, und sein Endzweck ist patriotisch, den Torf, den man in Bayern findet, zur Ersparung des Holzes gewöhnlich zu machen.)

V. Carl Aug. Scheids Versuch einer praktischen Anleitung Steinkohlenlager in ihrem Gebürge aufzusuchen und zu bearbeiten. Herr Lehmann in seiner Geschichte der Flötzgebirge hat zu Aufsuchung der Steinkohlen einen guten Grund gelegt, Triewald aber in den Abh. der schwedischen Akad. d. W. Nachrichten von allem was zur Känntniß der Steinkohlen gehört, ertheilt. Herr Sch. aber klagt über die Undeutlichkeit des Uebersetzers, der vermuthlich auch den Schweden nicht überall recht verstanden, als worzu ein Bergmann gehört. (Diese Aufsätze befinden sich in dem ersten Theile der Abhandlungen, die nicht vom Herrn Pr. Kästner übersetzt sind) Herr Sch. hat indessen aus dieser Quelle geschöpfet, das Undeutliche aufgeklärt, die Ordnung etwas geändert, und seine eigene Känntniß und Erfahrung beygebracht.

VI. Jac. Christian Schäfers Sr. K. M. in Dänemark Raths, Abbildung und Beschreibung

zweyer

zweyer wahren und falschen Versteinerungen. Dieses ist der berühmte Insektenforscher zu Regenspurg, welches deswegen zu erinnern ist, damit man ihn nicht etwa in Dänemark suche. Die beyden falschen Versteinerungen die Herr Sch. selbst gefunden, sind Steine, auf deren einem man sich hebräische Buchstaben, auf dem andern ein Thier einbilden kann. Herr Sch. wendet mehr als einen Bogen an, zu beweisen, daß diese Dinge keine wirklichen Versteinerungen sind, und ihren Ursprung dem Gewässer, Regen und Witterung zu danken haben. Nachdem folgt wieder ein langer Beweiß, daß es wahre Versteinerungen gebe, und die beyden hier angeführten Beyspiele sollen versteinerte Früchte seyn, welches auf dem Originale deutlicher zu sehen seyn muß als auf den Abbildungen. Was es aber für Früchte sind, weiß Herr Sch. nicht. Dieser Aufsatz würde statt dritthalben Bogens nicht viel über ein Qvartblatt geworden seyn, wenn er nur das enthielte, was in Schriften einer Akademie der Wissenschaften gehört, und auch noch alsdenn wäre er das schlechteste Stück der ganzen Sammlung gewesen, die so viel Vortreffliches enthält. Die gute deutsche Schreibart welche in diesen Aufsätzen gebraucht worden, verdient bey einem Bayrischen Werke wohl auch gerühmt zu werden. Die ruhmwürdigen Bemühungen dieser Gelehrten werden aber hoffentlich machen, daß man gute Schreibart und gründliche und nützliche Känntnisse an ihren Landsleuten nicht mehr als was ungewöhnliches bewundern wird.

J.

VIII.

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Erster Theil, Leipzig und Breslau bey Joh. E. Meyer 1764. 8. 344 Seiten.

Ein Werk von dieser Art wird hoffentlich ein angenehmes Geschenk für unsre jungen Landsleute seyn, in so fern es mehr als zu wahr ist, was auch der V. in dem ersten Briefe erwähnet, daß, dem in öffentlichen so wohl hohen als niedrigen Schulen eingeführten Unterrichte, und der Art, wie selbst klaßische Schriftsteller gelesen und erkläret werden, zu Folge, die richtige Lenkung, Ausbildung und Bearbeitung des Geschmacks und des Gefühls junger Leute immer eine Sache bleibt, die ihrem eignen Fleiße, einem guten Glücke oder künftigen Zeiten überlassen ist, und wobey schon viel gewonnen wird, wenn die Gemüther zu bessern Eindrücken in der Folgezeit nur nicht stumpf und untüchtig gemacht werden. Die Methode, deren sich der V. gegenwärtiger Briefe bedient, scheint gut gewählt zu seyn; in so ferne es jungen Gemüthern angemessener ist, durch Beyspiele unvermerkt, als durch trockne Regeln, ehe in ihrem Kopfe noch Gegenstände genug vorräthig sind, auf welche sich die Anwendung davon ohne Mühe machen ließ, beschwerlicher Weise angeführet zu werden. Es ist also der Vorsatz des V. von den vornehmsten und berühmtesten Gedichten in jeder Dichtungsart, der Alten und Neuen, einen kurzen Entwurf und Begriff anzugeben, und nach einer vernünf-

künftigen Kritik und dem gegründeten Urtheile
esten Kunstrichter den Charakter der besten aus-
gen und einheimischen Werke in den vorzüglich-
rten der Dichtkunst zu bestimmen. Diesem
m V. selbst vorgezeichneten Plane zu Folge, wäre
es unbillig, vollständige Beurtheilungen, scharfsinnige,
tiefeindringende und auf die ersten Bestandtheile ei-
nes Werkes zurückgehende Betrachtungen, kühne Kri-
tiken oder viele noch nicht gemachte feinere Bemer-
kungen zu verlangen. Hingegen bemerket der Leser
mit Vergnügen eine feine und richtige Beurtheilungs-
kraft, ein sichres und zartes Gefühl des Schönen so-
wohl als des von andern an die Hand gegebenen
Wahren; eine schöne Belesenheit in alten und neuen,
auswärtigen und einheimischen Kunstwerken und
Kunstrichtern. Im Vortrag und Ausdruck herrschet
eine Eleganz und Anständigkeit, welche den Verfasser
vorzüglich charakterisiret und unsern Landesleuten
noch nicht so gar allgemein ist. Ob der Charakter
der Briefe überall beobachtet ist? dieß wollen wir
eben nicht entscheiden. Wir sind an diese eben so un-
bedeutende, als beqveme Art der Einkleidung des Vor-
trags bereits gewohnet.

Der V. breitet sich zuerst über die Lehrgedichte
aus, und vom sechsten bis neunzehnten Briefe gehen
folgende durch die Musterung: Hesiodus Werke
und Tage; dieses scheint gleichwohl nicht mit einem
kritischen Auge und aus einem richtigern Gesichts-
punkte betrachtet zu seyn, als man es insgemein an-
siehet, da man ein mehr moralisches zu einem arbeitsa-
men Leben nach den Arten der Gewerbe jener Zeiten

anführendes Gedicht durchaus zu einem Lehrgedicht vom Ackerbau machen will. Ueberhaupt gehet man so trocken darüber hinweg, daß diese Hintansetzung des ältesten Lehrgedichts schwerlich sich rechtfertigen lassen dürfte, wenn es sich nicht in der That so verhielt, daß für die Kunst wenig Vorschriften daraus zu ziehen seyn möchten. In dieser Absicht um die Regeln des Lehrgedichtes abzumerken, dient allerdings Virgils georgisches Gedichte besser. Hier hat der V. besonders dasjenige, was man bey der gelehrtesten Känntniß und richtigsten Kritik der Ursprache des Dichters doch nicht wissen kann, und welches doch das Eigne des Dichters und das Vorzügliche des Virgils ausmacht, sehr wohl bemerkt, den poetischen Schmuck und die veredelnde Verschönerung gemeiner Ideen, mit einem Wort, die Vollkommenheit der Dichtersprache *). Vaniers Meyerhof, Rapins Bücher von den Gärten, sind richtig beurtheilt; doch letzteres verdient kaum eine Bemerkung, und gehört unter die zahlreiche Klasse der neuern lateinischen Dichter, deren ganzes Verdienst im richtigen Scandiren und einer kindischen wörtlichen Nachahmung der Alten bestehet; dergleichen prosodischer Schulexercitien eine große Anzahl aus der Gesellschaft Jesu gekommen ist; vielleicht ist überhaupt

*) Eine sehr feine Bemerkung mischt er anderwärts S. 109. ein: „Virgil bedient sich oft des Kunstgriffs, daß er seine Regeln in eine Beschreibung einkleidet, und seinen Landmann in der Ausübung dessen schildert, was er lehren wollte.

haupt noch kein Jesuit ein guter Dichter gewesen und vielleicht dürften beyde sich schwerlich in einer Person vereinigen lassen. Auch den besten Dichtern aus diesem Orden merkt man das Sklavische und das Schulmäßige zu sehr an. Eine angenehmere und nützlichere Kritik verschaffen the Fleece von Dyer; Philipps Gedicht vom Cider; Armstrongs Kunst, die Gesundheit zu erhalten; denn Vida von den Seidenwürmern verdiente in der That kaum erwähnt zu werden; Popens Versuch vom Menschen; und hier merkt man den Vorrath an Vorgängern in der Kritik des letztern Gedichtes gar deutlich; Duland von der Größe Gottes in der Natur macht neben Popen eine sehr ärmliche Figur; so wie Vida neben dem Horaz von der Dichtkunst; vom erstern wird wohl ein zu günstiges Urtheil gefällt, daß er leicht, wohlklingend, fließend und poetisch sey; da er so prosaisch, voll Flickwörter, und wenn man so sagen dürfte, noch mehr voll Flickgedanken und leer von poetischen Schönheiten ist, ausser solchen, die er bloß aus den Alten copirt hat. Hinter dem Buckingham und Boileau von der Dichtkunst; und Pope Versuch über die Kritik; ist ein Brief über das verschiedne Genie der Franzosen und Engländer in Lehrgedichten eingeschaltet, welcher jungen Leuten sehr nützlich seyn muß; dann folgen die beyden Lehrgedichte der Deutschen: Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels und Withofs sinnliche Ergötzungen. Der zwanzigste Brief enthält einige feine Bemerkungen von den noch nicht entwickelten Regeln des komischen

Helden-

Heldengedichts, welche im ein bis fünf und zwanzigsten Briefe sehr gut aus den Beyspielen vom geraubten Wassereimer des Tassein, Boileaus Pult, Garts Dispensary, Popens Raub einer Haarlocke, Butlers Hudibras und der komischen Epopee Herrn Zachariäs erläutert werden. Von den ersten fünf Briefen erklären der erste die Absicht dieses Werks, der fünfte den Endzweck der Poesie, und die drey übrigen die Geschichte der Dichtkunst; diese drey gestehen wir aufrichtig, hätten wir gewünschet, daß sie weggeblieben wären; indem sie, einige irrige Umstände nicht zu gedenken, zu nichts dienen können, als die falschen Begriffe von der Entstehungsart und ersten Alter der Dichtkunst, unter den jungen Leuten fortzupflanzen; ungeachtet wir gern zugeben, daß dieser Vorwurf nicht sowohl den Verfasser, als die Geschichte der Dichtkunst unter den verschiednen Völkern überhaupt betrift, so wie wir sie zur Zeit haben, und für welche gar sehr zu wünschen ist, daß einmal ein Mann, welcher mit seiner weitläufigen Belesenheit, Geschmack und einen philosophischen Geist verbindet, sich derselben annehmen möchte.

L.

IX.

Arrians indische Merkwürdigkeiten und Hannons Seereisen. Nebst Herrn Heinrich Dodwells Prüfung der Seereise des Nearch, und Herrn von Bougainville Abhandlung von der Seereise des Hanno und den carthaginensischen Handelsplätzen, die er an den Küsten von Africa angelegt hat. Mit Landcharten und einem geographischen und historischen Register über den Arrian. Braunschweig und Wolfenbüttel, verlegts J. C. Meißner, 1764. gr. 8. 17 B. mit 3 Bogen Vorrede, Innhalt der Kapitel, und Berechnung der Stadien nach deutschen Meilen.

Der Aufschrift nach kann ein Leser nicht anders als sich eine neue Uebersetzung des Arrians versprechen. Die Vorrede ist indessen desto aufrichtiger, und sagt uns das, was wir bereits bemerket hatten, daß die 1710. in Hamburg gedruckte Uebersetzung von M. Georg Raphelius hier zum Grunde geleget, und von desselben Schwiegersohn, Herrn Conrad Arnold Schmid, welcher gleichfalls die wettsteinische Ausgabe des Arrians nach Raphelius hinterlassenen Papieren veranstaltet hat, verbessert und wie er sich ausdrucket, neu eingekleidet sey. Indessen müssen wir gestehen, daß auch dieses Gewand noch nicht nach dem rechten deutschen Schnitt gerathen ist, und der Ausdruck ist immer noch steif und holpricht. Wider die Treue der Uebersetzung ist nichts zu sagen; denn einige Kleinigkeiten,

ten, die mehr Druckfehler sind, wäre unbillig zu rügen; als daß K. 2. §. 5. τὰ δὲ πρὸς ἕω, nicht ausgedruckt ist. Zum Arrian selbst sind hin und her Anmerkungen beygefüget, welche, wenn die Wichtigkeit des Innhalts entscheiden soll, gar wohl hätten wegbleiben können, zwey bis drey ausgenommen, als S. 13. 14. 15. die Ursachen der Ueberschwemmung des Nils betreffend, ob der auf den äthiopischen Gebürgen geschmolzene Schnee darunter zu rechnen sey, in welchen wir doch gleichfalls auch wie auch S. 20. eine große Flüchtigkeit in unrichtiger Anführung der Stellen bemerken. Der Herr V. gedenkt in der Vorrede, daß er viele Erläuterungen und Ausschweifungen, die er aus den alten Erdbeschreibern, ingleichen dem Plinius und dem Salmasius gesammlet gehabt, unterdrückt und zurück geleget habe. Wir unsers Orts wünschten noch lieber, die alten Erdbeschreiber, und also auch den Arrian, mit den neuen Erd- und Reisebeschreibern verglichen und jene aus diesen erkläret, bestätiget oder widerleget zu sehen; durch ein solches Werk würde dem Publico ein ungemein angenehmes Geschenk geschehen. Arrian hat eigentlich eine Schrift des Nearchs zum Grunde geleget, und mit andern Nachrichten verglichen. Dieser Nearch hatte vom Alexander das Commando über die Flotte, die aus dem Indus auslief, und die südliche Küste von Indien entdecken sollte, erhalten. Dodwell hält die ihm beygelegte Schrift für ein Werk der Zeiten der letzten Ptolomäer; dies ist der Gegenstand seiner hier beygefügten Abhandlung. Hannons Seereise ist griechisch

mit

mit der Uebersetzung eingedruckt, ohne Anzeige, woher sie abgedruckt sey. Das Griechische ist wohl nicht ganz correkt, und die Uebersetzung hin und wieder etwas hart; Wer sagt zum Exempel: dieſe jagten uns zurück, da ſie uns mit Felſenſtücken warfen. Αἰθίοπες ἄξενοι konnten ohne Bedenken wilde Mohren, überſetzet werden. Des Herrn von Bougainville Abhandlung ist aus dem 26. Bande der Schriften der königl. Akademie der Innſchriften überſetzet. Endlich ist vom Herrn Ueberſetzer ein klein Gedicht, die Nymphe Panope, eine Erzählung an ſeinen Freund beygefüget, in welchem ſich, es ist nicht zu läugnen, Poeſie findet, das aber eine zu ſehr verbrauchte Erfindung, eine Verwandelung zum Grunde hat, welche noch dazu zu unſern Zeiten auch nicht einmal eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit mehr haben kann. Uebrigens vereinigen wir mit dem vom Hrn. Schmid in der Vorrede gethanen Wunſch den unſrigen, daß doch alle griechiſche und lateiniſche Erdbeſchreiber in unſere Sprache überſetzet werden möchten. L.

X.

Wilhelm Abraham Tellers, der heil. Schrift Doctors, Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens. Helmſtädt und Halle, 1764. bey Carl Hermann Hemmerde, 1 Alph. 16 ½ Bogen in 8.

Die Liebe zur Wahrheit iſt rechtſchaffenen Herzen ſchätzbar, noch ſchätzbarer in der Religion, je wichtiger dieſe iſt. Sollte ſie alſo gleich unter

unter dem Forschen nach Wahrheit auf Abwege verleiten, so muß sie deswegen nichts von ihrem Werth verlieren. Auch der Irrende verdient unsere Achtung, wenn er mit Ehrlichkeit geirret hat; wir sind ihm für seinen Muth, einen ungebahnten Weg zu betreten, Dank schuldig; es wird heller darauf, und Verirrungen lehren uns die Abwege kennen, und verwahren uns dafür. Nie hat auch wohl ein redlicher Mann geirret, daß er nicht zugleich Wahrheit gefunden hätte. In diesem Gesichtspunkte nehmen wir uns vor, gegenwärtiges Buch zu beurtheilen, das so viel Aufsehen gemacht, so viel Streitschriften schon veranlasset hat, und vermuthlich noch viel Eiferer, blinde sowohl, als sehende, auf den Kampfplatz ziehen wird. Wir trauen uns selbst Unpartheylichkeit zu, und hoffen, daß man uns auch unpartheyisch finden wird.

Die Absicht des V. wie er sie selbst in der Zuschrift an den H. D. Erneſti und in den Vorerinnerungen darlegt, ist untadelich; und ihre Aufführung für die Lage unserer Zeiten auch nöthig. Er will ein System des christlichen Glaubens aus der Bibel geben, und nicht, wie es in den verschiedenen Kirchen, ja man kann noch hinzusetzen, nach der verschiedenen Denkungsart mancher Gottesgelehrten, nur allzugewöhnlich ist, dem bereits gemachten System die Bibel anhängen. Zu dem Ende will er nichts vortragen, als was die Bibel klar und ausdrücklich sagt; er will eben der Ordnung folgen, darinn Gott selbst die Wahrheiten in der Bibel geoffenbaret hat; nur das, was sie als Offenbarung eigenthümli-

thümliches hat, daraus sammlen; jedes in der Reihe von Wahrheiten vortragen, wo es die Schrift selbst in seiner ganzen Stärke und Klarheit vorträgt; das, was sie dunkel gelassen, auch dunkel lassen, und was sie ins Licht gesetzt hat, in allem ihren Lichte, Wahrheit, Deutlichkeit und Einfalt darstellen: er will endlich im Ganzen immer den Grundsatz vor Augen haben, daß der Geist Gottes in einer menschlichen Sprache zu Menschen in der Schrift geredet habe, und folglich nicht darnach erkläret werden müsse, was sein göttlicher Verstand selbst bey den gebrauchten Ausdrücken nach ihrem ganzen Umfange habe denken können; sondern, was der Mensch, der sie braucht, und für den sie gebraucht werden, dabey zu denken pflege. Der V. druckt sich selbst über seine ganze Absicht in folgenden Worten der Zuschrift aus: „Meine Absichten, spricht er, waren, die Wahrheit »der Schrift zu ehren; für das Verständniß des ge»meinen Mannes zu sorgen, die Religion nicht auf »Unkosten menschlicher Lehrbücher zu tractiren, daß »sie eine ungesunde Stärke bekömmt, u. s. w.». — Wer die Religion der Christen hoch schätzt, dem muß die Ausführung dieser Absichten lieb seyn.

Diese Absichten haben es nothwendig gemacht, daß verschiedene Lehrpunkte, die man sonst in der Dogmatik antrifft, hier ganz weggeblieben sind: weil sie entweder nicht eigenthümliche, sondern nur Vorbereitungslehren des Christenthums sind; oder Erklärungsformen solcher Lehren, darüber sich die Schrift nicht erkläret, sondern uns in einer gewissen Dunkelheit gelassen hat; oder Nebenfragen, die das

wesentliche nicht betreffen; oder solche Erörterungen der Lehrsätze, die ehemals durch Streitigkeiten in der Kirche veranlaßt worden, und also nicht in die Glaubenslehre, sondern in die Geschichte derselben gehören; oder endlich solche, die durch noch obschwebende Streitigkeiten veranlaßt werden, welche der V. in die Polemik verweist. — Ueberhaupt ist hiergegen mit Grunde wohl nichts zu erinnern. Es kömmt auf die Anwendung des V. an, was für Lehren er dahin rechnet, wovon wir ein mehrers in der Folge sagen werden. So viel ist gewiß, daß wenn sich der V. in einer oder andern Weglassung geirret haben sollte, man daraus noch nicht schließen kann, daß er die Lehre selbst läugne. Wir glauben z. E. daß sich der V. geirret habe, die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften, als eine Vorbereitungslehre, aus seinem Plan wegzulassen. Sie ist ein nothwendiges Gemälde, das Ganze der geoffenbarten Religion in seiner Schönheit, Faßlichkeit und in seinen hervorstechenden Zügen kenntlich zu machen: nicht allein, weil wir diesem Gemälde die Hauptzüge unsrer natürlichen Erkänntniß zu danken haben; sondern auch, weil es das von Gottes Vollkommenheiten ausmahlt, was diese unvollendet läßt; und dasjenige in einer Reihe großer Handlungen historisch dem Anschauen darstellt, was die natürliche Erkänntniß aus sorgfältigen Beobachtungen, und tiefsinnigen Schlüssen mühsam entwickeln muß. Allein wie thöricht würde es seyn, wenn man dem Verfasser aufbürden wollte, er verkenne dieses große Gemälde in der Offenbarung ganz und gar.

Nach

Nach den vorausgesetzten Regeln und Absichten hat der V. also den Plan zu seinem Werke so gemacht, daß er von der ersten Schöpfung überhaupt, und von der Schöpfung des ersten Adams, dessen Ursprung, Würde und Fall insonderheit anfängt, und alsdenn auf Christum, den zweyten Adam übergeht; die leiblichen Nachkommen des ersten, und die geistlichen Nachkommen des andern; jener sündliches, und dieser ihr neues Leben einander entgegen setzt; und mit der Verstoßung jener in eine neue elende und der Einführung dieser in eine neue glückliche Welt beschließt. Das ganze Werk besteht also aus fünf Hauptstücken. 1) Von der ersten Schöpfung der Welt: und ihrer neuen Schöpfung. 2) Von dem ersten Adam, seinem Ursprung, Würde und Abfall: dem andern Adam, dessen weit höherm Ursprung, Würde und Gehorsam. 3) Von der Nachkommenschaft des Ersten durch die leibliche Geburt: und der Nachkommenschaft des Andern durch die geistliche Geburt. 4) Von dem sündlichen Leben jener: und dem neuen Leben dieser. 5) Von der Verstoßung jener in eine noch weit mehr elende Welt: und der Einführung dieser in eine neue Welt. Der Grund zu dieser Eintheilung ist aus Röm. 5, 12-21. genommen. — Gegen den Plan selbst haben wir nichts; aber gegen die Einkleidung desto mehr. Sie macht den ganzen Vortrag der Glaubenslehre allegorisch. Wir wollen nur einige Exempel davon anführen. Das Wort Gottes ist das Zeugungsmittel der neuen Geburt, und die Vereinigung mit J. C.

in der Taufe das Zeugungsmittel zur Vollendung desselben. Das heil. Abendmahl ist ein Erhaltungsmittel des geistlichen Lebens. Die Vergleichung der leiblichen Zeugung, Geburt, Wachsthum und Reife mit den geistlichen Veränderungen des Menschen in der Wiedergeburt ist an vielen Orten recht herrschend, u. s. w. Wir wollen hier nicht wiederholen, was Herr D. Ernesti bereits darüber gesagt hat, wie sehr solche Einkleidung der Simplicität und Deutlichkeit eines Lehrvortrags, und besonders eines acroamatischen in der Theologie, zuwider sey, dem wir gänzlich beypflichten müssen: sondern nur noch dies beyfügen, daß es einem dogmatischen Theologen sehr wichtig seyn muß, keine Veranlassung zu Systemen der Schwärmerey, dazu der Mensch in der Religion so geneigt ist, zu geben; sondern vielmehr durch Reduktion der figürlichen Ausdrücke der Schrift auf ihre gleichbedeutende simple, dem Hange so vieler halberleuchteten Christen dazu vorzubeugen. Und welche unglückliche Schwärmerey könnten wir nicht aus dem Mißbrauch der Allegorie des V. entstehn sehn! Zu welchen seltsamen Träumen und Irrwegen der menschlichen Einbildungskraft hat nicht die kaltblütige Auslegung der orientalischen Ausdrücke, oder auf gewisse nicht verstandene Sitten und Gebräuche anspielende Figuren der Schrift, von je her verführt? Ist dies nicht die Quelle der mehresten Schwärmerey gewesen? Es ist Pflicht für den Dogmatiker, diese Quelle zu verstopfen. Zumal itzt, da man gesundere Begriffe von der Schriftauslegung hat, und diese gesundere Begriffe auch

mehr

mehr Glauben unter den Menschen zu finden anfangen.

In dem Werke selbst können wir dem V. nicht Schritt vor Schritt folgen; es wird genung seyn, wenn wir nur das unterscheidende darinn bemerken, und von diesem selbst nur das wichtigere. — Was nun das erste Kapitel betrifft; so finden wir es überhaupt an ihm Recht, daß er die Schriftstellen, welche man aus unrichtiger Auslegung zu Beweisstellen einer Glaubenslehre braucht, aus der Liste derselben ausmärzt. Dadurch leistet er der Religion einen wahren Dienst. Wir sind auch mit ihm eins, daß insbesondre die meisten von ihm geprüften Stellen dem Sohn und Heil. Geiste die Schöpfung nicht zuschreiben, die man darinn zu finden vermeynt. Auch nicht Joh. 5, 17. 19. obgleich hier nicht blos von dem, was der Sohn als Erlöser verrichtet, die Rede seyn kann, wie aus V. 21. 26. erhellet, die mit zum Zusammenhange, und also auch zur Erklärung obiger Stelle gehören: wie denn auch der V. selbst S. 55. den 17. V. zum Beweis anführt, daß die Schrift ausdrücklich dem Sohn die Vorsorge und Erhaltung beylege. Es ist ferner wahr, daß die Schrift nicht ausdrücklich sage: der Sohn hat die Welt erschaffen. Sie sagt aber auch nicht blos: Gott hat sie durch ihn geschaffen, welches man allenfalls so verstehn könnte, der Sohn sey die Instrumentalursache gewesen: sondern sie sagt auch; durch ihn (den Sohn) ist die Welt geschaffen worden, welches mehr bedeutet, als jenes. Nach dem griechischen Sprachgebrauch kann zwar δι' ὃν, ἐν ᾧ,

eine verdienstliche Ursache anzeigen, aber hier nicht; denn es wird Joh. 1, 3. durch χωρις αυτου εδε εν &c. erklärt, und hier bitten wir den V. ob er sich nach diesem Spruch ohne Zwang die Schöpfung denken kann, ohne zugleich an den Sohn, als die wirkende Ursach, zu denken. Es folget auch aus der ihm zugeschriebenen Erhaltung, wenigstens nach unsern Begriffen, daß ihm die Schöpfungskraft zukommen müsse. — Die Erklärung der Schöpfungsgeschichte S. 39. u. f. empfiehlt sich durch ihre Simplicität, und beuget vielen unnützen Fragen vor. — S. 46. tadelt er die gewöhnliche Eintheilung in die allgemeine, besondere und ganz besondere Vorsehung, zu deren Rechtfertigung sich zwar noch etwas sagen ließe; er hat aber selbst die Lehre von der göttlichen Vorsorge, die er in die Erhaltung und Regierung abtheilt, so deutlich auseinander gesetzt, und den Umfang und die verschiedenen Wirkungen von beyden so wohl bestimmt, daß man seine Eintheilung schön finden muß.

Zweytes Kapitel. In dem richtigen Verstande, der Rechtschaffenheit des Willens, der völligen Subordination der niedern Kräfte unter die obern, und in dem Mangel alles innerlichen Saamens zum Bösen setzt der V. S. 62. u. f. das Ebenbild Gottes, und das ist auch alles, wozu uns die Schriftstellen, in welchen desselben Erwähnung geschieht, berechtigen; ja kaum wird man alle besondere Bestimmungen, die der V. davon angiebt, aus denselben herleiten können. Die Absicht desselben setzen wir aber mit dem V. nicht blos S. 67. in der dem Menschen

schen anzuvertrauenden Herrschaft, sondern in dem vernünftigen Genuß der Glückseligkeit, die ihm von Gott bestimmt war. — Die Erklärung der Geschichte des Falls S. 74. u. f. ist vernünftig. Die Ursache des göttlichen Verbots war nach S. 76. daß des Menschen gute Fähigkeiten durch öftere Uebung gestärkt werden sollten. Wohl! Aber es war nicht die einzige Ursach; der Mensch sollte dadurch in dem Gedanken erhalten werden, daß er unter Gottes Aufsicht stehe: ohne diesen Gedanken ist kein vernünftiges Geschöpf fähig, wahrhaftig glückselig zu seyn. Das vierfache natürliche Uebel, das auf den Fall erfolgt ist, geben wir zwar aus der Erfahrung zu; aber wir sehn nicht ein, daß es unmittelbar daraus folgen müsse, wie der V. S. 87. ohne Beweis annimmt. Diese Uebel bestehn in habituellen Mängeln, die aus einer einzigen Handlung, als die Uebertretung Adams war, nicht natürlicher Weise folgen mußten. Hier müssen die Veränderungen in dem Menschen, der zu sündigen anfängt, und in dem, der darinn fortfährt, genauer studirt werden. — Durch den angedrohten Tod versteht der V. S. 87. eine eigentliche ewige Zernichtung, es scheint uns aber nur die Stelle 1 Kor. 15, 20-22. einige Beweiskraft zu haben.

In der Lehre von Christo geben wir den Vorerinnerungen des V. völligen Beyfall. Die geheimnißvolle Beschaffenheit der Sohnschaft J. C. und der Vereinigung beyder Naturen in ihm sollte nicht weiter erklärt werden, als uns die Schrift darinn vorgeht. Gott hat am besten gewußt, wie viel uns

davon zu wissen nöthig sey. Erfordern Irrthümer in der Kirche mehr Erörterung, so muß diese nicht sowohl eine vorwitzige Erklärung des Dunkeln, als bescheidene Verwahrungssätze seyn, daß den klaren Aussprüchen der Schrift nicht entgegen gedacht werde. Höret der Irrthum auf, so wird seine Geschichte und diese Sätze zugleich in den Registern der Kirche aufgehoben. — In dem Tadel der unrichtig gebrauchten Beweisstellen in dieser Lehre treten wir ihm auch aus Ueberzeugung bey. — Die Gnadenwahl erstreckt sich auf alle Menschen, S. 98. und so: Wem Gottes Gnade durchs Evangelium verkündiget worden, der kann nur durch den Glauben dazu gelangen; wem sie nicht verkündiget worden, den kann sie Gott doch um Christi willen seligmachen: wenigstens hat man keinen Grund, einem solchen um seines Nichtglaubens willen, die Seligkeit abzusprechen oder gar zu verdammen. So hat der V. der Vernunft gemäß geurtheilt, und da die Schrift hier schweigt, so sündigen wir nicht, jener ihren Aussprüchen, die uns die billigsten und liebreichsten scheinen, Gehör zu geben. — S. 107. 108. zeigt der V. die Beweisstellen der Schrift für die ewige Zeugung des Sohnes an, die er für die richtigsten hält. Hebräer 13, 8. scheint uns aber nicht von der Person, sondern von der Lehre Christi die Rede zu seyn. Wir beziehen uns der Kürze halber auf Hrn. Michaelis Erklärung dieser Stelle in seiner Auslegung dieses Briefes, S. 394. Mich. 5, 1. und die Stellen, wo Christus der eingebohrne Sohn, mein Sohn, der Sohn ohne Zusatz, genannt wird, beweisen einen gro-

sen

sen Vorzug, eine nahe Verwandschaft mit dem Vater, sie scheinen uns aber nur Hülfsbeweise zu seyn, wenn die Hauptsache erst durch klare Aussprüche der Schrift dargethan wäre. Darinn irret sich der V. wohl, daß er meynt, Kol. 1, 15. sey von dem Vorzuge J. C. als Mensch betrachtet, die Rede. Denn einmal wird das Subjekt der Rede V. 13. der geliebte Sohn Gottes genannt, welchen Ausdruck der V. selbst als einen Beweis für die ewige Zeugung ansieht; und zweytens heißt es V. 16. 17. daß durch diesen Erstgebohrnen der ganzen Schöpfung alles geschaffen sey, und alles durch ihn bestehe; welches kein Vorzug einer menschlichen Natur seyn kann. Aus diesen Prädikaten muß der Ausdruck des Subjekts nicht erst bestimmt werden. Ueberhaupt scheint uns V. 15-17. nach Pauli Gewohnheit, eine parentheticsche Beschreibung der Würde desjenigen zu seyn, den Gott zum Herrn in dem allgemeinen Reiche seiner Gnade gemacht hat. — 2 Kor. 13, 4. und Matth. 28, 18. getrauten wir uns nicht für die Vereinigung beyder Naturen in Christo anzuführen, wie der V. S. 111. thut. Die Gottheit des Sohnes wird S. 112. u. f. wohl bewiesen. S. 132. u. f. wird der thuende Gehorsam J. C. vornämlich in seiner ausgestandenen Versuchung des Satans gesetzt; wovon wir zwar die Beziehung auf den ersten Adam nicht läugnen, aber theils die Merkmaale der Verdienstlichkeit, die der V. darinn antrifft, nicht finden, theils auch nicht einsehen, wie aus diesen einzelnen Proben die Erfüllung des ganzen Gesetzes an unsrer statt, ohne eine kleine Sophisterey, gefolgert werden könne. In

den S. 129. angeführten Schriftstellen, woraus der V. diesen Gehorsam J. C. beweisen will, kann der Ausdruck δικαιοσυνη eben sowohl Rechtfertigung, als Gerechtigkeit bedeuten, wovon vielleicht nur Röm. 5, 19. auszunehmen ist. — Ob J. C. durch seine Leiden die ewige Zernichtung der Menschen aufgehoben, wie der V. S. 140. u. f. zu beweisen sucht, bleibt aus den von ihm beygebrachten Schriftstellen, so lange unerweislich, bis erst unwidersprechlich dargethan ist, daß die Strafe der ersten Sünde in dieser ewigen Zernichtung habe bestehen sollen. Dann heben sich seine wahrscheinlichen Gründe zur Gewißheit. Diese Strafe des ersten Menschen, die durch ihn über alle seine Nachkommen gebracht worden, nennt der V. S. 152. eigentlich den ewigen Tod; den er von der ewigen Verdammniß unterscheidet, die er für eine neue Strafe ansieht, welche J. C. auf die Verachtung seines Verdienstes gesetzt hat. — Die Auferweckung J. C. vom Tode schreibt der V. S. 162. u. f. allein dem Vater zu; er versteht aber darunter die eigentliche Lebendigmachung, wovon die Auferstehung J. C. erst eine Folge gewesen. Seine Meynung macht er wahrscheinlich; nur sehen wir nicht, daß Joh. 2, 19. und Kap. 10, 18. sehr dunkle Reden sind; J. C. schreibt sich darinn ganz klar die Macht zu, sich das Leben wieder zu geben; und diese Macht läugnet ja der V. nicht. Doch sind wir noch nicht mit ihm eins, daß in der ersten Stelle bloß von dieser Macht die Rede sey. Die Jünger scheinen es V. 22. von dieser allein verstanden zu haben. Das Reich der Gnaden sieht der V. wo wir ihn recht verstehn,

sehn, S. 171. als einen Theil des ganzen Reichs der Vorsehung an, dessen Regierung der Vater allein führt, und dem Sohne, diesem besondern Regenten jenes Reichs, daraus nur allen möglichen Beystand leistet. Daher die Ausdrücke der Schrift, daß dem Sohn alles unterthan sey, S. 178. unter dieser Einschränkung von ihm verstanden werden. — Wir sehn aber nicht ein, wie der Sohn das Reich der Gnaden verwalten könne, ohne in dem Reiche der Vorsehung alles auf diese Verwaltung abzweckende zu ordnen; führet uns nun die Schrift selbst darauf, es eben so zu verstehen (S. Eph. 1, 22. und 1 Pet. 3, 22.) so dünkt es uns besser zu seyn bey der Schrift einfältig stehen zu bleiben. Denn lassen wir uns mit der Vernunft darauf ein, so erblicken wir bey allen Erklärungen Schwierigkeiten.

Daß in den gewöhnlichen Lehrbüchern in Absicht der Beweise für die Gottheit des heiligen Geistes viel Verwirrung herrsche, schwache und starke Gründe unter einander gemischt, und die verschiedenen Bedeutungen des in der Schrift gebrauchten Worts Geist nicht wohl aus einander gesetzt werden, kann man nicht läugnen. Oft, sehr oft bedeutet es nichts anders als die ausserordentlichen Gaben und Wirkungen des Geistes Gottes, welche die ersten Gläubigen so reichlich empfangen hatten. Allein die Persönlichkeit desselben lehret die Schrift ganz ausdrücklich, welches der V. wohl beweist. Sie nennt ihn Ap. Gesch. 5, 3. 4. 9. Gott; sie setzt ihn in der Taufformel Matth. 28, 19. dem Vater und Sohn, wie auch 2 Kor. 13, 13. an die Seite; schreibt ihm

1 Kor.

1 Kor. 12, 4-6. 11. ein gleichmäßiges Geschäft in der göttlichen Haushaltung für die Seligkeit der Menschen, als den beyden übrigen, zu; sagt von ihm 1 Kor. 2, 10. 11. daß er die Tiefen der Gottheit erforsche: daß wir bloß nach diesen Aussprüchen, über deren Kraft sich der V. nicht weiter deutlich ausgedruckt hat, unrecht handeln würden, wenn wir ihn nicht in unsre Anbetung der Gottheit mit einschließen wollten, ob es gleich die Schrift nicht ausdrücklich befiehlt. Das geben wir zu, daß wir sein inneres Verhältniß zur Gottheit gar nicht verstehn; daß sich die Schrift über sein Ausgehn vom Vater nicht erklärt; von seinem Ausgehn vom Sohne ganz schweigt; und wir also hierinn nicht weiser seyn sollen, als uns Gott selbst zu machen für gut gefunden. Von ihm ist uns nichts mehr geoffenbart, als was uns in Absicht auf die Gewißheit unsrer Heiligung und Seligkeit zu wissen nöthig war. Von seinen hierauf abzielenden Handlungen kann man vielleicht ohne Bedenken sagen. Gott hat sein Wort durch ihn den Propheten und Aposteln eingegeben. Wenigstens scheint es uns der V. sehr klar dargethan zu haben, daß die Schrift von seiner Sendung über die Apostel und Gläubigen nichts anders lehre, als daß der Vater ihn durch den Sohn gesendet habe, worüber wir S. 208. u. f. nachzulesen empfehlen. — Das Beten durch J. C. und in seinem Namen ist S. 211. u. f. sehr bestimmt erklärt worden, wozu wir um mehrerer Deutlichkeit nach setzen möchten, daß bey den Gebeten des Christen jederzeit eine gewisse Beziehung auf das Mittleramt

Jesu

Jesu erfordert werde. Die Gedanken am Ende des §. S. 220. sind wohl zu menschlich von Gott gedacht. Wenn man diesen §. mit §. 6. und dessen 1 Anm. vergleicht, so muß man glauben, daß der V. ausser dieser Mittlersanbetung, und der Verehrung J. als des uns von Gott gesetzten Herrn, keine andere für schriftmäßig halte. Wir getrauen uns noch nicht ein Urtheil zu fällen; halten aber die Gedanken des V. einer genauern Prüfung würdig.

Drittes Kapitel. Die Mängel in dem Vortrage der Lehre von der Erbsünde haben auf den Wandel der Christen, und auf die Abneigung der Ungläubigen so mancherley schädlichen Einfluß gehabt, daß der Muth, womit sie der V. angezeigt und verbessert hat, lobenswürdig ist. Die Erklärung der Erbsünde selbst, die der V. S. 238. u. f. in der herrschenden bösen Lust, oder Temperamentssünde setzt, die jedem Menschen eigen ist; der Beweiß ihrer Fortpflanzung durch die leibliche Geburt; des aus ihr entspringenden Uebergewichts der Sinnlichkeit, und Mangels thätiger und anhaltender Entschließungen zum Guten u. s. w. ist der Schrift und Erfahrung so gemäß, und aus beyden so deutlich entwickelt, daß nur der, der beyde nicht sattsam geprüft hat, dem V. seinen Beyfall versagen kann. Was wir aber oben bey S. 87. in Absicht der Folgen des Falles erinnert haben, müssen wir hier in Absicht der Folgen der Erbsünde, S. 252. doch mit der Einschränkung wiederholen, daß sich diese Folgen bey dem habituellen Fortgange der Erbsünde deutlicher gezeigt haben, als es aus der ersten Sünde Adams begreiflich zu machen ist.

ist. So sehen wir auch nicht ein, wie das, was der V. S. 294. u. f. von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zum Guten behauptet, mit der vorhergehenden genauern, und unsrer Meynung nach sehr richtigen Bestimmung des natürlichen Verderbens bestehen könne. Denn einmal, wenn auch die Sinnlichkeit, und zwar, welches wohl zu merken, die sich nur auf gewisse bestimmte Gegenstände überwiegend neigt, über den Verstand und Willen herrschet, so folgt doch nicht, daß sie es jenem ganz unmöglich mache, Dinge zu begreifen, und diesem Dinge zu verlangen, die ausser ihrem Bezirk sind. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt es vielmehr, daß der Mensch die Rechtmäßigkeit und Güte der Tugend nicht allein einsehen, sondern auch diesem gemäß seine Handlungen einrichten könne, so lange seine herrschende Lust nicht in Kollision kömmt. Wir wollten also lieber sagen, das natürliche Unvermögen bestehe darinn, daß die herrschende Sinnlichkeit den Menschen durch ihr Uebergewicht allezeit verhindere, sichere und beständige Grundsätze zu fassen, darnach er sich zum Guten entschließen könne, und also der Mensch an Vollbringung des Guten, so bald die herrschende böse Neigung mit ins Spiel geräth, gestöret werde. Und so scheint Paulus auch gedacht zu haben, Röm. 7, 18. u. f. Wenn die Schriftbeweise des V. wirklich das Gegentheil hievon sagten, so müsten wir die Hand auf den Mund legen. Aber wer den Zusammenhang von 1 Kor. 2, 14. und den Anfang des folgenden Kapitels geprüft hat, wird dem V. nicht zugeben, daß ψυχικος ἀνθρωπος der anima-

lische

malische Mensch heissen müsse. Blind und verfinstert waren die Epheser vor ihrer Bekehrung gar sehr gewesen; auch tod in Sünden; Knechte der Sünde; die jetzigen Heyden sind es auch noch. Aber unbekehrte Christen sind es nicht in dem Grad; welches nicht sattsam unterschieden wird. Und überdem weiß ja der V. aus der Analogie der Sprachen, darauf er sich so oft beruft, wohl, daß das eigentliche in einer Metapher niemals in seiner ganzen Ausdehnung auf das darunter abgebildete dogmatisch gedeutet werden darf, wo es nicht die Natur der Sache, oder der Ausspruch des Verf. in eigentlichen Worten, nothwendig macht. Der Mensch heißt doch bey obiger Erklärung mit völligem Rechte tod in Sünden, und ein Knecht derselben, wenn gleich keine gänzliche Unmöglichkeit zum Guten von ihm behauptet wird; Phil. 2, 13. ist sehr wahr, aber der 12 V. muß doch auch neben ihm wahr bleiben, Joh. 15, 5. wird ja das Bleiben am Weinstock von den Reben erfordert, wenn sie durch ihn Frucht bringen sollen. Es ist auch noch die Frage, ob dieser Vers so allgemein gedeutet werden könne, als ihn der V. nimmt. — Ueberhaupt wird man den V. in diesem ganzen Abschnitt nicht in jedem einzelnen Urtheil übereinstimmend mit sich finden. — Von der Zurechnung der Sünde Adams sagt die heilige Schrift nichts; vielmehr kann aus 2 Kor. 5, 19. das Gegentheil geschlossen werden: das System hat sie hinein getragen, und der V. thut wohl, solche hineingedichtete Lehren wieder heraus zu weisen.

Aus den weitläuftigen Vorerinnerungen der zweyten Hälfte dieses Kapitels, welche von den Mitteln, das Ebenbild Gottes in dem Menschen wieder herzustellen, handelt, führen wir als das merkwürdigste an: daß der V. das Daseyn des Glaubens bey den getauften Kindern aus triftigen Gründen läugnet; denn will man hier das Wort Glauben anders erklären, als der Begrif ist, den Schrift und Vernunft damit verbinden, so spielt man nur mit Worten: daß er Gottes allgemeine Erwählung der Menschen zur Seligkeit, von ihrer Berufung durchs Evangelium unterscheidet; wo Anmerkungen vorkommen, die einer besondern Prüfung werth sind: daß er unsers Erachtens schriftmäßig darthut, Gott fordere nur von denen den Glauben, denen das Evangelium geprediget wird: daß er die Nothwendigkeit der Kindertaufe vorzüglich aus Matth. 18, 14-16. aber nicht ganz befriedigend, herleitet. — In diesem Abschnitt finden sich vornämlich die figürlichen Ausdrücke, die in unsern Ohren wider die Simplicität des dogmatischen Vortrags, unbiblisch und zugleich zu mystisch sind. Als z. E. Gott hat in der Erlösung zur Absicht gehabt, uns zur Vereinigung mit Christo zu bringen, oder in seine Verwandschaft zu versetzen; das Vereinigungsmittel dazu ist die Wiedergeburt; zu dieser neuen Geburt sind das Wort Gottes und der Geist die Zeugungsmittel, wie auch die Taufe; durch die Rechtfertigung wird der Mensch zu einem neuen Verwandten Jesu deklarirt, u. s. w. — Der V. hat hierinn nicht allein wider seine eigene gegebene Regeln gehandelt, sondern auch

seinem

seinem System einen Theil des hervorstechenden Lichts benommen, das es sonst gehabt haben würde. Doch zur Sache selbst.

Die Berufung oder Einladung zur neuen Verwandschaft Jesu geschieht durchs Evangelium. Wer dieses in Händen hat, der ist berufen, S. 318. Die Stufen dieser Berufung, die Anstalten, die Gott dabey macht, die Kennzeichen, daran man wissen kann, daß man den Beruf angenommen, werden von S. 322. an, ohne den Gebrauch der gewöhnlichen Terminologie, so natürlich und deutlich entwickelt, daß Wahrheit und Brauchbarkeit gleich stark hervorleuchten. Unter der Wiedergeburt wird S. 330. die Erleuchtung, Sinnesänderung und Heiligung zugleich begriffen; S. 332. u. f. die Ursachen sehr gut gezeigt, warum der Geist Gottes diese hohe Wahrheiten in Bilder und Figuren eingekleidet habe. Die figürliche Erklärung des V. aber von der Wiedergeburt durch eine ausgeführte Parallele mit der leiblichen, S. 336. wird wohl wenigen gefallen. Desto mehr empfehlen wir, die aus der Natur menschlicher Seelen S. 340-350. hergenommene Erläuterungen der Methode, welche der Geist Gottes in der neuen Geburt beobachtet; die eben so wahr als von großen praktischen Nutzen sind. Aus dieser Methode erläutert nun der V. im folgenden die Wirkungen des Geistes Gottes in der Erleuchtung, Sinnesänderung und Anrichtung des Glaubens; wo einzelne Anmerkungen sehr gut sind, aber die Erklärung seines sogenannten Glaubenstriebes weder Deutlichkeit noch Schriftähnlichkeit hat. Die

Vereinigung mit Christo S. 365. hätte weniger figürlich, und also faßlicher, vorgestellt werden können; uns scheint die Schrift in allen ihren metaphorischen Ausdrücken davon nichts anders zu sagen, als daß wir von Seiten Jesu den stärksten Antheil an seiner Freundschaft und erworbenen Gütern hoffen können, und von unsrer Seite das stärkste Zutrauen und die möglichste Aehnlichkeit mit ihm haben sollen.

Das Mittel zur neuen Geburt ist das Wort Gottes, S. 369. Gesetz sowohl als Evangelium, S. 371. dessen Kraft nicht bloß darinn besteht, daß es ein Wort ist, welches Gott geredet hat; sondern in einer von Gott mitgetheilten innern Eigenschaft, dadurch die ausserordentlichen Wirkungen der neuen Geburt hervorgebracht werden können, S. 372. u. f. Durch dieses Wort wirkt der heilige Geist, d. h. er drückt es in die Seele, daß es seine Kraft äussere; er ordnet alle Wahrheiten desselben, und breitet sie darinn nach jedesmaliger Bedürfniß aus, S. 374. u. f. Da diese Materie jezt unter uns streitig ist, so hätte man von dem V. etwas bestimmters und mehr Deutlichkeit im Erklären, mehr Genauigkeit in Entwickelung der Schriftbeweise, daß diese Kraft eine von der Kraft des Worts Gottes verschiedene sey, erwarten sollen. — Die Taufe ist bey den Erwachsenen das zweyte Mittel und vollendet die neue Geburt, S. 377. In und mit demselben schenkt sich uns J. C. welches aus Röm. 6, 3. u. f. Gal. 3, 27. und Kol. 2, 11-13. bewiesen wird. Allein aus den figürlichen Ausdrücken dieser Stellen erhellet eher nichts, als bis gezeigt ist, daß sie eigentlichen Ausdrücken

drücken in andern Stellen parallel sind; und in der ersten und letzten Stelle ist Pauli Absicht und Anwendung der tropischen Redensarten offenbar moralisch. Hier wird er also auch andersgesinnete schwerlich überzeugen. — Auf die Wiedergeburt folgt die Rechtfertigung Gottes, in deren Erklärung der V. seinem System zu gefallen von der gewöhnlichen abgegangen, und darüber ohne Noth weitläuftig, und doch unbestimmt geworden ist. Von dieser Handlung Gottes brauchen wir nichts mehr zu wissen, als was sie sey, und daß sie auf Bekehrung und Glauben gewiß erfolge. Die übrigen Fragen sind vorwitzig und verwirren nur. Selbst Paulus würde nicht so oft und so umständlich davon gesprochen haben, wo er nicht die Juden hätte widerlegen, und die Würde des Evangelii gegen sie aufrecht erhalten müssen. Ihm hierinn zu folgen gehört nicht ins Lehrbuch, sondern in die Auslegung seiner Schriften.

Viertes Kapitel. In der ersten Hälfte dieses Kapitels wird der verschiedene Einfluß des angeerbten Verderbens, und die daraus entspringende mannigfaltige Beschaffenheit des sündlichen Lebens mit vieler Deutlichkeit aus einander gesetzt, und die Schrift und Erfahrung, wie es seyn soll, immer mit einander verbunden. Es kommen hier viel feine praktische Anmerkungen vor. S. 415. wünschten wir hinlänglicher bewiesen zu sehn, daß Röm. 7, 14. u. f. von den Ueberbleibseln des Verderbens in den Wiedergebohrnen die Rede sey. Uns scheint der V. hier eine petit. princ. begangen zu haben. — In der zweyten Hälfte wird einmal die Beschaffenheit des

neuen Lebens der Wiedergebohrnen erklärt, und in dem Wachsthum am neuen Menschen, dieser aber in der Aehnlichkeit mit J. C. unserm Haupt gesetzt; und zweytens von den Nahrungsmitteln des neuen Lebens, nämlich von dem Worte des Evangelii, und dem heiligen Abendmahl gehandelt. Der Gebrauch des ersten kann nach S. 450. kein andrer seyn, als der sich für unsre moralische Natur schickt; welche ganze Anmerkung wir zum Nachlesen empfehlen. Wir ersuchen aber den V. das, was er S. 372. u. f. von der Kraft des Evangelii gesagt hat, mit sorgfältiger Prüfung dagegen zu halten. — Die Lehre vom heiligen Abendmal hat er am weitläuftigsten abgehandelt. So sehr die Unpartheylichkeit, womit der V. den Lehrbegrif beyder protestantischen Kirchen auseinander setzt, und ihre Gründe gegen einander abwägt, manchem mißfallen wird; so müssen wir doch gestehn, daß wir sie für ein nothwendiges Mittel ansehen, auf den rechten Punkt der Wahrheit zu kommen. So lange man dieses kühle Blut nicht hat, und gleich mit Waffen gerüstet erscheint, seiner Meynung Gewicht zu geben, und den Gegner zu entwafnen; so kann es nicht fehlen, daß man in der Hitze des Streits neben der Wahrheit hinsieht, sich mit Sophistereyen rüstet, und wichtiges und unwichtiges unter einander mischt. Und das ist in theologischen Streitigkeiten nur gar zu häufig geschehen. Alles, was man dem V. vorwerfen könnte, wäre dies: daß er dem Vertheidiger der lutherischen Meynung mehr Muth hätte geben können, die Lehre seiner Kirche in größerm Lichte zu zeigen, und die Kraft seiner Beweißgründe

deutli-

deutlicher darzulegen. Er hat ja dem Reformirten mit solcher Unpartheylichkeit selbst noch Waffen geliehen. In Absicht des Gewichts dieses Streits S. 479. u. f. geben wir ihm, subjektive betrachtet, Recht; der Streit kann aber auch objective, in Absicht des Zusammenhangs mit andern Lehren, wichtig seyn; und wer diesen Zusammenhang erkennt, oder zu erkennen glaubt, dem muß auch der Streit wichtig seyn. In Absicht der Verbindlichkeit des Genusses hat der V. S. 483. f. vernünftige Unterscheidungsregeln gegeben, wie man diejenigen, welche sich diesem Genusse entziehen, mit christlicher Mäßigung zu beurtheilen habe. Zu den Gründen der Verbindlichkeit S. 486. f. würden wir noch rechnen; einmal, daß der Befehl solches thut, u. s. w. es stillschweigend voraus setzt, die Handlung solle von seinen Jüngern wiederholt werden; und zweytens, daß die Empfindungen des Danks gegen den Erlöser solch feyerliches Bekänntniß laut fordern, und da es gerade diesen Empfindungen überlassen worden, sey ein ausdrücklicher Befehl nicht schicklich gewesen; welches eine Erläuterung von S. 493. seyn kann; die Beschaffenheit des geistlichen Genusses wird S. 495. f. wohl erklärt, und mit Recht darauf gedrungen, den Christen genau davon zu unterrichten: denn es ist nur allzu wahr, daß der gemeine Mann viel abergläubiges von dem leiblichen und geheimnißvollen Genusse träumt, und jenen ganz darüber aus den Augen verliert. Man vergleiche auch S. 513. Wir eilen nun zum fünften Kapitel.

In den Vorerinnerungen behauptet der V. mit Grunde, daß das Wort שְׁאוֹל im A. T. allezeit das Grab bedeute; so wie auf das Wort ἅιδης im N. T. wovon er nur Matth. 11, 23. Luk. 10, 15. und Kap. 16, 23. ausnimmt, wo es offenbar die Verdammniß anzeigt. S. 557. f. hat uns die Erklärung der tropischen Beschreibungen der Schrift von dem Zustande der Verdammten sehr wohlgefallen, S. 563. u. f. sucht er drey verschiedene Grade der Verdammniß aus der Schrift zu beweisen. Der höchste ist für den muthwilligen und feindseligen Ungläubigen; der zweyte für den praktischen Ungläubigen und groben Sünder; und der niedrigste endlich für den Leichtsinnigen und Nachläßigen. S. 570. beruft er sich mit Recht auf Matth. 25, 46. für die Ewigkeit der Höllenstrafen, als auf einen Beweiß, der noch nicht umgestossen worden. S. 584. u. f. erklärt er die Hebr. 2, 5-9. angezogene Stelle aus Ps. 8, 6-9. vom Menschen; uns scheint aber theils der Ausdruck V. 5. er hat den Engeln die zukünftige Welt nicht unterworfen, dawider zu seyn; theils die Erklärung des 9 V. welcher offenbar auf Jesum geht, zu gezwungen; theils auch der Zusammenhang es zu erfordern, daß der Apostel von einem Subjekt, und zwar von der Hoheit dessen rede, der nur wenige Zeit unter die Engel um der V. 10. f. angeführten Ursachen willen, erniedriget gewesen. Was er S. 590. f. zur Erläuterung seiner Hypothese vom ewigen Tode als der Strafe des Sündenfalls, sagt, verdient Prüfung. Von der Beschaffenheit der auferstandenen Leiber der Gerechten druckt er sich S. 598.

598. f. schriftmäßig aus. Aber von der Glückseligkeit der neuen Welt sagt er S. 608. zu wenig; die Schrift sagt uns noch mehreres.

Wenn der V. seine Schrift nochmals sorgfältig prüft, und, wie wir es ihm zutrauen, verschiedenes genauer bestimmt und berichtiget; und wenn er den polemischen Ton ganz fahren läßt, und sich allein mit dem dogmatischen Satz und dessen Erweise beschäftiget; so wird er nicht allein bey einer folgenden Ausgabe Simplicität mit dem für eine Glaubenslehre angemessenen Anstande im Vortrage verbinden können; sondern wir trauen es auch den Einsichten und der Wahrheitsliebe des V. zu, daß eine richtigere, und allgemeiner faßlichere Erkänntniß des christlichen Glaubens dadurch befördert werden wird. Zugleich gestehn wir aber auch, daß Klugheit und Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Religion mehr allgemeine Vorbereitungen der christlichen Welt zur Ausgabe eines solchen Lehrbuchs erfordert hätten.

B.

XI.

Johann David Michaelis Erklärung des Briefes an die Hebräer. Erster Theil 1762. Zweyter Theil, 1764. Frankfurt und Leipzig, bey Johann Gottlieb Garbe, 2 Alph. 8 Bogen in 4. in fortlaufender Seitenzahl.

Gegenwärtiges Werk ist zwar bereits vor uns von verschiedenen beurtheilt worden; die Wichtigkeit des Inhalts aber, die mit vieler

Urtheilskraft verbundene Gelehrsamkeit des V. und das neue, das es enthält, geben uns ein Recht, deſſelben als eines zur Auslegung der Schrift wichtigen Werks auch Erwähnung zu thun. Die Wahrheit sowohl, als ein wahrheitsliebender V. selbst, (und das ist dieser V. gewiß,) müssen beyde dabey gewinnen, wenn seine Schrift von vielen, und zwar von jedem nach seiner Fassung, und, wenn ich so reden darf, nach der Lage seines Verstandes, beurtheilt wird. Wobey andere sich umständlicher aufgehalten haben, wird man hier übergehn; und nur bey dem stehn bleiben, was entweder noch unberührt gelassen ist, oder dem Recensenten vorzüglich bemerkenswerth geschienen hat.

Ueberhaupt ist der Plan des Briefes an die Hebräer von dem V. richtig entworfen; daß nämlich Pauli Absicht dahin gehe, die Hebräer zur Standhaftigkeit im Bekänntniß des Christenthums zu ermuntern; zu welchem Ende der Apostel den Vorzug der christlichen vor der jüdischen Religion zeigt. Der große Vorzug der leztern bestand darinn, daß ihnen Gott selbst 1) die Vorschriften derselben durch seine eigene Gesandten, und insbesondere durch Mosen, den größten unter ihnen, und zwar, wie sie glaubten, vermittelst der Engel, gegeben, und 2) gewisse gottesdienstliche Personen und Mittel, d. i. Priester und Opfer, verordnet habe, durch deren Vermittelung sie Antheil an Gottes Gnade und Vergebung erlangen könnten. Beyde Vorzüge aber kommen nach des Apostels Beweiß mit den Vorzügen der christlichen Religion in keine Vergleichung, weil diese

1) durch

1) durch einen noch größern Gesandten, als Moses, die Propheten, ja auch die Engel waren, geoffenbaret worden, nämlich durch den Sohn Gottes, d. i. nach jüdischem Sprachgebrauch, durch den Meßias selbst, dessen Amt weit erhabener und vortreflicher sey, als das Amt jener; der also auch mehr gehört zu werden verdiene, als jene; und 2) weil eben dieser Meßias zum ewigen Priester von Gott verordnet worden, durch dessen Vermittelung alle Menschen wirkliche und nicht bloß abgebildete Vergebung bey Gott, und ewigen Antheil an seiner Gnade erhalten sollten.

Nach diesem Entwurf zerfällt dieser Brief von selbst in drey Haupttheile 1) wird der Vorzug Christi als eines Propheten und Gesandten Gottes vor den Propheten des alten Bundes, insbesondre vor Mose und vor den Engeln Kap. 1, 1. bis Kap. 4, 13. gezeigt. 2) Die priesterliche Vermittelung dieser erhabenen Person mit dem Amte der jüdischen Priester verglichen, und ihr Vorzug in Absicht ihrer reellen Wirkung, Wichtigkeit und Dauer von Kap. 4, 14 bis Kap. 10, 25. bewiesen; und darauf endlich 3) die dringenden Ermahnungen zur Standhaftigkeit im Glauben und zur Bewahrung vor allem Abfall von Kap. 10, 26. bis zu Ende des Briefes gegründet. Auf diesen Plan und die daraus fliessende Eintheilung des ganzen Briefes scheint uns der Apostel selbst Kap. 3, 1. zu leiten.

Ehe wir von der Erklärung, die in einer Paraphrase besteht, deren Erläuterungen und Rechtfertigungsgründe in beygefügten Noten enthalten sind,

etwas sagen; müssen wir zuvor das wichtigste aus der vorgesetzten Einleitung anzeigen, welches in die Erklärung selbst einen fast durchgängigen Einfluß hat. Der V. beweiset darinn, und, wie uns dünkt, mit überwiegenden Gründen, daß durch die Hebräer, an welche dieser Brief geschrieben ist, entweder die Gemeine zu Jerusalem, oder doch zum Christenthum bekehrte Juden in Palästina verstanden werden müssen. Unter den Gründen, worauf er diesen Beweiß bauet, scheinen folgende drey das meiste Gewicht zu haben. 1) Heißt dieser Brief in allen Ueberschriften des Grundtextes und der Uebersetzungen, wie auch bey den ältesten Kirchenvätern der Brief an die Hebräer. Die Juden aber, die in Kleinasien, und überhaupt unter den Griechen zerstreut wohneten, hiessen nicht Hebräer, sondern Helleniſten, wie aus Ap. Gesch. 6, 1. vergl. mit Kap. 9, 29. und Phil. 3, 5. erhellet. Durch den Namen Hebräer müssen also die in Palästina wohnenden Juden von den andern helleniſtischen Juden seyn unterschieden worden. 2) Klemens von Alexandrien und Eusebius bezeugen auch, dieser Brief sey an Juden in Palästina geschrieben worden, und 3) so muß die Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet war, keine aus jüdischen und griechischen Christen vermischte Gemeine gewesen seyn, sonst würde Paulus nicht unterlassen haben, die Christen aus den Juden mit dem Eifer, der ihm gewöhnlich ist, zu überzeugen, daß der Unterschied unter Juden und Heyden nicht mehr statt finde, und daß sie den bekehrten Heyden brüderliche Liebe schuldig, und einträchtig mit ihnen,

als mit Christi Gliedern zu leben verbunden wären. In diesem ganzen Briefe thut er dieses Punkts, der ihm doch stets in seinem Amte so wichtig gewesen war, auch nicht einmal von fern her Erwähnung; daraus man schließen muß, daß die, an welche er schrieb, ihres Orts keine Gelegenheit gehabt haben, mit bekehrten Heyden umzugehn; welches bey jüdischen Christen in Palästina, aber nicht bey solchen, die in Kleinasien mitten unter Heyden, wohneten, von denen sich viele zu Christo bekehret hatten, statt finden konnte.

Hieraus scheint nun aber natürlich zu folgen, daß dieser Brief in hebräischer, oder in einer ihr ähnlichen chaldäisch-syrischen Sprache, welche die Landessprache von Jerusalem und Palästina war, geschrieben seyn müsse. Und dies ist der zweyte wichtige Punkt, den H. M. in seiner Einleitung zu beweisen sucht. Er beruft sich auf das Zeugniß angesehener Kirchenväter, des Klemens von Alexandrien, des Eusebius und Hieronymus, welche es ausdrücklich sagen, der Brief sey hebräisch geschrieben. Die Gründe für und wider das Gewicht dieser Zeugnisse wiegt der V. mit vieler Unpartheylichkeit gegen einander ab, und man muß gestehen, daß, ob man sie gleich nicht völlig nach diesen Zeugnissen entscheiden kann, doch das Uebergewicht auf Seiten des V. bleibe. Den Einwurf aber, daß Origenes, der vor allen andern Kirchenvätern die heil. Schrift kritisch untersucht hat, von einem hebräischen Original dieses Briefes gar keine Erwähnung thue, scheint er uns nicht zur Gnüge beantwortet zu haben. Nächst

diesen

diesen Zeugnissen nimmt der V. den wichtigsten Grund für seine Meynung aus der Schreibart des Briefes selbst her. Die Denkungsart und die Art zu argumentiren, und Schluß auf Schluß, Satz auf Satz zu häufen, die Paulo eigen ist, treffen wir in diesem Briefe an; aber der Styl ist sorgfältiger, reiner Griechisch, und in seiner äußern Gestalt periodischer und gefälliger, als in den übrigen Paulinischen Briefen. In diesen, und selbst in denen, die er ohngefähr mit dem an die Hebräer zu gleicher Zeit geschrieben, als z. E. in den Briefen an die Epheser, Philipper, Kolosser u. s. w. ist er kurz und gedrungen, zu voll von seiner Materie, als daß er sich um den Ausdruck oder Styl bekümmern sollte; es ist ihm gleich, wie er sich ausdruckt, wenn er nur seinen Sinn so stark sagt, als er ihn selbst empfindet. Da nun in diesem Briefe seine Denkungsart, und nicht sein Styl angetroffen wird, so folgert der V. daraus, daß er zwar von ihm geschrieben, aber von einem bessern Stylisten ins Griechische übersetzt sey. Aber könnte man nicht mit eben dem Rechte daraus folgern, daß der Brief nicht von Paulo, sondern von einem Schüler Pauli, der sich nach seiner Denkungsart gebildet, abgefaßt sey? könnte man nicht manche Gründe, die der V. für seine Meynung anführt, ebenfalls zur Unterstützung dieser Hypothese gebrauchen? Der V. mag selbst diesen Versuch machen, wir dürfen nicht weitläuftiger seyn. Ob er uns aber gleich nicht ganz überzeugt hat, so gestehn wir doch, daß er die Einwürfe gegen seine Meynung hinlänglich gehoben hat; und stimmen ihm auch darinn bey,

daß

daß es in Absicht des Glaubens der Christen gleichgültig sey, ob der griechische Brief, den wir haben, Pauli Original oder eine Uebersetzung desselben von einem apostolischen Manne sey; und von einem solchen muß sie seyn, weil man von der Apostel Zeiten an bereits diesen griechischen Brief gekannt hat.

Die Erklärung selbst hat verschiedene dunkle Stellen dieses Briefes in ein solches Licht gesetzt, das für die Schriftforscher dem V. werden danken müssen; bey andern aber scheint uns die Meynung von dem hebräischen Original, und einige, sonst nicht ungegründete, Hypotheſen des V. mehr Einfluß in ihre Erklärungen zu haben, als es der Zusammenhang und der natürliche Sinn der Worte verstattet. Von beyden wollen wir einige Exempel geben.

Im ersten Kapitel zeigt der Apostel den großen Vorzug, den Christus, der Gesandte Gottes im neuen Bunde, vor den Engeln, durch welche nach Kap. 2, 2. das Gesetz gegeben worden, voraus habe. Christus ist der Sohn Gottes, und wird V. 2. 3. als dieser Sohn vom Apostel charakterisirt. Hierauf hebt sich die Vergleichung zwischen ihm und den Engeln an, nach den Zügen, welche beyden in den Schriften des A. B. beygelegt worden. Ein Zug wird dem andern entgegen gesetzt, eine Vergleichung folgt auf die andere, mit dem Feuer des Argumentirens, das Paulo gewöhnlich ist, und immer ein Beweis von der Zuversicht ist, mit der er von der völligen Zuverläßigkeit seiner Gründe bey seinen Lesern gewiß ist. Dieser kurze, feurige und affektvolle Ton, der in dieser Vergleichung herrscht, berechtiget uns zu glauben, 1.) daß

er

er blos aus der Natur der verglichenen Züge, nicht aber aus entfernten und doch gar nicht ausgedruckten Anspielungen auf gewisse Lehren und Meynungen der Juden geschlossen; 2) daß wenigstens die, an welche er schrieb, die angezogenen Stellen des A. T. ohne Widerrede von dem Meßias verstanden, sonst würde ihnen seine Argumentation, und die Zuversicht, damit er sie vortrug, seltsam vorgekommen seyn; und 3) daß wenn er nur vermuthet hätte, seine Leser könnten eine von den Stellen nicht vom Meßias, nicht von den Engeln verstehn, so würde er gewiß einen Nebenbeweis, oder eine nöthige Erläuterung eingeschaltet haben. Ist dieses wahr, so wird man Paulum in des V. Paraphrase des ersten Kapitels kaum finden.

In dieser ist der Name Sohn V. 2. nur ein Amtsname des Meßias nach dem Sprachgebrauch der jüdischen Theologie. V. 3. eine Vergleichung dieses Sohns mit der Schechina. V. 5. geht die Stelle 2 Sam. 7, 14. nicht auf den Meßias, sondern nur auf den Salomo. V. 6. ist der Erstgebohrne, der in die Welt eingeführt wird, nicht der Meßias, sondern Gott; ihn sollen die Engel Gottes nicht anbeten, sondern es soll durch diesen angeführten Spruch nur der Name Götter, den die Schrift den Engeln giebt, so herabgesetzt werden, daß er ihnen in Vergleichung mit dem Meßias kein Gewicht ertheile. V. 7. ist es nicht der Sinn des 104 Ps. daß Gott die Engel zu Winden mache; sondern, daß er die Winde zu seinen Engeln, d. i. Boten mache, u. s. w. Wir glauben, uns auf die eigene Empfin-

dung

dung des V. berufen zu dürfen, ob er nicht das gezwungene und unbiegsame fühle, das der Beweis des Apostels nach dieser Erklärung bekömmt; und ob er glaubt, der Apostel hätte seinen Beweis so kurz und zuversichtlich führen dürfen, als er ihn wirklich geführt hat, wenn die von ihm angeführten Stellen des A. T. erst unter den Einschränkungen und Bestimmungen auf den Meßias und auf die Engel hätten gedeutet werden müssen, als es von dem V. geschehen ist. Pauli Leser mußten sie ganz unzweifelhaft vom Meßias und von den Engeln verstehen; sonst hätte sich Paulus nicht daran begnüget, die Stellen blos anzuführen, und sie selbst die Schlüsse daraus ziehn zu lassen. Es war möglich, daß sie sie falsch verstanden, aber das schadete Paulo nicht, und wurden sie allgemein so verstanden, so war es eine größere Schwierigkeit, ihnen den unschädlichen Irrthum zu benehmen, als es der Wahrheit nachtheilig seyn konnte, auf diese ihre eigene Deutungen einen Beweis zu gründen. Wir können itzt manche Stelle des A. T. besser verstehn, als jene; aber wenn sie im N. T. angezogen wird, müssen wir sie nicht nach unsrer bessern Auslegung nehmen, sondern nach dem Sinn, den ihnen die damaligen Leser wahrscheinlicher Weise beygelegt haben. Eine Anmerkung, die manche Schwierigkeiten ganz natürlich heben würde, darinn sich die Ausleger bey solchen Stellen verwickelt haben. H. M. kann also den wahren Sinn der angeführten Stellen, den sie in ihrem Zusammenhange haben und haben müssen, getroffen haben, und sich doch hier in dem gebrauchten Sinne derselben

ben nach der Deutung derer, an die der Vortrag gerichtet war, irren.

Eben diese Anmerkung machen wir bey Kap. 2, v. 5-9. Der V. versteht die angeführte Stelle aus Ps. 8. nicht von dem Meßias, sondern von dem Menschen überhaupt; und wir wollen ihm darinn nicht widersprechen. Aber wir sehen nicht, was sie nun in diesem Zusammenhange soll, wo Paulus den Vorzug des Meßias vor den Engeln zeigen will, und aus dem Wort, alles: einen Schluß macht, der vom Menschen überhaupt verstanden, ohne Kraft ist, auch nicht zur Sache gehört. Der Meßias bleibt nach der Absicht des Apostels die Hauptperson, davon er redet, und der Einwurf, der von der Erniedrigung des Meßias unter die Engel bis zur menschlichen Natur und zum Tode hergenommen werden konnte, und V. 10. bis 18. gehoben wird, stünde hier ganz am unrechten Orte, wenn Paulus nicht vorher aus dem angeführten Psalm einen Schluß auf Christi Vorzug vor den Engeln gemacht hätte. Er muß also entweder bey seinen damaligen Lesern die Deutung dieses Psalms auf den Meßias vorausgesetzt haben, oder wenigstens diesen Psalm nicht sowohl als eine Weißagung von ihm verstanden, sondern durch eine bey seinem Volk übliche Art der Accommodation nur auf Christum angewandt haben. Uebrigens ist V. 14. aus der Glaubenslehre der Juden von den Engeln schön erläutert; wie denn nicht allein vor der Erklärung des ersten Kapitels eine sehr gelehrte Abhandlung von dem Glauben der alten Juden, in Absicht der Engel vorausgeht, sondern auch

in

in den Noten viel lesenswürdige Anmerkungen darüber eingestreuet sind, die Pauli Sinn wohl erläutern, zuweilen aber auch zu weit hergeholt zu seyn scheinen, als daß der Apostel darauf gezielet haben sollte; wie bey V. 5. dieses Kapitels, und an einigen andern Orten.

Die Schwierigkeit in der Schlußfolge Kap. 3, v. 3-6. weiß der V. nicht anders zu heben, als daß er annimmt, der griechische Uebersetzer habe hier gefehlt, und den hebräischen Ausdruck im Original (der Sohn im Hause) durch eine leicht mögliche Verwechselung in den Erbauer des Hauses verwandelt; welches vielen hart vorkommen wird. Ließe es sich nicht so erklären? Gott hat Christum zum Gesandten und Hohenpriester in seiner Kirche gemacht, welcher eine höhere Würde darinn hat, als Moses. V. 2. Warum? Der Stifter der Kirche ist größer, als der, dem der Stifter ein Amt darinn aufträgt. V. 3. Der Stifter ist Gott, V. 4. Moses war ihr von Gott vorgesetzt; aber nur als ein Diener, der ihr, dieser geistl. Familie Gottes, den Willen ihres Stifters bekannt machen sollte. V. 5. Christus aber ist ihr vorgesetzt, als der Sohn des Stifters, der als Herr und Eigenthümer Einrichtungen darinn machen kann; und wir machen eben seine Kirche und Familie aus; er ist also unser Herr, und steht als Sohn und Herr in einer weit höhern Würde gegen uns, als Moses, der nur der oberste Diener in derselben war. V. 7. erklärt der V. die angeführte Stelle aus Ps. 95, nur durch Accommodation, welches uns Pauli eigener Deutung Kap. 4, 7. zuwider

zu seyn scheint. V. 16. wird sehr richtig fragweise verstanden, und alle Schwierigkeit dadurch gehoben. Kap. 4, 3. καίτοι -- γενηθέντων, sieht der V. mit Recht für eine Widerlegung der irrigen Deutung an, als ob Gott durch den Ausdruck, meine Ruhe, seine eigene subjektive Ruhe verstehe. Die Ruhe V. 10. erklärt er von der ewigen Seligkeit, und das ist auch wohl das ungezwungenste. Das Wort Gottes V. 11. u. f. kann nicht von Christo, noch von dem Evangelio verstanden werden, sondern von Gottes geschehenen Drohungen; und das fordert auch der Zusammenhang.

Kap. 4, 16. wird durch den Gnadenstuhl nicht der Deckel der Bundeslade verstanden, sondern nach einer jüdischen Redensart, Gottes Gnade überhaupt abgebildet. Zum Gnadenthron gehen, heißt also nichts weiter, als Gnade bey Gott suchen. Den Zusammenhang in der Stelle Kap. 5, 1-10. haben wir nirgends so deutlich als hier entwickelt gefunden. Bey V. 5. sagt der V. es sey ihm dunkel, warum Paulus hier Ps. 2, 6. nochmals anführe. Uns scheinet sie ganz klar da zu liegen, und den Nachdruck sehr zu vermehren. Eben der Gott, will der Apostel sagen, der seinen Sohn nach Ps. 2, 6. zum Könige eingesetzt, und wie ich zuvor daraus erwiesen, weit über die Engel erhoben hat, eben der Gott hat ihn auch nach den Weißagungen des alten Bundes zum ewigen Priester gemacht. Der Sohn, der in Gottes großem Reiche der König ist, hat uns seinen Willen offenbaret, und eben diese große Person ist auch unser von Gott gegebener ewiger Priester.

So

So geht der Apostel vom ersten Hauptsatze seines Vortrages zum zweyten recht feyerlich über. Kap. 6, 1. wird der Anfangsunterricht von Christo von denjenigen Grundlehren verstanden, darinn ein Jude, (und wir möchten wohl sagen; ein jeder Mensch,) der ein Christ werden will, zu allererst unterrichtet werden muß. Die besondern Lehren, welche der Apostel selbst in den folgenden Versen dahin rechnet, scheinen auch diese Erklärung zu erfordern. Warum aber der V. Kap. 5, 12. unter den Anfangsbuchstaben der göttlichen Lehren nicht eben das verstehe, läst sich nicht einsehn. Paulus scheint uns an beyden Orten von einerley Sache zu reden, und sie der Deutung der Vorbilder, des A. T. welche nur für die erwachsenen gehöre, beyde mal entgegen zu setzen. Es ist wohl ohne Exempel, daß die Erlernung des historischen Theils dieser Vorbilder mit solchem Namen belegt worden. Dies brauchten auch die Hebräer am wenigsten zu lernen; denn aus ihrer Religion wusten sie wahrscheinlicher Weise nichts so gut als dieses. Und daß Paulus die Deutung dieser Vorbilder gleichsam als eine doctrinam esotericam, die, wie der V. sagt, für die innere Schule des Christenthums gehöre, angesehn habe, wird wenigen wahrscheinlich vorkommen. V. 4. erklärt er φωτισθέντας von der Taufe, und δωρεᾶς ἐπουρανίου vom Genuß des heiligen Abendmahls; uns dünkt es aber viel wahrscheinlicher, daß V. 4. 5. von den verschiedenen Arten der ausserordentlichen Wundergaben die Rede sey, die dem Apostel als das frappanteste Verwahrungsmittel gegen allen Abfall zuerst

ins Gemüth kommen muſten. Die vorbildliche Aehnlichkeit des Prieſterthums Melchiſedeks mit dem Prieſterthum Chriſti im 7 Kapitel hat der V. in ſeiner Paraphraſe ſo deutlich aus einander geſetzt, daß man die Kraft der Schlüſſe, die Paulus darauf bauet, in ihrem wahren Nachdruck erblicket. V. 3. würden wir alles von ἀφωμοιωμένος -- διηνεκές zum Prädikat rechnen. Melchiſedek nämlich bleibt nach der Beſchreibung die Moſes von ihm und ſeinem Prieſterthum gemacht hat, als ein genaues Bild des Sohnes Gottes, ein unaufhörlicher Prieſter. V. 20. und 23. giebt er ἱερεῖς γεγονότες durch geweſene Prieſter. Der Gegenſatz aber V. 23. von einem, der ewig lebt, und deſſen Prieſterthum alſo nicht auf andere fällt, erfordert es wohl, daß der Nachdruck V. 23. auf πλείονες falle; nach dem Geſetz ſind viele nach einander Prieſter geworden: wo geweſene keine rechte Kraft des Gegenſatzes haben würde. Ihr Tod machte es nothwendig, iſt Pauli Sinn, daß viele nach einander dieſes Amt bekleiden muſten; Chriſtus aber behält es ewig, weil er ewig lebt. V. 26. 27. würden wir in eine Parentheſe einſchlieſſen; weil V. 28. als ein Beweißgrund mit V. 29. zu verbinden iſt.

Die wahre Beſchaffenheit des Prieſterthums Chriſti wird von dem V. bey Kap. 8, 1-6. unſers Erachtens ſehr richtig nach Pauli Sinne beſtimmt, und in der Anmerkung zu V. 7. ein Schlüſſel zum wahren Verſtande der Abſicht der moſaiſchen Geſetze gegeben. Daß der V. die V. 8-13. angezogene Stelle Jeremiä nicht für eine von Paulo zum Beweiſe

weise des neuen Bundes durch Christum angeführte Weissagung, sondern bloß als einen Grund anstehet, daraus der Apostel die Abänderung des alten Bundes darthun will, wird manchem fremd vorkommen; uns aber hat er überzeugt. Die Bedeutung, die der V. Kap. 9, 14. dem Ausdruck πνεύματος αἰωνίου giebt, scheint um des Beyworts willen nicht angenommen werden zu können, welches Christum vielmehr als ein ewiglebendes Opfer, im Gegensatz der geschlachteten, und folglich todten Opferthiere bezeichnet. V. 15-17. ist, wie es der V. unsers Erachtens unwidersprechlich darthut, nicht von einem Testament, sondern vom Bunde zu verstehn. Doch hat der 16 Vers noch einige Schwierigkeiten. Kap. 10, 19. wird ἐν τῷ αἵματι Ιησοῦ mit dem Blute Jesu übersetzt, wovon uns die Ursach nicht einleuchtet. Den Anfang des 23 V. καὶ λελυμ. - καθαρᾷ rechnet er mit Recht zum vorhergehenden Vers, weil er auch einen Grund des Hinzunahens zu Gott enthält. V. 26. wird deutlich dargethan, daß ἑκουσίως nicht freywillig, sondern vorsetzlich bedeuten müsse, welches allein dem Sinne Pauli gemäß seyn könne. Uebrigens stimmen wir dem V. bey, daß diese Stelle mit Kap. 6, 3-6. nicht völlig parallel sey. V. 32. hat der V. abermals φωτισθέντες durch getauft übersetzt, welches hier wahrscheinlicher wäre, wenn der apostolische Gebrauch des Worts in dieser Bedeutung erwiesen werden könnte. V. 34. finden wir die Worte ἐν οὐρανοῖς in der Paraphrase ausgelassen. Die V. 37, 38. aus Habakuk Kap. 2, 3. 4. entlehnten Worte sind nicht als eine von Paulo auf

die Hebräer gedeutete Weissagung, sondern nur als eine Anwendung derselben auf einen ähnlichen Fall anzusehn, welches der V. in den gelehrten und lesenswürdigen Anmerkungen unwidersprechlich bewiesen hat. Daß überhaupt weder hier noch im folgenden 11ten Kapitel wie viele Ausleger sonst geglaubt haben, von dem seligmachenden Glauben an Christum, sondern von einem Gott wohlgefälligen, und durch keine Zweifel zu erschütternden Vertrauen auf seine Verheissungen die Rede sey, wird höffentlich jeder einsehen, der des V. Paraphrase und Anmerkungen aufmerksam mit dem Texte und den darinn erzählten Glaubensexempeln vergleicht. Bey V. 3. müssen wir anmerken, daß Paulus gar wohl von sich und den Juden seiner Zeit im Gegensatz andrer Völker sagen konnte: nur durch den Glauben an Gottes Ausspruche erkennen wir es, daß alles, was wir sehen, durch Gottes Befehl entstanden, da zuvor nichts vorhanden war. Denn kein Mensch ausser den Juden wuste wohl diese Wahrheit so bestimmt aus der Vernunft. V. 6. sind die Schwierigkeiten, die dieser Vers im Zusammenhange gehabt, durch die gelehrte Anmerkung über die Bedeutung der Ausdrücke εὑρεθῆναι und προσερχόμενος τῷ θεῷ sehr gut gehoben. V. 21. sind die Ursachen in der Anmerkung nachzulesen, warum der Apostel das Segnen der beyden Söhne Josephs als ein besondres Exempel von Jakobs Glauben anführt. V. 25. versteht er durch ἁμαρτίας mit Recht die Sünde des Abfalls und der Verläugnung des wahren Gottes; und V. 26. durch die Schmach Christi, eine Schmach, welche das Volk Israel mit

Christo

Christo gemein haben sollte; wiewohl er selbst noch eine überzeugendere Erklärung dieses Ausdrucks wünscht. Könnte man es nicht so erklären? Er zog die Schande und Verachtung, darinn das Volk Israel bey den Egyptern stand, und welche der Verachtung und Schmach sehr ähnlich ist, die wir jetzt um Christi willen erdulden müssen, den Reichthümern Egyptens vor. So würde eine solche Schmach, als die Hebräer zu der Zeit um Christi willen erlitten, nachdrucksvoll eine Schmach Christi heissen. Kap. 13, 13. kömmt dieser Ausdruck nochmals in ähnlichem Sinne vor. V. 33. wird ἐιργάσαντο δικαιοσύνην richtig übersetzt; die Recht und Gerechtigkeit gehandhabet haben. Die sehr wohlausgeführte Erklärung von V. 39. 40. empfehlen wir zum Nachlesen; nur müssen wir gestehn, daß uns keine Bedeutung des Worts τελειωθῶσι zum Zusammenhange Genüge thut. Kap. 12, 2. würden wir durch τελειωτὴν lieber den verstehn, der im Gegensatz des Glaubens unter dem alten Bunde unserm Glauben durch seine Gegenwart und sichtbare Erfüllung derjenigen Verheißungen, auf welche sich jener ihr Glaube nur gründete, die vollständigste Kraft gegeben, und ihm gleichsam τέλειον, völlig erwachsen gemacht hat. Welches ein wichtiger Grund ist, warum die Hebräer eben so viel, und noch mehr Standhaftigkeit als jene beweisen müssen. Noch besser aber scheint es uns, durch τελειωτὴν den zu verstehn, der den vollständigsten Glauben an seinem eigenen Exempel gezeigt hat, welches mit V. 3. genauer zusammen hängt.

Kap. 12, 13. wird καὶ τροχιὰς-ὑμῶν richtig übersetzt; macht mit euren Füßen gerade Schritte; d. h. geht den geraden Weg zu eurem Ziele, der Seligkeit, und sucht aus Furcht vor Verfolgungen keine Umwege, und weicht nicht aus. V. 15. ῥίζα πικρίας bedeutet nicht eine bittere, sondern giftige Pflanze. Es ist ein Hebraismus, der aus 5 Buch Mos. 29, 18. erklärt werden muß, welches hier in einer lesenswürdigen Anmerkung geschehen ist. V. 17. wird μετανοίας nicht von Esaus Reue, sondern richtiger von Isaaks Aenderung seines gegebenen Segens erklärt; daß nämlich Esau seinen Vater Isaak auch durch seine Thränen nicht bewegen können, seinen Sinn zu ändern, und den Segen, den er dem Jakob einmal ertheilt, wieder zurück zu nehmen. V. 18. erklärt der V. προσεληλύθατε, ihr seyd bekehrt, und erläutert es sehr artig aus dem Namen der Proselyten, den die Juden den Neubekehrten gaben: welche Bedeutung sich sehr wohl zum ganzen Ton der Vergleichung der jüdischen und christlichen Religion in diesem Briefe schickt. V. 21. ziehen wir doch Herrn D. Karpzovs Erklärung vor. Die Stelle, wo Moses seine Furcht geäussert hat, ist zwar eben die, die Herr M. in der Anmerkung angezeigt hat; aber Moses würde bey dieser Gelegenheit nicht in Furcht und Zittern gerathen seyn, wenn er nicht aus der schrecklichen Offenbarung Gottes bey der Gesetzgebung auf Sinai auf die Größe seines Zorns gegen die Uebertreter hätte schließen müssen. Wir wüßten auch sonst nicht, was die Furcht Moſis zum Zusammenhange sollte. V. 23. wird πρωτοτόκων auf die Engel gezogen.

gen. Von der Bedeutung des Worts παρηγορια empfehlen wir die Anmerkung zum Nachlesen. Der schweren Stelle V. 25–29. weiß der V. nicht anders zu helfen, als daß er die aus Hag. 2, 6. angeführten Worte nicht als eine Weissagung ansieht, woraus der Apostel etwas beweisen wollen; sondern nur als ähnliche und nachdrucksvolle Worte, die ihm beygefallen sind, um die am Ende der Welt bevorstehende große Veränderung des Himmels und der Erden damit zu beschreiben. Diese Meynung hat der V. mit vieler Gelehrsamkeit zu beweisen gesucht, auch am Ende des Kapitels noch besonders die Erklärung des Wortverstandes dieser Stelle aus dem Propheten Haggai angehängt; welcher dahin geht, daß hier von Umkehrung großer Reiche durch blutige Kriege, und einer darauf erfolgenden Verherrlichung des zweyten Tempels die Rede sey: wogegen wir nichts einzuwenden wissen. Es ist auch wahr, daß alle übrige bekannte Erklärungen sehr erzwungen sind. Doch scheint es uns auch hart, die kurze Anführung λεγων V. 26. so zu erklären: Wenn ich ihm die bey einer andern Gelegenheit gebrauchten Worte des Haggai in den Mund legen darf. Auch ist es offenbar, daß der Apostel aus dem Worte ἅπαξ V. 27. argumentirt, und das folgende darauf gründet, wenn man sich sonst auf den Eindruck verlassen darf, den seine Worte in ihrer natürlichen Lage bey dem Lesen machen.

Kap. 13, 8. ist der einzige richtige Sinn gegeben, den der Zusammenhang nothwendig macht. Die richtigere Erklärung des 9 V. wird man des V. Er-

läuterungen zu danken haben. Er beweist sehr deutlich, daß die Redensarten, deren sich der Apostel bedient, Hebraismen sind. Die Anmerkungen zu den folgenden Versen sind lesenswürdig; wir können uns aber nicht dabey aufhalten, sondern müssen zum Schluß eilen. V. 20. 21. wird eine sehr wahrscheinliche Verbindung dieser Verse mit den vorhergehenden gezeigt, da man sie sonst nur für einen Schlußwunsch anzusehn pflegt.

Es hat uns Mühe gekostet, bey manchen Stellen nur kurz zu seyn; mit Vergnügen hätten wir uns länger dabey verweilt, wenn es der Raum erlaubt hätte. Wir können aber zum Beschluß nicht unangemerkt lassen, daß wir Deutschen jezt auf dem Wege sind, die einzige richtige Auslegungskunst der Schrift auszuüben. Nachdem wir lange aus der Dogmatik exegesirt, oder in einzelnen Worten ängstlich einen Nachdruck, der nicht darinn lag, gesucht; und uns hernach wieder mit den Auslegungen der Engelländer, die mit großem Scharfsinn aus dem Zusammenhange die Bedeutung bestimmt und oft nur errathen, behölfen haben; so wagen wir es nun, selbst Ausleger zu seyn, und nächst dem Zusammenhange, die richtigere Känntniß der biblischen hellenisirenden Sprache und ihrer Analogie mit andern Sprachen zu Auslegungsgründen zu machen; und wenn wir so fortfahren, können wir den Preiß der Auslegung davon tragen. Diesen Ruhm werden wir auch unserm Verf. zu danken haben, der mit zu den ersten gehört, die uns auf diese richtige Bahn gebracht haben.

B.

XII.

Christ. Molinarii Augustalis aulae Medici de Miliarium exanthematum indole et tractatione Disquisitio. Vindobonae, Sumpt. Herm. Ioseph. Kruchter. MDCCLXIV. in oct. maj. Plag. XI.

Herr Molinarius wird einen schweren Stand haben; er hat nicht bedacht, daß er auf einmal viel hundert Aerzten den Krieg ankündigt, indem er sich gegen den Gebrauch hitziger Mittel bey hitzigen Krankheiten erklärt. Geht es ihm ja noch recht ungenossen aus, so wird er doch wenigstens den Namen eines Arztes davon tragen, der wider Treu und Gewissen handelt, und meineydig geworden ist. Gewiß Herr Molinarius hätte bey seiner neuen und großen Entdeckung, die sicherste Parthey ergreifen, und viel mehr an statt, diese muthig zu verfolgen, den Muth sinken lassen und umkehren, als bey ihrer Mittheilung einen allgemeinen Tadel auf sich ziehen sollen. Allein was ist zu thun? der Schritt, oder vielmehr der Eingriff in das weite und mächtige Reich der Irrthümer ist einmal geschehen, und allen Betrachtungen nach ist er allzu wichtig und allzu groß, als daß er nicht, die Aufmunterung zu einer allgemeinen Nachfolge erregen sollte.

Und diese scheint unausbleiblich. Wird man nur erst den völligen Zusammenhang des vorgetragenen Systems verstehen, und die angeführten Gründe ruhig betrachten, so wird man auch gewiß anfangen, sich zu fassen und den alten Irrthümern zu entsagen.

sagen. Der Herr Verfasser hat sich durch die angezeigte Abhandlung eben so groß und verdient gemacht, als der berühmte Freind, durch diejenige, in welcher er den Nutzen laxirender Mittel in zusammenfließenden Pocken zu erst nachdrücklich empfohl und muthig vertheidigte. Es ist nöthig, daß wir uns auf das Ganze dieses Systems einlassen.

Der rothe und weisse Friesel ist beynahe zu allen Zeiten für die gefährlichste Krankheit gehalten worden, und man hat auch Ursache dazu, weil wegen Uebersehung des einzigen und völlig entscheidenden Punktes, ob der Friesel eine Wirkung, der siegenden, oder der unterliegenden Natur sey, unmöglich die wahren Mittel wider dieses Uebel bestimmen und ausfindig gemacht werden konnten. Dieser so wichtige Punkt, auf welchem alles beruhet, ist dem scharfsichtigen Auge unsers Beobachters nicht entgangen. Der wahre Unterschied ist dieser:

Ein kritischer Friesel (denn so wird derjenige benennt, welcher den Sieg der natürlichen Kräfte über die Krankheit anzeigt) erscheint unter Müdigkeit, Schauer, jählinger Hitze, Beängstigung der Brust, Rückenschmerz, Durst, Pucken und Brennen der Haut. Der vollkommene Ausbruch entfernt alle diese Vorboten, und befreyt den Kranken. Der symptomatische oder von der Heftigkeit der Krankheit entstandene Friesel, den man meistentheils als einen Gefährden hitziger, fauler, die Säfte auflösender Fieber, und übler Zufälle bey Kindbetterinnen betrachten muß, entdeckt sich durch einen harten Puls, Schlaflosigkeit, starke Schweiße, Verhinderungen des Athems,

durch

durch einen äusserlichen Frost und durch eine innerliche Hitze. Erschlappungen der Zasern, Feuchtigkeiten der Luft, Vermeidungen einer guten Bewegung des Körpers, leicht zu verdauender Speisen und eines dünnen Getränkes nähren heimlich den Saamen dieses Uebels, welcher durch hitzige Mittel völlig aufbricht. Der unter diesen Umständen erzeugte und zu einer gewissen Vollkommenheit angewachsene Friesel, ist in der That eben so furchtbar als man glaubt, und hat man nicht Muth genug in Zeiten die nöthigen Mittel zu ergreifen, so ist er meistentheils tödlich. Die Verminderung des Blutes soll das hauptsächlichste, und dem Ausbruche des Friesels, auch so gar bey Kindbetterinnen, im geringsten nicht hinderlich seyn. Eine Meynung, die der aufgeklärten Zeiten, in welchen wir leben, ohngeachtet, ohne die gehörigen Gründe unterstützt, bey Aerzten eine Art vom Entsetzen, und bey Kranken einen völligen Todesschauer hervorbringen könnte. Beym Friesel die Ader öfnen, oder den Kranken den Hals abschneiden, würde vor eins gehalten werden. Unser Herr Verfasser giebt sich alle nur mögliche Mühe die wichtigsten Gründe für das Aderlassen bey einen symptomatischen Friesel anzuführen.

Diesem zu Folge, erhält das Herz und die grössern Blutgefäße nach dieser Verminderung des Blutes neue Kräfte, alle Hindernisse fortzustossen und die innern Theile davon zu befreyen. Wenn bey Kindbetterinnen auf die mangelhafte Reinigung der Mutter, dieser Friesel mit schweren Athemholen, Schmerzen des Unterleibes, und mit einem vermehrten Zusluss

des

des Blutes gegen den Kopf erfolget, so ist die Verminderung des Blutes das einzige Mittel, zur Rettung, und auch alsdann, wenn sich des Ausflusses der Reinigung nach der Geburt ohnerachtet, diese angeführten Zufälle und zwar besonders Entzündungen des Gehirns einstellen.

Fehlt es uns an diesem Entschlusse, so ist der Fortgang der tödlichsten Entzündung, und die Ausbreitung der Fäulniß in allen Säften unvermeidlich. Nichts, als der größte Grad einer Schwachheit der Kranken, macht in unserm Vorhaben einen Aufschub.

Man soll der Natur auf ihrem gebahnten Pfade folgen; dieses ist die Lehre des Herrn Molinarii, und nach dieser hat er seine Erfahrung eingerichtet. Aus dem Erfolge der ersten sehen wir, wie wenig der Ausbruch des Frieselsdurchs Aderlassen ist gehindert worden, und nie Opiata den Schmerz stillen und die Reinigung aus der Mutter dadurch herstellen. Die andere Erfahrung ist für diejenigen, die sich nicht hüten in hitzigen Krankheiten heftige Mittel zu gebrauchen. Man öfnete wegen der heftigen Spannung der Nerven und der starken Entzündung des Blutes die Ader viermal, und der Erfolg war erwünscht.

Der dritte Fall bestimmt den Nutzen laxirender Mittel im Frieselnach vorhergegangener Verminderung des Blutes, wenn der Unterleib mit Unreinigkeiten angehäuft ist. Es ist also die zu besorgende tödliche Entzündung, die Fäulniß und die völlige Auflösung aller Säfte durch die vorgeschlagenen Mittel abgehalten worden, und man wird, wie wir hoffen, aus dieser nützlichen Abhandlung einsehen, wor-

auf

auf es hauptsächlich bey diesen zwey Arten des Frieſels ankömmt. Zum Ueberflusse fügen wir noch verſchiedene Beobachtungen unſers Verfaſſers hinzu. Beym Reiſſen und bey andern Gliederkrankheiten iſt der Frieſel weniger kritiſch; da er zumal die Krankheit nicht hebt, und in der Verbindung mit andern kritiſchen Auswürffen keinen Ausſchlag giebt. Laxiren und Blaſen ziehende Mittel kommen den Folgen dieſes Frieſels zuvor, und die Wirkung dieſer letztern, wird beſonders, wider allzu dicke und zähe Säfte, die mit Aengſtlichkeiten, einem kleinen Pulsſchlage, einer Schlafſucht und andern Zufällen verbunden ſind, angerühmt.

Ueberhaupt iſt dieſe Abhandlung werth, daß man ſie ganz durchlieſet, und ſich die angeſtellten Erfahrungen in ähnlichen Fällen zu Nutze macht. Allein dieſes iſt, ſo leicht es auch ſcheint, das ſchwerſte.

E.

XIII.

Homeri operum appendix hymnos, epigrammata et fragmenta continens. Recenſuit, varias lectiones, notas, indicem denique graecum in contextum addidit Io. Auguſtus Erneſti. Vol. V. Lipſiae impenſis G. Th. Georgii, impreſſit V. C. Saalbach. 1764. gr. 8. 1 Alph. 6 B. mit 3 B. Addendis und 1 B. Vorrede.

Eigentlich gehet dieſer Band über den Plan hinaus, welchen ſich der berühmte Herr Herausgeber bey der erſten Uebernehmung dieſer Ausgabe

gabe gemacht hatte, indem sie nur diejenigen Gedichte enthalten sollte, welche in der kleinen Clarkischen Ausgabe befindlich und unstreitig vom Homer sind. Das Publicum muß ihm also um destomehr für eine Zugabe verbunden seyn, nach deren Beyfügung man alles besitzet, was unter Homers Namen auf die spätere Nachwelt gekommen ist. Die beliebte Kürze, die Absonderung und Vorbeylassung alles dessen, was nicht die genausten und eigentlichsten Pflichten eines kritischen Herausgebers alter Schriftsteller mit sich bringen, besonders die Vermeidung solcher Anmerkungen, welche man die kritischen Locos communes nennen möchte, solche, die bey allen ähnlichen Stellen aller übrigen Schriftsteller mit gleichem Rechte wiederholt werden könnten, alles dieß macht überhaupt das Verdienst auch von gegenwärtigem Bande aus. Da man von den dem Homer zwar fälschlich beygemeßnen, aber doch sehr alten Hymnen keine Handschriften weiter gefunden und zu Rathe gezogen, sondern in allen Ausgaben die erste vom Chalcondylas wieder abgedruckt hat, so haben hier die Verbesserungen und Muthmaßungen von den gelehrten Kunstrichtern, Bernh. Martin, Dav. Ruhnken und Barnes eine größere Aufmerksamkeit verdienet, und auch erhalten; sie sind an ihren Stellen angeführt, kurz, aber scharfsinnig beurtheilt, verschiedne in Text eingenommen, und mit einigen eignen Verbesserungen so wohl als Erläuterungen vermehret. Fast auf gleiche Weise sind die Epigrammata und Fragmenta Homers, welche seit des Stephanus Ausgabe gemeiniglich angehängt werden, behandelt.

Nach

Nach Veranlassung der bisherigen Ausgaben ist gleichfalls das Leben Homers, das man gemeiniglich dem Plutarch zuschreibt, und die Schrift eines Unbekannten von Homers Poesie beygefüget. Der Index der griechischen Wörter, welchem ein Index der merkwürdigen Sachen vorangesetzt ist, ist in einem andern Sinn verfertiget als der Seberische, und enthält nur diejenigen Wörter im Homer, welche aus kritischen Ursachen oder ihrer Seltenheit und Dunkelheit wegen bemerkt oder erklärt zu werden verdienten. Ist er vielleicht nicht so vollständig, als ihn oft die Bedürfniß des Nachschlagenden wünschen dürfte, so ist er doch desto gründlicher und eine vortrefliche Anlage zu einem vernünftigen Homerischen Wörterbuche; allzeit aber gewiß jener unglücklichen Art von Wörterregistern vorzuziehen, welche alle Worte des Schriftstellers enthalten, ohne uns zum bessern Verständniß irgend von einem behülflich zu seyn. Die Corrigenda et Addenda in variis Lectionibus et Notis machen einen beträchtlichen Umstand bey diesem Bande aus. Ausser verschiednen ansehnlichen Verbesserungen und Zusätzen zu den verschiednen Lesarten und Anmerkungen in den vorhergehenden vier Bänden, werden hier abweichende Lesarten aus einer Handschrift der Elisabetbibliothek in Breßlau eingeschaltet. Diese Handschrift ist von der Hand des Michael Apostolius, welcher durch seine Paröimien bekannt ist; und ob sie gleich sorgloß und ums Brod verfertiget ist, so ist sie doch was die Ilias de betrift, nach einer nicht zu verwerfenden ältern Abschrift genommen. L.

XIV.

Lehrreicher Zeitvertreib in Ovidianischen Verwandlungen von Joh. Gottlieb Lindner, Conrector (in Zeitz) Leipzig bey Breitkopf 1764. 8. 19 B. mit 2 B. Vorrede.

Es möchte vielleicht schwerer seyn, als es dem ersten Ansehen nach zu seyn scheint, den Begrif und die Absicht, welche der Verfasser bey dieser Arbeit gehabt hat, deutlich und genau zu bestimmen. Keine Uebersetzung ist es nicht; dieß verbittet der Herr V. auf das Feyerlichste in der Vorrede selbst und gewiß auf diesen Verdacht wäre auch niemand gerathen; es sind auch nicht etwan die besten und schönsten Stellen aus den Verwandlungen; noch scheint die Absicht zu seyn, von dem fruchtbaren Witz, dem Mahlerischen der Ovidischen Dichtkunst, und dem ihr eigenen Flüßigen der poetischen Sprache Proben zu geben; es ist das bloße trockne Gerippe der Verwandlungen bald von seinem Körper, coqvetten Reize und Anmuth ganz entblößet, bald wiederum mit einer Geschwulst behaftet und in ein alltägliches Gewand von einem niedrigen, platten oft kriechenden und mit pöbelhaften Redensarten erfüllten Deutsch, das nichts weniger als eine poetische noch weniger die Ovidische Sprache ist, eingehüllt; ein mageres, verhungertes Gespenst, das kaum die Zähne decken kann. Man möchte sagen, daß eine neue Verwandlung der Verwandlungen vorgegangen sey. Was soll man sich doch von dem Geschmack vorstellen, mit welchem diese Herren alte Dichter lesen,

sen, und erklären? Man vergleiche einmal die beyden Reden des Ajax und des Ulysses im dreyzehnten Buch, denn diese rühmt er selbst, daß sie wunderschön sind, mit dem Original; man nehme die unartige Anmerkung S. 205. dazu, und sage uns, ob nur eine Spur vom Dichterischschönen übrig sey. Gleichwohl sucht man in der Vorrede den Dichter anzupreisen und wider die Abneigung verschiedner ehrlicher Leute zu retten; und mit welchen Gründen? indem man »sich angelegen seyn läst, zu zeigen, was »für ein fürtreflicher Sittenlehrer Ovid sey.« Dieß ist nun in der That eben das Vorzügliche dieses Dichters nicht, und auch seine Verwandlungen sollen eben keine Sittenlehre seyn; nicht als wenn die Sittenlehre gar nichts dabey gewinnen könne; sondern die Sache verhält sich eigentlich so: ein mit guten moralischen Grundsätzen verwahrtes Gemüthe wird, so wie es gegen den Leichtsinn des Dichters sattsam bedeckt ist, hin und wieder vortrefliche Maximen, Sätze und Lehren antreffen, welche, weil sie poetischschön ausgedrückt sind, plötzlichen und tiefen Eindruck auf dasselbe machen werden; es wird staunen, wenn ihm unerwartet der Vers aufstößet: Sors tua mortalis; non est mortale, quod optas; oder: sibi quisque profecto Fit deus; ignavis precibus Fortuna repugnat &c. Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verschiedener besonders geselliger und feiner Tugenden gerühret und die zärtern Empfindungen werden in ihm erreget und entwickelt werden; besonders werden sich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leser eine Einsicht in den verborgenern Winkel des mensch-

lichen Herzens und seiner Leidenschaften geben; eine Känntniß, die mehr als alles Latein und Griechisch werth ist, und von welcher Ovid ein gar vortreflicher Meister war. Aber dieß ist es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter, und also auch den Ovid, in die Hände giebet. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur und zwar in den ersten Jahren gleich zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder mit Logik, noch Metaphysik, Latein oder Griechischem, cultiviren kann; wir haben eine Einbildungskraft, der wir wofern sie sich nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall und in der Natur selbst, unter seinen bestimmten wahren und auch in den feinern Zügen zu erkennen und zu lieben; wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Känntnisse nöthig, so wohl für die Wissenschaften, als für das tägliche Leben, die sich in keinem Compendio erlernen lassen; unsre Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereiniget werden — hierzu erklärt man jungen Leuten alte Dichter; die poetische Sprache, die alte Fabelgeschichte, das ist, die allegorische Geschichte des menschlichen Herzens, und tausend andre Vortheile nicht zu rechnen. In der Folge der Vorrede sind die guten und bösen Eigenschaften Ovids, nicht eben mit einer kritischen Beurtheilung, aus einander gesetzet. Aber daß der Herr V. am Ende der Vorrede sich in die grammatikali-

sche

sche Kritik hat mischen wollen, fürwahr, dieß ist ihm nicht zu vergeben; seine Verbesserungen, sind so unbedeutend und übel angebracht, daß nur die Verzweiflung, gar nichts von Kritik reden zu sollen, dem Herrn V. dem wir andere Känntnisse und Verdienste hiedurch gar nicht streitig machen wollen, hat verleiten können, mit denselben zum Vorschein zu kommen.

L.

XV.

Wahre Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlichern Beweisen versehn hat, untersucht von Joh. Gottlieb Töllner, der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit öffentlichen Lehrer auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. Leipzig und Züllichau, in der Wayfenhaus und Frommannischen Handlung 1764. 8. 224 Seiten.

So philosophisch auch unser Jahrhundert ist, so treten doch in Deutschland wenige zur Weltweisheit und Theologie gehörige Schriften ans Licht, welche an Gründlichkeit und scharf geprüfter Lehrwahrheit der angezeigten gleich kämen. Voltaire und Rousseau möchten sie wohl nicht lesen, aber für diese witzigen und galanten Philosophen ist sie auch nicht geschrieben. Der gelehrte Herr P. T. hat nur die Absicht, wankende Zweifler in der geoffenbarten Religion dadurch zu befestigen, und diese Ab-

ſicht wird ihm auch nicht fehlſchlagen. Er ſucht ſeine Leſer, wo nicht auf einem ganz neuen, doch bis itzt nicht häufig betretenem Wege zu der Ueberzeugung zu führen, daß der beſtimmte Grad von Gewißheit, welchen Gott ſeiner Offenbarung durch die heilige Schrift gegeben hat, bey allen Dunkelheiten des Glaubens und bey allen den mannigfaltigen Zweifeln, welche unſre itzige Entfernung von den erſten Wundern, die zur Beſtätigung des geoffenbarten Lehrbegrifs geſchehen ſind, unvermeidlich macht, dennoch der beſtmöglichſte und für die Güte und Weisheit Gottes der gemäßeſte geweſen ſey, indem für den mehr ausgebildeten, gut geſinnten und rechtſchaffenen Theil der Menſchen größere Vortheile verlohren gegangen, für die übrigen aber noch größere Schäden erfolgt ſeyn würden, wenn Gott die Offenbarung mit augenſcheinlichern Beweiſen verſehen und die Gewißheit davon einem jeden völlig evident gemacht hätte.

Nach einer kurzen Einleitung, worinn der Herr P. von dem überhand nehmenden Mangel der Gewißheit in der geoffenbarten Religion und von dem, was daran ſchuld ſey, redet, beſtimmt er ſein Vorhaben, den daher möglichen Anſtoß in dieſer Schrift aus dem Wege zu räumen, und theilt ſelbige in fünf Hauptſtücke §. 1-5. In dem erſten ſtellt er die Beweiſe vor, mit welchen die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift verſehen iſt und beurtheilt ihre größere oder geringere Brauchbarkeit und Stärke oder Schwäche mit vielem Scharfſinn §. 6-20. In dem zweyten beweiſt er, daß mehrere und augenſcheinlichere Beweiſe für ſelbige möglich geweſen wären,

ren, sowohl bey ihrer Ertheilung, da sie eingegeben, ihrem Inhalt nach verfaßt und in eine Sammlung mehrerer Schriften gebracht worden, wobey der Offenbarung deutlichere und unläugbarere Beweißthümer hätten können gegeben werden; als auch nach ihrer Ertheilung, wo er zeigt, was da zur Erhaltung ihres Ansehns und ihrer Glaubwürdigkeit bis auf unsere Zeit fortgesetzt, hätte geschehen können. §. 21-27. In dem dritten Hauptstück werden die falschen oder doch unzulänglichen Gründe, warum Gott das alles dem menschlichen Geschlechte vorenthalten habe, gesammelt und widerlegt. Hier ist Herr T. mit den meisten Auflösungen, welche die Gottesgelehrten darüber zu geben pflegen, aus guten und angezeigten Ursachen nicht zufrieden, weil sie ihm zu wenig Genugthuung geben, §. 28-36. Wer ihn bis so weit läse und weiter nicht, sagt der Herr Verfasser, der würde ihn für einen Verräther der Religion halten. In dem vierten Hauptstück trägt er nun die wahren Gründe des göttlichen Verhaltens, als den eigentlichen neuen Beweis seines Hauptsatzes vor und antwortet auf die vornehmsten Einwürfe, die man ihm dagegen machen könnte. §. 37-59. Der kurze Inhalt davon ist dieser, §. 55. S. 183. — »Der Grad der Gewisheit, »mit welchem die Offenbarung Gottes in der heiligen »Schrift versehen ist, hat auf einer freyen Wahl »Gottes beruht (§. 38.) und muß aus dem Endzweck »erkannt werden, welchen Gott bey demselben hatte. »(§. 39.) Dieser war nun nicht sowohl dahin ge»richtet, durch sie ein Mittel zur Seligkeit der Men»

»schen an sich und überhaupt, als vielmehr ein Mit»tel zu einem höheren Grade der Seligkeit derselben »zu stiften (§. 40, 43.) denn zur Seligkeit an sich »und überhaupt führet er die Menschen bereits durch »eine natürliche Offenbarung (§. 41.) und es ist un»läugbar, daß sich seine übernatürliche Offenbarung »in der Schrift als ein Mittel zu einer höheren und »größeren Seligkeit verhält (§. 42.) Sollte sie »aber dergleichen dem Endzweck Gottes gemäß wahr»haftig seyn, so muste alles in und bey derselben da»hin eingerichtet werden, daß die Menschen Gele»genheit erhielten, mehrere und größere Tugenden »auszuüben, und also größerer Gnadenbelohnungen »empfänglich zu werden. Bey diesem von Gott belieb»ten Grade der Beweisthümer erhalten sie dieselbe, »indem dabey ihr Glaube selbst eine Tugend werden »kann; nämlich durch den ehrerbietigen Gehorsam, »welchen sie um des überwiegenden Ansehns göttlicher »Zeugnisse willen, der Offenbarung leisten. Bey »einem höheren Grade der Beweisthümer hingegen »würde nicht nur der Glaube selbst, sondern es wür»den auch alle damit zusammenhängende Tugenden »geringerer Belohnungen empfänglich seyn, weil die »Erkänntniß der Religion alsdenn anschauend, mit»hin unwidersetzlich, der Glaube völlig evident und mit seinen Früchten keiner eigentlichen Zurechnung an die Menschen fähig gewesen seyn würde. Gott konnte also seinem bey der Offenbarung in der Schrift gehabten Endzweck gemäß, ihr keinen höheren Grad der Gewißheit beylegen, als sie wirklich für die itzt lebenden Menschen hat. Folglich ist auch erwiesen,

daß

daß ein höherer Grad derselben der vollkommensten Weisheit und Güte Gottes unanständig gewesen seyn würde.» — In dem fünften Hauptstück werden §. 61–65. praktische Folgerungen daraus hergeleitet.

Es ist unsre Art nicht, einen öffentlichen Lehrer wegen gewisser freyen und ungewöhnlichen Meynungen sogleich zu verketzern und die Richtigkeit seines ganzen Lehrbegrifs in Verdacht zu bringen. Indessen dünkt uns doch, der Herr P. geht in seiner angenommenen Hypothese weiter, als er hätte gehen dürfen, und wir sehen weder wie die Gründe, aus welchen er die Offenbarung vertheidigt, durchgängig aus ihr selbst erweislich sind, noch wie er sich gegen alle die nachtheiligen Folgerungen wird schützen können, die man daraus herleiten wird. Die Einwürfe, die er sich selbst macht, enthalten wohl noch nicht alles, was man ihm mit Grunde entgegen setzen kann, und seine Beantwortungen lassen doch noch gewisse Schwierigkeiten unaufgelöst. Es ist wider die Absicht dieser Blätter gelehrte Streitigkeiten zu führen. Nur können wir mit Erlaubniß des Herrn P. diese allgemeinen Anmerkungen, welche uns dabey eingefallen sind, nicht verschweigen. 1) Der Herr Verf. urtheilt von den Absichten Gottes bey der heiligen Schrift sehr positiv, da er doch selbst gesteht, es müsse solches bey unserer eingeschränkten Erkänntniß mit großer Behutsamkeit geschehen. 2) Er entwickelt und bestimmt den höheren Grad der Seligkeit nicht genug, den uns die geoffenbarte Religion vor der natürlichen verschaffen soll. Er sagt zwar, der

Glaube würde bey seiner itzt nicht ganz vollständigen Evidenz bey uns zur höchsten Tugend und zu einem Beweise des ehrerbietigsten Gehorsams gegen Gott und eben darum einer Belohnung und Zurechnung zur Gerechtigkeit empfänglich. Allein er behauptet auch eben das in gewissem Maaße von dem Beyfall, den man der natürlichen Religion, wenn man ihre Gründe mühsam untersucht hat, giebet, (§. 55.) Und vielleicht macht alsdenn der Unterscheid ungemein wenig aus! Vielleicht ist der höhere Grad der Seligkeit bey dem ersten, vor dem Grade der Seligkeit bey dem letzten so unendlich klein, daß es sich kaum der Mühe belohnt an die Offenbarung zu glauben und solche gewissermaßen denn doch überflüßig wird. 3) Sollte nicht, so viel wir einsehen, aus dem System des Herrn P. folgen, daß gut gesinnte Deisten, welche mühsame Untersuchungen über die natürliche Religion anstellen, selbiger gemäß tugendhaft leben und, da die Tugend bey der natürlichen Religion auf allen Seiten betrachtet, schwerer als bey der geoffenbarten seyn soll (S. 181.) der göttlichen Belohnung überaus würdig werden, daß diese Deisten durch die Offenbarung der Natur und deren Ausübung zu einer größeren Glückseligkeit würden geleitet werden, als gemeine Christen durch die Offenbarung der Schrift und deren Ausübung? Letztere können sich ja das Verdienst einer mit großen Schwierigkeiten verbundenen Prüfung ihres Glaubens nicht erwerben, indem sie weder Zeit noch Kräfte darzu haben, sondern müssen im Grunde um des Ansehns der Gottesgelehrten willen, welche die christliche Religion als wahr befin-

befinden, dieselbe auch für wahr halten. Wo wird denn also nach dem Begrif des Herrn Pr. das Belohnungswürdige für einfältige und unausgebildete, aber sonst aufrichtig tugendhafte Seelen bleiben?

C.

XVI.

Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften, welche den von der Königl. Akademie der Wissensch. in Berlin auf das Jahr 1763. ausgesetzten Preiß erhalten hat, von Moses Mendelsohn aus Berlin. Nebst noch einer Abhandlung über dieselbe Materie, welche die Akademie nächst der ersten für die beste gehalten hat. 12½ Bogen.

Dissertation qui a remporté le prix proposé par l'Academie Roïale des Sciences et belles Lettres de Prusse, sur la nature, les especes et les degrès de l'évidence, avec les pièces, qui ont concouru. 2½ Bogen.

Dissertationes ad quaestionem de Euidentia ab Acad. Reg. Berolin. propositam spectantes. 11 Bogen in 4. Berlin bey Haude und Spener. 1764.

Es ist für unsre Wißbegierde ein reizendes Gemälde, wenn die verschiedene Wissenschaften, die den menschlichen Geist beschäftigen, einander so gegenüber gestellt werden, daß ihre charakteristischen Unterschiede deutlicher hervorstechen, und das, was jede eigenthümliches hat, in desto hellerm Lichte zeigen.

zeigen. Zu solchem Gemälde aus dem Gesichtspunkte der Evidenz betrachtet, hat die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin durch die Aufgabe Gelegenheit gegeben: Ob die metaphysischen Wahrheiten überhaupt einer solchen Evidenz fähig sind, als die mathematischen u. s. w. und da sie nächst dem Stück, das den Preiß erhalten, noch drey ausgestellet hat, worinn eben das Gemälde nach einer andern Manier ausgeführt worden; so kann nicht allein jeder Kenner die verschiedene Zeichnungen selbst mit einander vergleichen; sondern die Wahrheit gewinnt auch dabey: denn jeder wetteifernde Meister hat das Subjekt aus seinem eigenen Augenpunkte betrachtet, und es von einer andern Seite, und in einem andern Lichte dargestellt.

Wir wollen die Hauptzüge der Preißschrift, dessen Verfasser sich durch die Richtigkeit seiner Zeichnung philosophischer Wahrheiten schon als Meister gezeigt hat, und durch das Licht und Leben ihrer Ausbildung unsern deutschen Philosophen ein Muster geworden ist, in einen kleinern Grundriß zu bringen suchen, und alsdenn die Arbeit der drey übrigen gegen sie halten: Der V. wird meist selbst sprechen.

Zur Evidenz einer Wahrheit gehört ausser der Gewißheit auch noch die Faßlichkeit; d. i. die Eigenschaft, daß jeder, der den Beweiß nur einmal begriffen, sogleich von der Wahrheit überzeugt, und so beruhigt seyn muß, daß er nicht die geringste Widersetzlichkeit, dieselbe anzunehmen, bey sich verspüret. Zur Gewißheit einer Wahrheit aber wird erfordert, daß man sie durch zusammenhangende Schlüsse, bis

auf

auf solche Grundsätze zurückführen kann, die ihrer Natur nach ganz unläugbare Grundsätze sind. Eine Wissenschaft also ist gewiß, wenn der ursprüngliche Begrif ihres Gegenstandes so entwickelt wird, daß alle daraus abgeleitete Folgen und Begriffe in einer nothwendigen Verknüpfung mit demselben stehen, und nicht ohne Widerspruch von demselben getrennet werden können; daß alle in dem ursprünglichen Begrif gleichsam eingewickelt gewesen, und implicite darinn enthalten sind, und nun nur durch die Zergliederung des ursprünglichen Begrifs, wodurch das, was darinn dunkel war, deutlich gemacht wird; (und sonst geschieht nichts anders durch Schlüsse); daraus entwickelt werden. Faßlich aber ist sie, wenn diese Verknüpfung der Begriffe leicht übersehen, und der nothwendige und unzertrennliche Zusammenhang der abgeleiteten Begriffe mit dem ursprünglichen, ohne große Anstrengung der Aufmerksamkeit, erblickt werden kann.

Die Geometrie hat es bloß mit dem abgesonderten Begrif der Ausdehnung zu thun, daraus sie alle ihre Folgen so herleitet, daß man deutlich erkennet, sie seyn durch den Satz des Widerspruchs nothwendig mit dem ursprünglichen Begriffe der Ausdehnung verknüpft. In dem sinnlichen Eindrucke der Ausdehnung, oder in dem abgesonderten Begriffe derselben liegt der ganze Inbegrif der geometrischen Wahrheiten, welche durch die Zergliederung und Entwickelung, oder welches einerley ist, durch Schlüsse aus dem Dunkeln nur ans Licht gezogen werden; und daß sie darinn verborgen liegen, gezeigt wird. Die ganze

Kraft

Kraft der geometrischen Gewißheit beruhet also auf dieser nothwendigen Verknüpfung der Begriffe mit dem ursprünglichen Begrif der Ausdehnung; sie legt beyder unauflösliche Verwandschaft vor Augen. — Bey dieser Gelegenheit zeigt der V. eine reizende und lichtvolle Aussicht, die die Mathematik von dieser Seite betrachtet, in die Seelenlehre eröfne, die wir zur Betrachtung empfehlen. — Solche Gewißheit hat die Geometrie und die Mathematik überhaupt. Ihre Faßlichkeit erhellet schon hieraus; noch mehr aber aus der Art ihrer Bezeichnung. Die Geometrie hat in ihrer Bezeichnung gar nichts willkührliches, sondern reelle und wesentliche Zeichen, die ihrer Natur und Verbindung nach mit der Natur und Verbindung der Gedanken überein kommen. Die Linien sind wesentliche Zeichen der Begriffe, die wir von ihnen haben, und in den Figuren werden diese Linien auf eben die Art zusammengesetzt, wie die Begriffe in unsrer Seele zusammengesetzt werden. Sie sind also immer genaue Gemählde von dem Gange, den die Begriffe in unsrer Seele genommen haben; die Kette ihrer Vorstellungen sehn wir darinn sichtbar vor Augen. In der Zahl- und Buchstabenrechnung sind zwar die einfachen Zeichen bloß willkührlich; aber eben das gewährt wieder den Vortheil, daß dasjenige, was im allgemeinen Begriffe unbestimmt gelassen wird, auch in der Bezeichnung unbestimmt bleiben kann: und in den zusammengesetzten Zeichen hingegen, als in den Formeln und Gleichungen, ist alles bestimmt, kommt alles genau mit den Gedanken überein. Die Zeichen tragen also allezeit

das

das Gepräge von der Verknüpfung oder dem Verhältniß unsrer Begriffe; und müssen also diese sehr faßlich machen, und die ganze Kette ihrer Verbindung in der Seele gegenwärtig erhalten. Es macht ferner die Geometrie sehr faßlich, daß die Theile der ausgedehnten Größe, womit sie zu thun hat, neben einander fallen, und sich mit den Sinnen wohl von einander unterscheiden lassen; hieraus entsteht eine deutliche Erkänntniß ihrer Schranken, welche zur Ausmessung einer Größe das nothwendigste und fruchtbarste Erfindungsmittel ist. Daß die Evidenz der Mathematik hierauf beruhe, erhellet daraus, daß da, wo man diese Hülfsmittel nicht hat, auch selbst in dem Schoße ihrer Wissenschaften, diese Evidenz nicht zu finden sey. Von der unausgedehnten Größe, als nämlich von den Graden und ihren Ausmessungen sind bisher nur einzelne dürftige Versuche zum Vorschein gekommen; da es nun aber doch eine natürliche Mathematik hievon giebt, so muß es auch eine künstliche geben. Woher kommt dieser Mangel? Daher; die Theile der unausgedehnten Größe fallen in einander, und lassen sich nicht durch die Sinne von einander unterscheiden. Ihre Schranken können also auch nicht durch ein bloßes Ueberdenken deutlich begriffen werden, und das fruchtbarste Erfindungsmittel zu ihrer Ausmessung fällt weg. Will man diese Schranken kennen lernen, so muß man auf den Stoff der Größe, d. i. auf die Qualität, deren Grad man ausmessen will, zurückgehen, und die innere Merkmale derselben, die oft in der Natur der Dinge sehr tief verborgen liegen, deutlich aus einander

der setzen lernen. Und wie schwer das sey, wird an Exempeln bewiesen. Ferner ist auch in der Bezeichnung der unausgedehnten Größe noch alles willkührlich, denn die einzeln Merkmale derselben sind schwer zu unterscheiden, ihre Verbindungsarten noch schwerer zu bestimmen, und auf allgemeine Regeln zurück zu bringen. Daher man zur Ausmessung derselben noch kein bequemer Mittel hat, als sie durch ausgedehnte Größen, durch Linien und Figuren, zu bezeichnen; oder auch wenn man Wirkungen zu messen hat, deren Merkmale sich weder durch die Sinne, noch durch den Verstand auseinander setzen lassen; so mißt man die Ursachen, wenn sich die Begriffe davon leichter auflösen lassen, um vermittelst der Ursachen die Wirkungen abzumessen. Wer sieht aber nicht, wie weit dies alles von dem leichten und ebnen Wege, und folglich von der Evidenz der eigentlichen Geometrie entfernt sey? — Dieser Abschnitt hat uns länger aufgehalten, weil er zugleich die Gründe entwickelt, woraus die Evidenz der übrigen Wissenschaften beurtheilt werden muß: nun können wir uns kürzer fassen.

So wie sich die Mathematik mit den Größen beschäftiget, so beschäftiget sich die Weltweisheit überhaupt mit den Beschaffenheiten der Qualitäten der Dinge. Qualität und Quantität unterscheiden wir nur in Gedanken durch die Absonderung; in der Sache selbst kann keine zufällige oder endliche Qualität ohne Quantität, und keine Quantität ohne Qualität wirklich vorhanden seyn. Wie genau sind also Weltweisheit und Mathematik mit einander verwandt,

vornäm-

vornämlich die Mathematik der unausgedehnten Größe, die ohne tiefe Einsichten in die Beschaffenheiten der Dinge nicht erfunden werden kann, und wieder ihrer Seits, wenn sie erfunden seyn wird, der philosophischen Erkänntniß viel Licht und Reichthum geben wird. — Wie es eine reine theoretische Mathematik giebt; so giebt es einen Theil der Weltweisheit, der, alle Wirklichkeit beyseite gesetzt, bloß unsre Begriffe von den Qualitäten der Dinge entwickelt, und ihren innern Zusammenhang, ihre Verwandschaft, einsehn lehret. Die Begriffe von den Qualitäten der Dinge sind unter einander verknüpft, und können durch unläugbare Folgerungen aus einander entwickelt und hergeleitet, folglich demonstrirt werden. In dem reinen spekulativen Theil der Weltweisheit, in welchem einzig und allein auf die Verbindung der Begriffe und ihren Zusammenhang gesehen wird, herrscht also eben die Gewißheit, als in der Geometrie. Aber so faßlich kann er nicht vorgetragen werden. Denn erstlich fehlet es der Weltweisheit an wesentlichen Zeichen; alles ist in ihrer Sprache noch willkührlich; daher man bey der geringsten Unachtsamkeit die Sache aus den Gedanken verlieren, und bloß die leeren Worte behalten kann. In der Geometrie aber führen die wesentlichen Zeichen, ohne sonderliche Anstrengung, nicht allein die bezeichneten Sachen, sondern auch ihre Ordnung und Verbindung wieder ins Gemüth zurück. Zweytens; die Qualitäten der Dinge sind so genau mit einander verbunden, so in einander verwebt, daß die deutliche Erklärung eines Begrifs eine ganze Reihe Erklärungen anderer Begriffe erfor-

erfordert, die man nicht ohne Mühe deutlich übersehn kann, und deshalb bey jedem Fortschritte immer wieder zu den Anfangsgründen zurück kehren muß. Drittens muß der Weltweise zeigen, daß der Gegenstand seiner Grundbegriffe wirklich anzutreffen sey, damit er aus denselben auf das wirkliche Daseyn der Folgen schließen könne. Der Mathematiker aber legt das Zeugniß der Sinne zum Grunde, und ist unbekümmert darum, ob die Sinne Wahrheiten, oder bloße Erscheinungen aussagen: es ist ihm genung, wenn man ihm die sinnlichen Begriffe auch nur für beständige Erscheinungen, die sich immer ähnlich bleiben, gelten läst; und das muß ihm selbst der Sceptiker eingestehn. Es wird also vom Weltweisen weit mehr erfordert, als von dem Mathematiker. Dieser beweiset bloß die Möglichkeit einer Figur; jenem wissen wir für die bloße Möglichkeit keinen Dank, er soll das wirkliche Daseyn der Subjekte darthun, um auf die wirkliche Folgen schliessen zu können. — Zwey Uebergänge vom möglichen zum wirklichen haben wir dem Deskartes zu danken. Ich denke, also bin ich: und; das nothwendige Wesen ist möglich, also ist es auch wirklich: dieser Uebergang wird dem menschlichen Verstande immer schwer und verringert die Evidenz. Hierzu kommt noch von Seiten des Menschen, daß die Weltweisheit mit den Vorurtheilen der Sinne, der Leidenschaft u. s. w. zu kämpfen hat; und jeder Mensch sich ein Recht anmaßt, in philosophischen Sachen, weil sie seine eigne Angelegenheiten betreffen, ein Urtheil zu fällen; welches der philosophischen

Evidenz

Evidenz viel Hindernisse in den Weg legen muß. Dahingegen die Mathematik allzeit unpartheyische Gemüther antrift, die gelassen untersuchen; oder ihr Urtheil gar nicht mit einmischen, sondern den Ausspruch der Kenner erwarten.

Was die Evidenz in den Anfangsgründen der natürlichen Gottesgelahrtheit betrift, so sind die Begriffe von Gott so inniglich mit einander verknüpft, daß man nur eine einzige Eigenschaft Gottes voraus zu setzen hat, um alles, was wir von dem Allerhöchsten zu erkennen im Stande sind, daraus herzuleiten. Die Verknüpfung ist so nothwendig, daß man aus einer Eigenschaft, es sey welche es wolle, unläugbar alle übrigen folgern kann. So lange man bloß bey dieser Verknüpfung, bey dieser gegenseitigen Verwandschaft stehen bleibt, haben die Anfangsgründe der natürlichen Religion alle Gewißheit, und beynahe die Evidenz der geometrischen Wahrheiten. Aber es soll auch gezeigt werden, daß das Objekt dieser Wissenschaft wirklich vorhanden sey; und dies ist der schwierigste Knoten, den man aufzulösen hat. Die Methode a posteriori aus dem unläugbaren Anschauungssatz; Ich denke: ist unstreitig die leichteste: den andern Beweiß a priori von der Möglichkeit eines solchen Wesens auf die Wirklichkeit hat der V. leichter vorzustellen gesucht. Er führt zu dem Ende einen doppelten Beweiß, davon wir nur die Sätze anführen wollen. Dem allervollkommensten Wesen kann kein zufälliges d. i. abhängiges, Daseyn zukommen; sein Daseyn kann also keine bloße Zufälligkeit seyn; es ist also kein bloß mögliches Wesen.

liche Ueberzeugung davon immer voraus setzen müssen. Die Evidenz in denselben muß also weit schwerer zu erhalten seyn. — Was die praktische Sittenlehre betrift, so müssen Erfahrungen zum Grunde gelegt werden, die nicht allezeit den erwünschten Grad der Gewißheit haben können. Doch giebt es allgemeine Naturgesetze, und zwar solche, die vornämlich auf die Neigungen des Herzens gehn, als; verehre den Schöpfer; liebe die Tugend; beherrsche deine Leidenschaften: welche zum höchsten Grade der Ueberzeugung gebracht werden können. Kömmt es aber zum Detail, so kann man sich nur nach Wahrscheinlichkeiten bestimmen, wovon der V. recht sprechende Gründe anführt. Hier muß das Gewissen und ein glücklicher Wahrheitssinn (bonsens) die Stelle der Vernunft vertreten, welche das in ihrem Bezirke sind, was der Geschmack im Gebiete des Schönen und Häßlichen sind. Der Vortrag dieser Sittenlehre muß auch vornämlich einen praktischen Beyfall abdringen, der den Willen in Bewegung setzt, das für wahr erkannte zu thun. Die Demonstration thut dieses selten. Ihre Grundsätze müssen durch Beyspiele belebt, von der Gewalt der angenehmen Empfindung unterstützt, durch die Uebung in beständiger Wirksamkeit erhalten, und endlich in Fertigkeit verwandelt werden. Dann wirkt die bloße Wahrscheinlichkeit oft feuriger und lebhafter auf das Gemüth, als spekulative Vernunftschlüsse. Nur das glückliche Genie, das das System sittlicher Wahrheiten mit allen ihren feinen Verbindungen deutlich und lebhaft im Zusammenhange schauen, und durch das Anschauen

dieser

dieser göttlichen Harmonie Sinne und Einbildungskraft bis zur Höhe der Vernunft entzücken kann, ist fähig, unter Anführung der strengsten Vernunft, Herr über seine Neigungen zu werden, den Sturm der Leidenschaften nach dem Winke der Weisheit zu regieren, und zwischen Herz und Geist die holdseligste Eintracht zu stiften.

Wir reissen uns mit Mühe loß. Man erkennt hier den Philosophen, der mitten in der Untersuchung tiefsinniger Materien von philosophischer Begeisterung ergriffen wird, wenn er einen forschenden Blick in die große Harmonie thut, darinn die Wahrheiten unter sich und mit unsrer Bestimmung stehen. Wir fügen nur noch dieses hinzu, daß es der V. auch durch sein Exempel bewiesen hat, zu welcher Evidenz man metaphysische Wahrheiten bringen könne.

Der zweyte Verfasser, der seine Schrift, Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral, betitelt hat, verräth auch eine vertraute Bekanntschaft mit den Wissenschaften, wovon hier die Rede ist. Seine Gedanken sind mehr hingeworfen, als ausgeführt; er zeichnet nur die Grundzüge der Gewißheit, welche die mathematischen und philosophischen Wissenschaften entweder mit einander gemein haben, oder die einer jeden eigenthümlich sind; kühn genung, sich selbst durch die dornichten Labyrinthe der Metaphysik einen Weg zu bahnen, verläßt und tadelt er die gewöhnliche philosophische Methoden, und trift zwar oft mit dem erstern V. zusammen, geräth aber auch auf neue Ideen, die aller Prüfung der Kenner werth sind.—

Wir können hier nur das vorzügliche Neue auszeichnen. —

Die Mathematik, sagt er, macht ihre Definitionen synthetisch, durch die willkührliche Verbindung ihrer Grundbegriffe; der zu erklärende Begrif, ist nicht vor der Definition da, sondern entspringt erst aus derselben. Sie schaft sich also die Begriffe, von denen sie handelt, selbst, und zwar aus den Definitionen; dies ist der Stoff, daraus sie ihre Wahrheiten erbauet, darauf sie sie gründet; sie kann und muß also ihre Definitionen voraus schicken; sie sind das erste, das man darinn denken muß, das leichteste, wobey man anfangen kann; denn sie machen eigentlich mit der Materie, die zu bearbeiten ist, zu allererst bekannt: man muß sie folglich auch als unerweisliche Sätze annehmen. Die Philosophie hingegen, und insbesondre die Metaphysik, macht ihre Definitionen analytisch durch die Absonderung. Sie schaft sie sich nicht selbst, sie findet sie schon; sie sind ihr gegeben. Aber wie? Als ein verworrenes Chaos, das sie zergliedern, in Ordnung bringen, entwickeln, und nach den Regeln der Vernunft richtig bestimmen soll. Aus diesem gegebenen Chaos soll sie erst ihren Stoff suchen und bilden, ihre Definitionen durch vielfältige Vergleichung und Unterscheidung herausziehen und berichtigen. Ihre Definitionen sind also nicht leicht, sondern oft sehr schwer; sie können nicht vorausgeschickt werden, sondern sind oft das lezte, was herausgebracht wird; und können noch vielweniger als unerweisliche Sätze gelten. Die Metaphysik kann sich also hierinn mit der Mathematik

nicht

nicht vergleichen; und es ist ihr sehr schädlich, ihrer Methode hierinn nachzuahmen.

Das Objekt der Mathematik ist leicht und einfach, das Objekt der Philosophie aber schwer und verwickelt; in jener sind wenig unauflösliche Begriffe, d. i. Elementarbegriffe, darinn alle übrige aufgelöset werden, in dieser viele, weil das Reich der Qualitäten von weit größerm Umfange, und die Verbindungen der Begriffe weit zahlreicher und feiner, folglich unausforschlicher sind; in jener sind wenige unerweisliche Sätze, in dieser viele. Der großen Vorzüge nicht zu gedenken, welche die Mathematik in der Bezeichnung ihrer Begriffe hat. — Die Metaphysik begeht also einen großen Fehler, bey Definitionen anzufangen; die Natur ihres Objekts verstattet es gar nicht. Die einzige Methode zur Gewißheit zu gelangen, ist diese, wenn sie folgende zwey Regeln beobachtet. 1) Man suche das im Gegenstande zuerst sorgfältig auf, dessen man von ihm unmittelbar gewiß ist; und ziehe daraus Folgerungen, und suche hauptsächlich nur wahre und ganz gewisse Urtheile von dem Objekte zu erwerben; und nehme dann erst die Definition daraus, wenn sie sich aus den augenscheinlichsten Urtheilen deutlich und unläugbar darbietet. 2) Man zeichne die unmittelbaren Urtheile von dem Gegenstande in Ansehung dessen, was man zuerst in ihm mit Gewißheit antrift, besonders auf; und nachdem man gewiß ist, daß eine in der andern nicht enthalten sey, so schicke man sie, wie die Axiomen in der Geometrie, als die Grundlage zu allen Folgerungen voraus. So muß die Metaphysik durchaus analy-

tisch verfahren; ihre Zeit ist noch lange nicht da, synthetisch zu seyn; und die Methode der Meßkünstler ist für sie kein Muster, weil diese durch Zusammensetzen Begriffe erwerben, sie es aber nur durch Auflösen thun kann. — Wenn man auf der einen Seite den Umfang und Reichthum, und die Vielheit und Feinheit der Verbindung der Gegenstände der Philosophie, und auf der andern Seite die Einschränkung unsers Verstandes erwegt, so kann man sich kaum entbrechen, dem V. Recht zu geben.

Die Gewißheit objektive genommen, besteht darinn, daß die Merkmale zureichend sind, die Nothwendigkeit einer Wahrheit darzuthun. Diese Gewißheit hat formale und materiale Gründe, welche die Metaphysik und Meßkunst mit einander gemein haben. Die formalen sind die Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs; die materialen aber, die unerweißlichen Sätze, die die Grundlage zu Schlüssen machen; d. i. solche, in deren Subjekt und Prädikat die Identität oder der Widerspruch unmittelbar in den Begriffen liegt, und nicht durch Zergliederung vermittelst eines Zwischenmerkmals eingesehn werden kann noch darf. Dies sind in der Mathematik die Axiomen und Definitionen, und in der Philosophie sollte man eben solche gewisse materiale Grundsätze aufsuchen, die entweder den Stoff zu Erklärungen geben, oder den Grund sicherer Folgen darbieten. Die Mathematik ist daher objektive gewisser als die Metaphysik, weil ihre Definitionen synthetisch gemacht, und also unerweislich sind, und sie auch materiale Grundsätze hat, darauf sie ihre

Schlüsse

Schlüsse bauet. An diesen fehlet es der Metaphysik noch; und ihre Definitionen kann sie nicht so, als jene, zu unerweislichen Sätzen brauchen. Es giebt aber auch eine subjektive Gewißheit, die in dem Anschauen der Nothwendigkeit einer Wahrheit besteht; und der Vorzug der Mathematik in dieser Art der Gewißheit, erhellet vornämlich aus dem Vortheil ihrer wesentlichen Zeichen. — Dies hat die Preißschrift am deutlichsten entwickelt.

Die natürliche Gottesgelahrtheit ist in allem dem, wo in Gott nicht etwas Analogisches mit zufälligen Dingen angetroffen wird, der größten philosophischen Evidenz fähig; weil sie nur ein einziges Objekt hat, und dessen Bestimmungen nicht leicht mit einem andern Dinge können verwechselt werden. Von den ersten Gründen der Moral hingegen behauptet der V. daß sie noch nicht alle erforderliche Evidenz haben. Den formalen Grund aller Verbindlichkeit zu handeln, findet er in dem Satz: Thue das vollkommenste, was durch dich möglich ist; und in dessen Gegensatz: aber an unerweißlichen materialen Grundsätzen der Verbindlichkeit fehlt es noch; die die Nothwendigkeit einer Handlung, als unmittelbar gut, augenscheinlich darstellen, und eben so auf einfachen und unauflöslichen Empfindungen des Guten beruhen, als die unerweißlichen theoretischen Sätze der Wahrheit aus unzergliederlichen Begriffen bestehn. Wenigstens ist zur Evidenz dieser Wissenschaft nothwendig, daß man erst ausmache, ob bloß das Erkänntnißvermögen, oder das Gefühl die ersten Grundsätze dazu entscheide. Hier wird mancher wünschen, daß

sich

sich der V. über diesen Punkt deutlicher erklären möchte.

Man sieht es dem V. an, daß er bereits den Plan zu einem neuen System der Weltweisheit im Kopfe hat; der wichtigen Aussichten, die man sich darinn von ihm versprechen kann, werden nicht wenig seyn: mit kühnem Scharfsinn hat er sich in dieser Schrift, und wo wir seinen Ton zu philosophiren nicht ganz mißkennen, bereits in andern philosophischen Schriften den Weg dazu gebahnt. Die bisher vorausgeschickten Data leuchten sehr ein; und vielleicht wird ihre Verbindung, und die darauf sich gründende Methode die richtigste seyn, die wir noch gehabt haben.

Der Verfasser der dritten Schrift, de Euidentia in rebus non Mathematicis, kömmt auf einem etwas verschiedenen Wege, in der Vergleichung der mathematischen Evidenz mit der Evidenz der philosophischen Wissenschaften, mit den beyden vorigen Verfassern beynahe auf einerley Resultat. Die Mathematik hat eine größere Evidenz, weil ihre Begriffe alle willkührlich sind, und sie nichts mit existirenden Dingen zu thun hat; weil alle ihre Sätze identisch gemacht werden können; und sie das große Hülfsmittel der wesentlichen Zeichen hat. Diese Evidenz kann in allen den philosophischen Känntnissen erhalten werden, die mit bloßen Ideen zu thun haben, und folglich aus dem Satze des Widerspruchs hergeleitet werden können; dahin rechnet der V. die ganze Ontologie, sofern sie reelle Begriffe und nicht leere Distinktionen enthält; in der Kosmologie die Lehre

de

de mundo intellectuali, worunter er den rerum realitatum oder substantiarum versteht: welches ihm wohl nicht jedermann zugeben möchte. In der natürlichen Gottesgelahrtheit rechnet er dahin den Beweiß a priori von Gottes Daseyn; der beynahe dem Beweise in der erstern Schrift gleichlautend ist. In der Moral aber will er nichts zur geometrischen Gewißheit rechnen, als den Begrif des Unterschiedes, der sich bey unsern Handlungen findet, daß einige uns nützlich, andere uns schädlich sind; und den daraus fließenden Grundsatz, nebst seinen unläugbaren Folgesätzen: Thue das, was das physische Gute vermehrt, und das physische Uebel aufhebt.

Zu den Sätzen, die nicht strenge bewiesen werden können, folglich nicht ganz evident sind, rechnet er den Satz des zureichenden Grundes; folglich alles, was darauf gebauet ist; und behauptet, daß man noch keinen Beweiß davon gegeben habe, woraus erhelle, daß er im Satz des Widerspruchs enthalten sey. — Man vergleiche hiemit S. 37. u. f. der Preißschrift. — Die Beweise vom Daseyn Gottes a posteriori aus der Zufälligkeit, Ordnung, u. s. w. der Welt, von der thätigen Vorsehung, Freyheit Gottes u. s. w. haben auch keine mathematische Evidenz. — Die Moralität der Handlungen, sagt er ferner, ist von einer ganz andern Natur, als Ideen und spekulative Wahrheiten; sie beruht auf innern Bewegungen und Empfindungen des Herzens, oder besteht überhaupt in der Intention und Bewegung der Seele. Bewegungsgründe machen keine Moralität; auch nicht der innere Beyfall und die daraus entste-

entstehende Freude, denn sie sind nur Folgen guter Handlungen, aber sie erzeugen sie nicht. Es bleibt also nichts übrig, als das moralische Gefühl, das aber vom Verstande und der Vernunft regiert werden muß. — Hier verstehen wir den V. nicht völlig. — Gottes Wille ist auch ein allgemeiner Grund der Verbindlichkeit nach der Meynung des V.

Alles, was nicht geometrisch evident ist, ist ungewiß, und kann nicht anders als wahrscheinlich erkannt werden; d. h. so, daß wir die Verknüpfung unsrer Vordersätze mit dem Schlußsatze nicht deutlich und vollständig wahrnehmen: die Zahl und das Gewicht der Gründe, die wir für oder wider diese Verknüpfung haben, machen den Schlußsatz wahrscheinlich oder unwahrscheinlich; und wir mögen diese Gründe deutlich erkennen, oder nur undeutlich abwägen, so giebt unsre Seele dem Wahrscheinlichen Beyfall, und neigt sich vom Unwahrscheinlichen. Woher kömmt das? Gott hat nach der Meynung des V. der Seele ein Ueberredungsgefühl eingedrückt, welches ein praktisches Axioma für den Menschen ausmacht; daß er sich nach dem Gefühl des Uebergewichts des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen zu Handlungen bestimmt, ohne die völlige Gewißheit, die er vielleicht nicht erreichen kann, unentschlossen zu erwarten. Und dies ist, sagt der V. das Gefühl, was wir den Sensum communem nennen. Den Schlüssen, die diesen Sensum communem erregen, legen wir eine moralische Evidenz bey. Zu dieser moralischen Evidenz müssen und können alle die Wahrheiten der Weltweisheit gebracht werden;

welche

welche entweder vor und an sich der mathematischen Evidenz nicht fähig sind, d. i. welche nicht aus dem Satze des Widerspruchs abgeleitet werden können; oder, wenn es auch gleich ihrer Natur nach möglich wäre, doch von unserm bald stumpf werdenden Verstande, nicht deutlich bis zu dieser Quelle verfolgt werden können. Der höchste Grad der moralischen Evidenz ist der, wenn wir erkennen, daß eine Wahrheit allein auf den Satz des zureichenden Grundes erbauet sey.

Aber ist denn diese Evidenz zur praktischen Ueberzeugung hinreichend? Ja; denn nach Verhältniß der Evidenz und der Wichtigkeit der Handlung werden wir zu einer Handlung gereizt: ist gleich die Evidenz geringe und die Handlung wichtig, so ist doch der Reiz dazu stark; gesetzt also, in der Religion und Moral wäre die Evidenz auch nicht groß, so gäbe uns doch die Wichtigkeit und Sicherheit der Sache hinlängliche Bewegungsgründe dazu, und ersetzte den Mangel der Evidenz vollkommen. — Aber warum hat uns der gütige Schöpfer in diesen wichtigen Erkänntnissen nicht mehrere, ja mathematische Gewißheit gegeben? Ueber die Beantwortung dieser Frage, welche eigentlich in der Preißaufgabe nicht enthalten war, hat sich der V. so sehr ausgebreitet, daß er sogar in das Feld der geoffenbarten Theologie Ausschweifungen thut, Sprüche der heil. Schrift anführt, vom Glauben der Christen handelt, und was manchem noch seltsamer vorkommen wird, diese Abhandlung mit den gewöhnlichen usibus der Predigten beschließt. An einzelnen guten Anmerkungen

fehlt

fehlt es zwar nicht, die wir aber hier nicht ausziehen können.

Mehr Precision der Gedanken, und weniger Weitschweifigkeit im Ausdrucke würden dieser Schrift einen gröſsern Werth beygelegt haben. Er scheint den Gegenstand seiner Betrachtung nicht mit dem anschauenden Blick erwogen zu haben, als die beyden erstern Verfasser.

In der vierten Schrift, de Evidentia principiorum metaphysices etc. muß man sich durch den unlateinischen Styl und den unevidenten Vortrag erst durcharbeiten, wenn man den Sinn des V. erreichen will. Er kommt darinn mit dem vorhergehenden überein, daß die geometrische Evidenz die höchste sey, weil die Definition nicht aus dem Definito gemacht, sondern dieses durch jene gegeben werde; weil die Mathematik bloß mit abstrakten Dingen zu thun habe, die aus wenigen, einfachen und gleichartigen Begriffen bestünden, welche nach dem Satz der Identität entweder in einander enthalten wären, oder einander substituirt würden. Von dem Vortheil der Bezeichnung sagt er gar nichts. Ueber die metaphysischen Wahrheiten erklärt er sich unbestimmt; ausser daß er es auch, wie der V. der zweyten Schrift, ihrer Evidenz für nachtheilig hält, daß die Metaphysik nicht solche simple Gegenstände hat, und daß sie ihre Definita im gemeinen Leben schon undeutlich gedacht vor sich findet, davon ihre Definitionen deutliche Entwickelungen seyn sollen. In der natürlichen Gottesgelahrtheit hält er den Beweiß vom Daseyn Gottes a posteriori, und in der Moral den

Satz;

Satz; mache dich und andere so vollkommen als du kannst; den er aber sehr verwickelt vorträgt, für höchst evident: er bauet denselben aber auf solche Sätze, die zwar wahrscheinlich sind, denen man aber mit Grund eine der geometrischen gleiche Evidenz streitig machen wird.

Der Irrthum des V. besteht darinn, daß er die Gewißheit, welche objektive in der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe, und subjektive in dem Anschauen dieser Nothwendigkeit liegt, von der moralischen Evidenz, die aus dem Uebergewicht der Wahrscheinlichkeit entsteht, nicht sattsam unterscheidet. Er hat zwar zum Beweise seiner Meynung in den 5 ersten Kapiteln von der Natur der Evidenz umständlich gehandelt. Allein, was er daselbst von der Identität der Begriffe sagt, die einander entweder ganz adäquat, oder in einander enthalten sind, gehöret zur logischen Lehre von den Schlüssen, wo es gemeiniglich deutlicher, als hier von dem V. geschehen ist, abgehandelt wird. Was er hingegen von der Evidenz der sinnlichen Begriffe sagt, ist zwar, wenn die Erfahrungen richtig angestellt sind, wahr; aber er begeht offenbar den Fehler des Erschleichens mehr als einmal, wenn er den Beweis vom Daseyn Gottes aus Erfahrungen herleitet, und diesen sogenannten Erfahrungen eine eben so große Evidenz beylegt, als die geometrische nur immer seyn könne. Die Absichten der Dinge z. E. erfahren wir nicht, sondern schließen sie aus Erfahrungen mit Hülfe anderer Gründe, und überhaupt erfahren wir nicht Ursachen, sondern Wirkungen; wir erfahren es nicht,

tisch verfahren; ihre Zeit ist noch lange nicht da, synthetisch zu seyn; und die Methode der Meßkünstler ist für sie kein Muster, weil diese durch Zusammensetzen Begriffe erwerben, sie es aber nur durch Auflösen thun kann. — Wenn man auf der einen Seite den Umfang und Reichthum, und die Vielheit und Feinheit der Verbindung der Gegenstände der Philosophie, und auf der andern Seite die Einschränkung unsers Verstandes erwegt, so kann man sich kaum entbrechen, dem V. Recht zu geben.

Die Gewißheit objektive genommen, besteht darinn, daß die Merkmale zureichend sind, die Nothwendigkeit einer Wahrheit darzuthun. Diese Gewißheit hat formale und materiale Gründe, welche die Metaphysik und Meßkunst mit einander gemein haben. Die formalen sind die Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs; die materialen aber, die unerweißlichen Sätze, die die Grundlage zu Schlüssen machen; d. i. solche, in deren Subjekt und Prädikat die Identität oder der Widerspruch unmittelbar in den Begriffen liegt, und nicht durch Zergliederung vermittelst eines Zwischenmerkmals eingesehn werden kann noch darf. Dies sind in der Mathematik die Axiomen und Definitionen, und in der Philosophie sollte man eben solche gewisse materiale Grundsätze aufsuchen, die entweder den Stoff zu Erklärungen geben, oder den Grund sicherer Folgen darbieten. Die Mathematik ist daher objektive gewisser als die Metaphysik, weil ihre Definitionen synthetisch gemacht, und also unerweislich sind, und sie auch materiale Grundsätze hat, darauf sie ihre

Schlüsse

Schlüsse bauet. An diesen fehlet es der Metaphysik noch; und ihre Definitionen kann sie nicht so, als jene, zu unerweislichen Sätzen brauchen. Es giebt aber auch eine subjektive Gewißheit, die in dem Anschauen der Nothwendigkeit einer Wahrheit besteht; und der Vorzug der Mathematik in dieser Art der Gewißheit, erhellet vornämlich aus dem Vortheil ihrer wesentlichen Zeichen. — Dies hat die Preißschrift am deutlichsten entwickelt.

Die natürliche Gottesgelahrtheit ist in allem dem, wo in Gott nicht etwas Analogisches mit zufälligen Dingen angetroffen wird, der größten philosophischen Evidenz fähig; weil sie nur ein einziges Objekt hat, und dessen Bestimmungen nicht leicht mit einem andern Dinge können verwechselt werden. Von den ersten Gründen der Moral hingegen behauptet der V. daß sie noch nicht alle erforderliche Evidenz haben. Den formalen Grund aller Verbindlichkeit zu handeln, findet er in dem Satz: Thue das vollkommenste, was durch dich möglich ist; und in dessen Gegensatz: aber an unerweißlichen materialen Grundsätzen der Verbindlichkeit fehlt es noch; die die Nothwendigkeit einer Handlung, als unmittelbar gut, augenscheinlich darstellen, und eben so auf einfachen und unauflöslichen Empfindungen des Guten beruhen, als die unerweißlichen theoretischen Sätze der Wahrheit aus unzergliederlichen Begriffen bestehn. Wenigstens ist zur Evidenz dieser Wissenschaft nothwendig, daß man erst ausmache, ob bloß das Erkänntnißvermögen, oder das Gefühl die ersten Grundsätze dazu entscheide. Hier wird mancher wünschen, daß

sich

sich der V. über diesen Punkt deutlicher erklären möchte.

Man sieht es dem V. an, daß er bereits den Plan zu einem neuen System der Weltweisheit im Kopfe hat; der wichtigen Aussichten, die man sich darinn von ihm versprechen kann, werden nicht wenig seyn: mit kühnem Scharfsinn hat er sich in dieser Schrift, und wo wir seinen Ton zu philosophiren nicht ganz mißkennen, bereits in andern philosophischen Schriften den Weg dazu gebahnt. Die bisher vorausgeschickten Data leuchten sehr ein; und vielleicht wird ihre Verbindung, und die darauf sich gründende Methode die richtigste seyn, die wir noch gehabt haben.

Der Verfasser der dritten Schrift, de Euidentia in rebus non Mathematicis, kömmt auf einem etwas verschiedenen Wege, in der Vergleichung der mathematischen Evidenz mit der Evidenz der philosophischen Wissenschaften, mit den beyden vorigen Verfassern beynahe auf einerley Resultat. Die Mathematik hat eine größere Evidenz, weil ihre Begriffe alle willkührlich sind, und sie nichts mit existirenden Dingen zu thun hat; weil alle ihre Sätze identisch gemacht werden können; und sie das große Hülfsmittel der wesentlichen Zeichen hat. Diese Evidenz kann in allen den philosophischen Känntnissen erhalten werden, die mit bloßen Ideen zu thun haben, und folglich aus dem Satze des Widerspruchs hergeleitet werden können; dahin rechnet der V. die ganze Ontologie, sofern sie reelle Begriffe und nicht leere Distinktionen enthält; in der Kosmologie die Lehre

de

de mundo intellectuali, worunter er den rerum realitatum oder substantiarum versteht: welches ihm wohl nicht jedermann zugeben möchte. In der natürlichen Gottesgelahrtheit rechnet er dahin den Beweiß a priori von Gottes Daseyn; der beynahe dem Beweise in der erstern Schrift gleichlautend ist. In der Moral aber will er nichts zur geometrischen Gewißheit rechnen, als den Begrif des Unterschiedes, der sich bey unsern Handlungen findet, daß einige uns nützlich, andere uns schädlich sind; und den daraus fließenden Grundsatz, nebst seinen unläugbaren Folgesätzen: Thue das, was das physische Gute vermehrt, und das physische Uebel aufhebt.

Zu den Sätzen, die nicht strenge bewiesen werden können, folglich nicht ganz evident sind, rechnet er den Satz des zureichenden Grundes; folglich alles, was darauf gebauet ist; und behauptet, daß man noch keinen Beweiß davon gegeben habe, woraus erhelle, daß er im Satz des Widerspruchs enthalten sey. — Man vergleiche hiemit S. 37. u. f. der Preißschrift. — Die Beweise vom Daseyn Gottes a posteriori aus der Zufälligkeit, Ordnung, u. s. w. der Welt, von der thätigen Vorsehung, Freyheit Gottes u. s. w. haben auch keine mathematische Evidenz. — Die Moralität der Handlungen, sagt er ferner, ist von einer ganz andern Natur, als Ideen und spekulative Wahrheiten; sie beruht auf innern Bewegungen und Empfindungen des Herzens, oder besteht überhaupt in der Intention und Bewegung der Seele. Bewegungsgründe machen keine Moralität; auch nicht der innere Beyfall und die daraus

entste-

entstehende Freude, denn sie sind nur Folgen guter Handlungen, aber sie erzeugen sie nicht. Es bleibt also nichts übrig, als das moralische Gefühl, das aber vom Verstande und der Vernunft regiert werden muß. — Hier verstehen wir den V. nicht völlig. — Gottes Wille ist auch ein allgemeiner Grund der Verbindlichkeit nach der Meynung des V.

Alles, was nicht geometrisch evident ist, ist ungewiß, und kann nicht anders als wahrscheinlich erkannt werden; d. h. so, daß wir die Verknüpfung unsrer Vordersätze mit dem Schlußsatze nicht deutlich und vollständig wahrnehmen: die Zahl und das Gewicht der Gründe, die wir für oder wider diese Verknüpfung haben, machen den Schlußsatz wahrscheinlich oder unwahrscheinlich; und wir mögen diese Gründe deutlich erkennen, oder nur undeutlich abwägen, so giebt unsre Seele dem Wahrscheinlichen Beyfall, und neigt sich vom Unwahrscheinlichen. Woher kömmt das? Gott hat nach der Meynung des V. der Seele ein Ueberredungsgefühl eingedrückt, welches ein praktisches Axioma für den Menschen ausmacht; daß er sich nach dem Gefühl des Uebergewichts des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen zu Handlungen bestimmt, ohne die völlige Gewißheit, die er vielleicht nicht erreichen kann, unentschlossen zu erwarten. Und dies ist, sagt der V. das Gefühl, was wir den Sensum communem nennen. Den Schlüssen, die diesen Sensum communem erregen, legen wir eine moralische Evidenz bey. In dieser moralischen Evidenz müssen und können alle die Wahrheiten der Weltweisheit gebracht werden;

welche

welche entweder vor und an sich der mathematischen Evidenz nicht fähig sind, d. i. welche nicht aus dem Satze des Widerspruchs abgeleitet werden können; oder, wenn es auch gleich ihrer Natur nach möglich wäre, doch von unserm bald stumpf werdenden Verstande, nicht deutlich bis zu dieser Quelle verfolgt werden können. Der höchste Grad der moralischen Evidenz ist der, wenn wir erkennen, daß eine Wahrheit allein auf den Satz des zureichenden Grundes erbauet sey.

Aber ist denn diese Evidenz zur praktischen Ueberzeugung hinreichend? Ja; denn nach Verhältniß der Evidenz und der Wichtigkeit der Handlung werden wir zu einer Handlung gereizt: ist gleich die Evidenz geringe und die Handlung wichtig, so ist doch der Reiz dazu stark; gesetzt also, in der Religion und Moral wäre die Evidenz auch nicht groß, so gäbe uns doch die Wichtigkeit und Sicherheit der Sache hinlängliche Bewegungsgründe dazu, und ersetzte den Mangel der Evidenz vollkommen. — Aber warum hat uns der gütige Schöpfer in diesen wichtigen Erkänntnissen nicht mehrere, ja mathematische Gewißheit gegeben? Ueber die Beantwortung dieser Frage, welche eigentlich in der Preißaufgabe nicht enthalten war, hat sich der V. so sehr ausgebreitet, daß er sogar in das Feld der geoffenbarten Theologie Ausschweifungen thut, Sprüche der heil. Schrift anführt, vom Glauben der Christen handelt, und was manchem noch seltsamer vorkommen wird, diese Abhandlung mit den gewöhnlichen usibus der Predigten beschließt. An einzelnen guten Anmerkungen

fehlt

fehlt es zwar nicht, die wir aber hier nicht ausziehen können.

Mehr Precision der Gedanken, und weniger Weitschweifigkeit im Ausdrucke würden dieser Schrift einen gröſsern Werth beygelegt haben. Er scheint den Gegenstand seiner Betrachtung nicht mit dem anschauenden Blick erwogen zu haben, als die beyden erstern Verfasser.

In der vierten Schrift, de Evidentia principiorum metaphysices etc. muß man sich durch den unlateinischen Styl und den unevidenten Vortrag erst durcharbeiten, wenn man den Sinn des V. erreichen will. Er kommt darinn mit dem vorhergehenden überein, daß die geometrische Evidenz die höchste sey, weil die Definition nicht aus dem Definito gemacht, sondern dieses durch jene gegeben werde; weil die Mathematik bloß mit abstrakten Dingen zu thun habe, die aus wenigen, einfachen und gleichartigen Begriffen bestünden, welche nach dem Satz der Identität entweder in einander enthalten wären, oder einander substituirt würden. Von dem Vortheil der Bezeichnung sagt er gar nichts. Ueber die metaphysischen Wahrheiten erklärt er sich unbestimmt; ausser daß er es auch, wie der V. der zweyten Schrift, ihrer Evidenz für nachtheilig hält, daß die Metaphysik nicht solche simple Gegenstände hat, und daß sie ihre Definita im gemeinen Leben schon undeutlich gedacht vor sich findet, davon ihre Definitionen deutliche Entwickelungen seyn sollen. In der natürlichen Gottesgelahrtheit hält er den Beweiß vom Daseyn Gottes a posteriori, und in der Moral den

Satz;

Satz; mache dich und andere so vollkommen als du kannst; den er aber sehr verwickelt vorträgt, für höchst evident: er bauet denselben aber auf solche Sätze, die zwar wahrscheinlich sind, denen man aber mit Grund eine der geometrischen gleiche Evidenz streitig machen wird.

Der Irrthum des V. besteht darinn, daß er die Gewißheit, welche objektive in der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe, und subjektive in dem Anschauen dieser Nothwendigkeit liegt, von der moralischen Evidenz, die aus dem Uebergewicht der Wahrscheinlichkeit entsteht, nicht sattsam unterscheidet. Er hat zwar zum Beweise seiner Meynung in den 5 ersten Kapiteln von der Natur der Evidenz umständlich gehandelt. Allein, was er daselbst von der Identität der Begriffe sagt, die einander entweder ganz adäquat, oder in einander enthalten sind, gehöret zur logischen Lehre von den Schlüssen, wo es gemeiniglich deutlicher, als hier von dem V. geschehen ist, abgehandelt wird. Was er hingegen von der Evidenz der sinnlichen Begriffe sagt, ist zwar, wenn die Erfahrungen richtig angestellt sind, wahr; aber er begeht offenbar den Fehler des Erschleichens mehr als einmal, wenn er den Beweis vom Daseyn Gottes aus Erfahrungen herleitet, und diesen sogenannten Erfahrungen eine eben so große Evidenz beylegt, als die geometrische nur immer seyn könne. Die Absichten der Dinge z. E. erfahren wir nicht, sondern schließen sie aus Erfahrungen mit Hülfe anderer Gründe, und überhaupt erfahren wir nicht Ursachen, sondern Wirkungen; wir erfahren es nicht,

daß die Dinge in der Welt eine Ursach außer sich, und gar außer der Welt haben müssen; daß das Universum nicht von sich selbst sey; daß die Reihe der Ursachen nicht ins Unendliche fortgehe; u. s. w. Wie viele Sätze müssen wir also hierbey aus andern Gründen als aus der Erfahrung hernehmen!. Der V. hat darinn einen Fehlschluß begangen, daß er geglaubt, weil der erste Satz in diesem Beweise eine Erfahrung sey, so hätten alle übrige daraus gefolgerte Urtheile auch die Evidenz der eigenen Erfahrung. Wenn er eben daselbst und §. 35. behauptet, der Grad der Wahrscheinlichkeit verhalte sich nicht blos wie die Summe der Gründe, die man hat, sondern auch wie die Uebereinstimmung dieser Gründe; so geben wir ihm Recht: aber der Sprung ist zu groß, den er thut; daß diese Uebereinstimmung, den Grad der Wahrscheinlichkeit, nach Art mathematischer Progressionen ins Unendliche vermehre. Und hier liegt der Grund, warum der V. in wahrscheinlichen Sätzen weit mehr Evidenz wahrzunehmen geglaubt hat, als andre Weltweisen. — Ueber die Contagion, welche der V. unter den Begriffen wahrnimmt, haben wir viel studirt, aber ohne Erfolg. Wir können nichts anders darunter verstehn, als daß ein Begrif den andern involvire. Aber warum heißt das eine Contagion?

B.

XVII.

XVII.

Acta historico-chronologico-mechanica circa metallurgiam in Hercynia superiori; oder historisch chronologische Nachricht und theoretische und praktische Beschreibung des Maschinenwesens und der Hülfsmittel bey dem Bergbau auf dem Oberharze... Von Henning Calvör. Braunschweig in Verlag der Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung 1763. fol. 1 Theil 200 Seiten 20 Kupfert. 2 Th. 316 S. 28 Kupfert.

Ein Werk von dieser Art ist schon längst als eine Ergänzung des Schlüterischen Berichts von Hüttenwerken gewünscht worden. Der Herr V. der die Zueignungsschrift an J. K. M. von Großbritannien, 1763. im 77 Jahre seines Alters unterzeichnet hat, hat sich seit vielen Jahren mit der Sammlung nöthiger Nachrichten dazu beschäftigt; und schon 1726. bey seinem Clausthalischen Schulamte, ein Programma de historia recentiori Hercyniae superioris mechanica herausgegeben. Jetzo befindet er sich als Prediger zu Atrenau. Der 1 Theil handelt von den Maschinen und Hülfsmitteln, die Hindernisse beym Bergbaue aus dem Wege zu räumen. Diese Hindernisse bestehen im Mangel der Luft, oder Bergmännisch zu reden, der Wetter, und im Herzudringen der Wasser; was also wider jede vorgenommen wird, ist der Inhalt zweyer Capitel. Auf Stollen wird zuweilen der Luftwechsel so erhalten, daß die Luft über Tage gefangen, und durch Röhren in Stollen

fortgeleitet wird, dagegen die faule Luft aus den Stollen heraus geht. Man nennt dieses Treckwerke; wenn sie nicht länger dienen, so müssen Windschächte oder Lichtlöcher gebauet werden. In der 2 Abth. des 1 K. werden des Zellerfeldischen 1721. verstorbenen Maschinendirektors Joh. Just. Barkels Vorschläge, dergleichen zu bohren, beschrieben. Man hat auch (3 Abth.) durch Aeolipilas Wetter machen wollen, wobey Herr C. sehr richtig erinnert, daß die schlechte Wirkung derselben aus physischen Gründen voraus wäre zu sehen gewesen. Eine Maschine durch den Fall des Wassers Wind zu erregen, wie die, welche Wolf El. Hydraul. §. 176. beschreibt, hat Herr C. seinen damaligen Schülern der Mathematik bekannt gemacht, und dadurch ihre Einführung auf dem Harze veranlaßt. Nun werden noch zwo von vorerwähntem Bartels angegebene Maschinen beschrieben. Das eine ist ein Ventilator, nach Art einer Luftpumpe eingerichtet, dergleichen auch Herr Schwarzkopf angegeben, das andere eine Verdünnung der Luft durch Feuer; da sich alsdenn die dickere Luft nach dem leeren Raum hinzieht. Jene hat er schon 1711. und diese 1717. angegeben. Der Streit also den Triewald mit Hales über die Erfindung ähnlicher Kunstwerke geführt, entscheidet sich so, daß ein Deutscher dergleichen vor dem Engelländer und dem Schweden bewerkstelliget. Bartels Genie zeigt sich darinnen desto größer, weil er oft bedauert, daß er lateinische und französische Bücher nicht lesen können. Das 2 Kap. hat 3 Abtheilungen. Die ersten beyden, betrachten die beyden

Mittel,

Mittel, durch welche Wasser aus Gruben gebracht wird, Stollen, und Künste. Die dritte, die gewöhnlichste Kraft Künste zu treiben, das Aufschlagewasser. Zum Clausthal wird einem Stollen seit 1651. auf 100 Lachter $\frac{1}{4}$ Lachter, Fall gegeben, wie in den sächsischen Bergwerken, da die Alten auf 100 L. 1 L. gegeben. Herr C. ertheilt umständliche Nachricht von den Stollen im Oberharze. Nun folgen die Künste, da Herr C. umständlich die Stangenkünste beschreibt. Der schon erwähnte Bartels, hat 43 S. Vorschläge gethan, den sogenannten Bleuel zu vermeiden, oder durch ein Gewichte zu heben, da ihn jetzo das Rad heben muß. Der vormalige göttingische Lehrer Rath Penther (50 S.) hat die Fehler der Stangenkünste, besonders, daß bey einem Umgange des Rades das Gestänge zweymal leicht und zweymal schwer vorkommt, dadurch zu heben gesucht, daß er statt des krummen Zapfens und Bleuels, etwas wie ein Theil eines Sperrades zu setzen vorgeschlagen, welches vom Wasserrade umgetrieben wird, in gekerbte eiserne Schienen eingreift und vermittelst deren das Gestänge schiebt. Auf der 71 S. findet sich ein Beyspiel, wie die Kraft eines Kunstrades zu berechnen ist. Man hat ein vorräthiges Kunstrad genau gemessen, fest gestellt, daß es nicht umgehen können, und untersucht, wie viel Wasser die Schaufeln, die zusammen gefüllt werden, enthalten. Da sich denn aus dem Abstande der Schaufeln vom Mittelpunkte mit der Länge des krummen Zapfens verglichen, die Momente berechnen lassen. Herr C. findet bey diesem Rade 6156$\frac{3}{4}$ Pf. als die Kraft des

krummen Zapfens. Wie den Unbequemlichkeiten abzuhelfen ist, die entstehen, wenn viel Kunststangen unter einander müssen gehängt werden, lehret eine Nachricht des Herrn Oberbergmeister Harzig 71 S. Die 3 Abtheilung dieses Kapitels fängt mit dem Teichbau an, am merkwürdigsten ist der Damm des Andreasberger Teiches, wo man aus dem Oberflusse einen Vorrath von Wasser gesammlet hat, der 800 Lachter im Spiegel lang ist, und alle dasigen Werke versorgt. Den Damm füllte man zwischen den Mauren mit Sande, der durch Stampfen so fest ward, daß er das Wasser hielt. Nun folgen die Maschinen, womit man Wasser aus Gruben heben wollen, wo verschiedene theils nicht einmal angenommene, theils mißlungene Vorschläge erzählt werden. Es finden sich unter denen, die hierinnen ihre Dienste dem Bergwerke angeboten, auch ein paar Perpetuomobilisten, und Bertrand de la Coste mit seiner Machina Archimedis *). Von Leibnitzens Vorhaben, eine Art

*) Dieser Mann hatte seine Maschine auch in Frankreich angeboten, und sich, weil sie von der Akad. d. W. nicht gebilliget worden, durch eine Schrift zu rächen gesucht, die den Titel führt: Le Reveil matin fait par Mr. *Bertrand* pour reveiller les pretendus matematiciens de l'Academie Royale de Paris etc. A Hambourg, Imprime par Bertrand, libraire ordinaire de l'Academie de Bertrand ou il se vend 1674. avec privilege de Bertrand. In diesem Buche schimpft er mit dem gröbsten Witze, auch mit Bildern auf die Pariser Mathematikverständigen, und legt ihnen Aufgaben als unauflöslich für sie

Art von Windmühlen zu brauchen, wird hier 101. u. f. S. aus den Originalacten, die fast ½ Ries betragen, ziemlich ausführliche Nachricht ertheilt. Es erhellet wohl so viel, daß Leibniz anfangs des Harzbergwerks, der Beschaffenheit der Schachte, der Maschinen, was sie zu gewältigen haben und was für Beschwerlichkeiten dabey sind, unkundig gewesen, auch oft widerspenstigen und untreuen Leuten die Sache bey seiner Abwesenheit überlassen müssen. Den Bergleuten ist hier keine Schuld zu geben, die, wenn Leibnitzens Vorschläge gedient hätten, das Wasser beständig aus den Gruben zu heben, ihre Arbeit ungehindert fortsetzen konnten, und ihm also gewiß nicht aus Eigennutze zuwider waren. Die von Leibnitzen zu Clausthal angelegte Windkunst ist 1684. abgebrochen worden, er hat auch eine Horizontalwindmühle angelegt, die ledig gut umgegangen, man weiß aber nicht, ob sie sonst zu einer Wirkung gebraucht worden. Der große schwedische Mechanicus Polhammer, nachmaliger Herr von Polhem ist 1707. eingeladen worden das Maschinenwesen auf dem Harze

sie vor, die einem Anfänger der Algebra zur Uebung dienen können. Eine Suite davon heißt: ne trompe plus perſonne und noch eine, le monde deſabuſe. Er hat auch eine demonſtration de la quadrature du Cercle Hamb. 1677. herausgegeben, die der Mlle. Bourignon dedicirt ist, dabey befindet sich ein Zeugniß von der Wirkung der archimedischen Maschine von Friedrich Wilhelm dem Großen unterzeichnet.

zu untersuchen. Seine Vorschläge findet man 112. u. f. S. Es kommen darunter doch auch Windmühlen vor, dergleichen seinem Berichte nach in Schweden gebraucht werden. Polhem hatte auch eine Maschine angegeben, die das Wasser, durch abwechselnde Verdünnungen und Pressungen der Luft heben sollte; ihre Beschreibung lieset man 138 S. und es wurden Personen nach Schweden geschickt, die er davon unterrichten sollte. Sie stellten auch Versuche im Kleinen darüber an, wo statt des Wassers Queckſilber genommen ward; es ist aber kein weiterer Gebrauch dieser Maschine gemacht worden, als daß die Abgeordneten ein Modell mitbrachten. Den Schluß macht die Clausthalische Wasserleitung. Es befindet sich aber noch bey diesem Theile besonders eine Abhandlung von der Winterschmidtischen Wassersäulenmaschine, die der Erfinder selbst auf Befehl zur Einrückung in dieses Werk verfertiget hat. Die theoretischen Berechnungen bey dieser Maschine werden hier umständlich vorgetragen, und mit dem Exempel einer wirklich gebauten erläutert, worauf die Beschreibung der einzelnen Theile und derselben Zusammenfügung folgt.

Der zweyte Theil betrift das Hülfsmittel, Vorrichtungen und Maschinen, welche den Bergbau befördern. Den Anfang macht die Geschichte der Markscheidekunst auf dem Oberharze. Peter Adener war 1579. Oberbergmeister und Markscheider, konnte aber weder schreiben noch lesen. Das Lachter auf dem Oberharze (6 S.) beträgt 80 Braunschweigische Zoll. Von 1000 Theilen des Rheinländischen Fusses,

Fusses, hält der Hannöverische 937, der Clausthalische 952, der Braunschweigische oder Bergfuß aber 927. Eine umständliche Beschreibung des Grubenbaues, wird ausser einzelnen Zeichnungen durch einen Riß von den drey vornehmsten und an einander gränzenden Clausthalischen Gruben, der Dorothee, Caroline und neuen Benedicte erläutert. Sie werden darauf für das Jahr 1741. vorgestellt. Im Jahre 1760. war das Hauptgesenke der Dorothee 162 Lachter tief. Wie man nach und nach mit dem Bohren und Schießen auf verschiedene Art verfahren, erzählt die 20. u. f. S. Statt des Pflockes, damit man sonst das Loch des Gesteins, darein man das Pulver gethan hatte, verschloß, hat Carl Zimebe aus Altenberg in Meissen, 1687. zähe Letten oder Thon zu brauchen veranlaßt, für welche Erfindung er 500 Thl. bekommen. Er legte den Thon um eine eiserne Raumnadel, die nachgehends ausgezogen und durch die Oefnung das Pulver angezündet ward. Diese Oefnung fiel öfters zu, und muste mit der Gefahr, daß Funken entstünden und das Pulver entzündeten, erneuert werden. Daher machte man die Raumnadel von Meßing, (Herr C. sagt: nachhero 1686, welches mit vorhin angegebnem Jahre nicht übereinstimmt) wobey doch oft das Pulver und die Arbeit verlohren gieng, wenn das Zündpulver nicht durchgeschlagen, und die Oefnung verstopft hatte. Man hat also Schießröhren von Schilfe, und endlich 1688. von Holze auf Vorschlag des nachmaligen Oberbergmeisters Singers eingeführt, der auch auf auswärtige Bergstädte angenommen worden.

daß die Dinge in der Welt eine Ursach außer sich, und gar außer der Welt haben müssen; daß das Universum nicht von sich selbst sey; daß die Reihe der Ursachen nicht ins Unendliche fortgehe; u. s. w. Wie viele Sätze müssen wir also hierbey aus andern Gründen als aus der Erfahrung hernehmen!. Der V. hat darinn einen Fehlschluß begangen, daß er geglaubt, weil der erste Satz in diesem Beweise eine Erfahrung sey, so hätten alle übrige daraus gefolgerte Urtheile auch die Evidenz der eigenen Erfahrung. Wenn er eben daselbst und §. 35. behauptet, der Grad der Wahrscheinlichkeit verhalte sich nicht blos wie die Summe der Gründe, die man hat, sondern auch wie die Uebereinstimmung dieser Gründe; so geben wir ihm Recht: aber der Sprung ist zu groß, den er thut; daß diese Uebereinstimmung, den Grad der Wahrscheinlichkeit, nach Art mathematischer Progressionen ins Unendliche vermehre. Und hier liegt der Grund, warum der V. in wahrscheinlichen Sätzen weit mehr Evidenz wahrzunehmen geglaubt hat, als andre Weltweisen. — Ueber die Contagion, welche der V. unter den Begriffen wahrnimmt, haben wir viel studirt, aber ohne Erfolg. Wir können nichts anders darunter verstehn, als daß ein Begriff den andern involvire. Aber warum heißt das eine Contagion?

B.

XVII.

XVII.

Acta historico-chronologico-mechanica circa metallurgiam in Hercynia superiori; oder historisch chronologische Nachricht und theoretische und praktische Beschreibung des Maschinenwesens und der Hülfsmittel bey dem Bergbau auf dem Oberharze... Von Henning Calvör. Braunschweig in Verlag der Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung 1763. fol. 1 Theil 200 Seiten 20 Kupfert. 2 Th. 316 S. 28 Kupfert.

Ein Werk von dieser Art ist schon längst als eine Ergänzung des Schlüterischen Berichts von Hüttenwerken gewünscht worden. Der Herr V. der die Zueignungsschrift an J. K. M. von Großbritannien, 1763. im 77 Jahre seines Alters unterzeichnet hat, hat sich seit vielen Jahren mit der Sammlung nöthiger Nachrichten dazu beschäftigt; und schon 1726. bey seinem Clausthalischen Schulamte, ein Programma de historia recentiori Hercyniae superioris mechanica herausgegeben. Jetzo befindet er sich als Prediger zu Altona. Der 1 Theil handelt von den Maschinen und Hülfsmitteln, die Hindernisse beym Bergbaue aus dem Wege zu räumen. Diese Hindernisse bestehen im Mangel der Luft, oder Bergmännisch zu reden, der Wetter, und im Herzudringen der Wasser; was also wider jede vorgenommen wird, ist der Inhalt zweyer Capitel. Auf Stollen wird zuweilen der Luftwechsel so erhalten, daß die Luft über Tage gefangen, und durch Röhren in Stollen

fortgeleitet wird, dagegen die faule Luft aus den Stollen heraus geht. Man nennt dieses Treckwerke; wenn sie nicht länger dienen, so müssen Windschächte oder Lichtlöcher gebauet werden. In der 2 Abth. des 1 K. werden des Zellerfeldischen 1721. verstorbenen Maschinendirektors Joh. Just. Barkels Vorschläge, dergleichen zu bohren, beschrieben. Man hat auch (3 Abth.) durch Aeolipilas Wetter machen wollen, wobey Herr C. sehr richtig erinnert, daß die schlechte Wirkung derselben aus physischen Gründen voraus wäre zu sehen gewesen. Eine Maschine durch den Fall des Wassers Wind zu erregen, wie die, welche Wolf El. Hydraul. §. 176. beschreibt, hat Herr C. seinen damaligen Schülern der Mathematik bekannt gemacht, und dadurch ihre Einführung auf dem Harze veranlaßt. Nun werden noch zwo von vorerwähntem Bartels angegebene Maschinen beschrieben. Das eine ist ein Ventilator, nach Art einer Luftpumpe eingerichtet, dergleichen auch Herr Schwarzkopf angegeben, das andere eine Verdünnung der Luft durch Feuer; da sich alsdenn die dickere Luft nach dem leeren Raum hinzieht. Jene hat er schon 1711. und diese 1717. angegeben. Der Streit also den Triewald mit Hales über die Erfindung ähnlicher Kunstwerke geführt, entscheidet sich so, daß ein Deutscher dergleichen vor dem Engelländer und dem Schweden bewerkstelliget. Bartels Genie zeigt sich darinnen desto größer, weil er oft bedauert, daß er lateinische und französische Bücher nicht lesen können. Das 2 Kap. hat 3 Abtheilungen. Die ersten beyden, betrachten die beyden

Mittel,

Mittel, durch welche Wasser aus Gruben gebracht wird, Stollen, und Künste. Die dritte, die gewöhnlichste Kraft Künste zu treiben, das Aufschlagewasser. Zum Clausthal wird einem Stollen seit 1651. auf 100 Lachter $\frac{1}{4}$ Lachter, Fall gegeben, wie in den sächsischen Bergwerken, da die Alten auf 100 L. 1 L. gegeben. Herr C. ertheilt umständliche Nachricht von den Stollen im Oberharze. Nun folgen die Künste, da Herr C. umständlich die Stangenkünste beschreibt. Der schon erwähnte Bartels, hat 43 S. Vorschläge gethan, den sogenannten Bleuel zu vermeiden, oder durch ein Gewichte zu heben, da ihn jetzo das Rad heben muß. Der vormalige göttingische Lehrer Rath Penther (50 S.) hat die Fehler der Stangenkünste, besonders, daß bey einem Umgange des Rades das Gestänge zweymal leicht und zweymal schwer vorkommt, dadurch zu heben gesucht, daß er statt des krummen Zapfens und Bleuels, etwas wie ein Theil eines Sperrades zu setzen vorgeschlagen, welches vom Wasserrade umgetrieben wird, in gekerbte eiserne Schienen eingreift und vermittelst deren das Gestänge schiebt. Auf der 71 S. findet sich ein Beyspiel, wie die Kraft eines Kunstrades zu berechnen ist. Man hat ein vorräthiges Kunstrad genau gemessen, fest gestellt, daß es nicht umgehen können, und untersucht, wie viel Wasser die Schaufeln, die zusammen gefüllt werden, enthalten. Da sich denn aus dem Abstande der Schaufeln vom Mittelpunkte mit der Länge des krummen Zapfens verglichen, die Momente berechnen lassen. Herr C. findet bey diesem Rade 6156$\frac{1}{2}$ Pf. als die Kraft des

krummen Zapfens. Wie den Unbequemlichkeiten abzuhelfen ist, die entstehen, wenn viel Kunststangen unter einander müssen gehängt werden, lehret eine Nachricht des Herrn Oberbergmeister Harzig 71 S. Die 3 Abtheilung dieses Kapitels fängt mit dem Teichbau an, am merkwürdigsten ist der Damm des Andreasberger Teiches, wo man aus dem Oberflusse einen Vorrath von Wasser gesammlet hat, der 800 Lachter im Spiegel lang ist, und alle dasigen Werke versorgt. Den Damm füllte man zwischen den Mauren mit Sande, der durch Stampfen so fest ward, daß er das Wasser hielt. Nun folgen die Maschinen, womit man Wasser aus Gruben heben wollen, wo verschiedene theils nicht einmal angenommene, theils mißlungene Vorschläge erzählt werden. Es finden sich unter denen, die hierinnen ihre Dienste dem Bergwerke angeboten, auch ein paar Perpetuomobilisten, und Bertrand de la Coste mit seiner Machina Archimedis *). Von Leibnitzens Vorhaben, eine Art

*) Dieser Mann hatte seine Maschine auch in Frankreich angeboten, und sich, weil sie von der Akad. d. W. nicht gebilliget worden, durch eine Schrift zu rächen gesucht, die den Titel führt: Le Reveil matin fait par Mr. *Bertrand* pour reveiller les pretendus matematiciens de l' Academie Royale de Paris etc. A Hambourg, Imprime par Bertrand, libraire ordinaire de l' Academie de Bertrand ou il se vend 1674. avec privilege de Bertrand. In diesem Buche schimpft er mit dem gröbsten Witze, auch mit Bildern auf die Pariser Mathematikverständigen, und legt ihnen Aufgaben als unauflöslich für sie

Art von Windmühlen zu brauchen, wird hier 101. u. f. S. aus den Originalacten, die fast ½ Ries betragen, ziemlich ausführliche Nachricht ertheilt. Es erhellet wohl so viel, daß Leibniz anfangs des Harzbergwerks, der Beschaffenheit der Schachte, der Maschinen, was sie zu gewältigen haben und was für Beschwerlichkeiten dabey sind, unkundig gewesen, auch oft widerspenstigen und untreuen Leuten die Sache bey seiner Abwesenheit überlassen müssen. Den Bergleuten ist hier keine Schuld zu geben, die, wenn Leibnitzens Vorschläge gedient hätten, das Wasser beständig aus den Gruben zu heben, ihre Arbeit ungehindert fortsetzen konnten, und ihm also gewiß nicht aus Eigennutze zuwider waren. Die von Leibnitzen zu Clausthal angelegte Windkunst ist 1684. abgebrochen worden, er hat auch eine Horizontalwindmühle angelegt, die ledig gut umgegangen, man weiß aber nicht, ob sie sonst zu einer Wirkung gebraucht worden. Der große schwedische Mechanicus Polhammer, nachmaliger Herr von Polhem ist 1707. eingeladen worden das Maschinenwesen auf dem Harze

sie vor, die einem Anfänger der Algebra zur Uebung dienen können. Eine Suite davon heißt: ne trompe plus personne und noch eine, le monde desabuse. Er hat auch eine demonstration de la quadrature du Cercle Hamb. 1677. herausgegeben, die der Mlle. Bourignon dedicirt ist, dabey befindet sich ein Zeugniß von der Wirkung der archimedischen Maschine von Friedrich Wilhelm dem Großen unterzeichnet.

zu untersuchen. Seine Vorschläge findet man 112. u. f. S. Es kommen darunter doch auch Windmühlen vor, dergleichen seinem Berichte nach in Schweden gebraucht werden. Polhem hatte auch eine Maschine angegeben, die das Wasser, durch abwechselnde Verdünnungen und Pressungen der Luft heben sollte; ihre Beschreibung lieset man 138 S. und es wurden Personen nach Schweden geschickt, die er davon unterrichten sollte. Sie stellten auch Versuche im Kleinen darüber an, wo statt des Wassers Queckfilber genommen ward; es ist aber kein weiterer Gebrauch dieser Maschine gemacht worden, als daß die Abgeordneten ein Modell mitbrachten. Den Schluß macht die Clausthalische Wasserleitung. Es befindet sich aber noch bey diesem Theile besonders eine Abhandlung von der Winterschmidtischen Wassersäulenmaschine, die der Erfinder selbst auf Befehl zur Einrückung in dieses Werk verfertiget hat. Die theoretischen Berechnungen bey dieser Maschine werden hier umständlich vorgetragen, und mit dem Exempel einer wirklich gebauten erläutert, worauf die Beschreibung der einzelnen Theile und derselben Zusammenfügung folgt.

Der zweyte Theil betrift das Hülfsmittel, Vorrichtungen und Maschinen, welche den Bergbau befördern. Den Anfang macht die Geschichte der Markscheidekunst auf dem Oberharze. Peter Adener war 1579. Oberbergmeister und Markscheider, konnte aber weder schreiben noch lesen. Das Lachter auf dem Oberharze (6 S.) beträgt 80 Braunschweigische Zoll. Von 1000 Theilen des Rheinländischen

Fusses,

Fusses, hält der Hannöverische 937, der Clausthalische 952, der Braunschweigische oder Bergfuß aber 927. Eine umständliche Beschreibung des Grubenbaues, wird ausser einzelnen Zeichnungen durch einen Riß von den drey vornehmsten und an einander gränzenden Clausthalischen Gruben, der Dorothee, Caroline und neuen Benedicte erläutert. Sie werden darauf für das Jahr 1741. vorgestellt. Im Jahre 1760. war das Hauptgesenke der Dorothee 162 Lachter tief. Wie man nach und nach mit dem Bohren und Schießen auf verschiedene Art verfahren, erzählt die 20. u. f. S. Statt des Pflockes, damit man sonst das Loch des Gesteins, darein man das Pulver gethan hatte, verschloß, hat Carl Zimebe aus Altenberg in Meissen, 1687. zähe Letten oder Thon zu brauchen veranlaßt, für welche Erfindung er 500 Thl. bekommen. Er legte den Thon um eine eiserne Raumnadel, die nachgehends ausgezogen und durch die Oefnung das Pulver angezündet ward. Diese Oefnung fiel öfters zu, und muste mit der Gefahr, daß Funken entstünden und das Pulver entzündeten, erneuert werden. Daher machte man die Raumnadel von Meßing, (Herr C. sagt: nachhero 1686, welches mit vorhin angegebnem Jahre nicht übereinstimmt) wobey doch oft das Pulver und die Arbeit verlohren gieng, wenn das Zündpulver nicht durchgeschlagen, und die Oefnung verstopft hatte. Man hat also Schießröhren von Schilfe, und endlich 1688. von Holze auf Vorschlag des nachmaligen Oberbergmeisters Singers eingeführt, der auch auf auswärtige Bergstädte angenommen worden.

Das Herausziehen der Erze aus den Gruben, oder Bergmännisch zu reden, das Treiben, welches gewöhnlich durch Pferde geschieht, hat Leibniz zu Ende des Jahres 1685. durch die ordentliche Wasserkunst mit zu verrichten gesucht, weil das eiserne Seil bey tiefen Gruben eine große Last bekömmt, hat er ein Seil ohne Ende gebrauchen wollen, bey dem nur das Gewicht der angefüllten Erztonne zu heben war. Er hat dieses Seil über den Schacht um eine Scheibe gelegt, die er durch Kammräder umtreiben wollen, welche von der Kunst ihre Bewegung erhielten. Es sind aber bald die Kammräder, bald das Seil selbst gebrochen, bald andere Unbequemlichkeiten entstanden. (40 S.) Eine andere Probe ist 1693. etwas besser, aber doch langsamer als das gewöhnliche Treiben gegangen (42 S.) wovon die Ursache in der Bremsung des doppelten Seils im Schachte gesucht worden. Leibniz ist darauf von dem Seile ohne Ende abgegangen, und brachte durch Veränderung des Korbes, auf welchen das eine Seil aufgezogen und das andere abgelassen wird, ein Gleichgewicht an, daß sowohl mit Pferden leichter getrieben als auch das Treibwerk an eine etwa vorhandne Kunst gehängt werden könnte. Diese Erfindung bestand in Räder und Federwerk. In einer Stunde wurden 4 Tonnen Erz zu Tage gefördert (nach der gewöhnlichen Art 5.) es gieng aber nicht so gleichförmig wie mit Pferden, sondern ruckweise. Durch die Kunst förderte diese Maschine in der Zeit 40 Tonnen, in welcher die Pferde 60 heraus brachten. Man hat aber auch diesen Vorschlag nicht weiter ausgeführt, und selbst

keine

keine Zeichnung der Maschine behalten. Bey sehr tiefen Gruben (46 S.) sind die Seile wegen ihrer großen Last, der verschiedenen Wendungen im Schachte u. s. w. dem Brechen sehr unterworfen. Diesen wird durch ein sehr natürliches Mittel abgeholfen, die Erze nicht vermittelst eines einzigen Seiles aus dem Tiefsten zu holen, sondern sie aus dem Tiefsten vermittelst einer Welle auf eine mittlere Strecke, und von der vermittelst einer andern zu Tage auszufördern. Hänfene Seile, die natürlich eine viel geringere Last haben, und anderswo gebraucht werden, hat man 1750. versucht und Vortheil dabey gehofft, nur müssen solche Vorrichtungen gemacht werden, daß die Seile besonders vom Eisenwerke keinen Schaden leiden. Sie waren aber wegen der Nässe in den Gruben, von gar kurzer Dauer, daher wurden Seile von Rindsleder vorgeschlagen (50 S.) die von der Nässe nicht so leicht zerstört würden und halb so schwer als die hänfenen wären. Durch eine Probe aber, die mit einem Seile von Juchten angestellt worden, ist man abgeneigt worden, dergleichen weiter zu versuchen. Pohlhem hat sich um das Maschinenwesen auf dem Harze sehr verdient gemacht, obgleich einige seiner Vorschläge, die etwa in Schweden angegangen, sich wegen der Verschiedenheit der Gruben hier nicht anbringen lassen. Dergleichen ist (66 S.) der Vorschlag aus den tiefsten Schächten Erz und Berg ohne eisern Seil vermittelst Stangen heraus zu bringen, der seiger Schächte, oder wenigstens solche, die beständig in einer Dankege niedergehen, erfordert. Nach der Beschreibung der Puch-

werke

werke handelt Herr C. auch vom Schmelzwesen, wo er zur Vollständigkeit seines Werkes zwar einiges aus dem Schlüter genommen, aber auch viel eignes hat. Es wird dabey auch von den Rohrfabriken eine kurze Nachricht gegeben. Den Schluß macht die Beschreibung des Münzwesens, wobey auch die Geschichte, merkwürdige Münzen u. d. g. mit vorkommen. Herrn C. Werk ist denen, die sich mit den Bergwerkswissenschaften beschäftigen, sehr wichtig, da man noch wenig so umständliche Beschreibungen des Maschinenwesens bey Bergwerken hat. Das Historische wird aber auch denen angenehm seyn, die sich um eine genaue Känntniß des Mathematischen nicht bekümmern. Das Buch ist desto höher zu schätzen, da es viel bisher noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Nachrichten, Vorschläge, auch solche, die nicht ausgeführt worden u. d. g. und also wirklich viel Neues enthält. In dem hier daraus Angeführten wird vielleicht Lesern, denen der Bergbau nicht zulänglich bekannt ist, einiges undeutlich seyn; aber die zu dieser Absicht nöthige Deutlichkeit ließe sich vielleicht nicht einmal auch durch große Weitläuftigkeit erhalten, zumal wenn von Maschinen ohne Figuren geredet werden muß. Eben dieses verhinderte auch mehr Proben aus dem Werke anzuführen, die Zeichnungen hat man dem Sohne des Herrn Verf. der Richter zu Altona ist, zu danken. Sie sind so gemacht, daß sie nebst der Beschreibung eine wirklich praktische Känntniß der Maschinen geben, vermöge der man sie verfertigen kann. Herrn C. Vortrag ist so deutlich, ordentlich und vollständig, daß man

sieht,

sieht, wie die mathematische Känntnisse, von denen er auch im Buche verschiedentliche Proben gegeben, seinen Geist gebildet haben, und selbst die deutsche Schreibart ist so, wie man sie bey diesem Gegenstande fodern kann. In aller Absicht macht diese Schrift Deutschland Ehre, und erhält ihm den so lange genossenen Vorzug, in den Bergwerkswissenschaften, die Lehrerinn der Ausländer zu seyn. Schlüters Hüttenbuch, davon gegenwärtiges die Ergänzung ist, hat die Ehre gehabt, in Frankreich übersetzt und in eine andere Ordnung geworfen zu werden, denn eine Ordnung, welche Arbeiten, die gebräuchlich sind, so beschreibt, wie sie gebräuchlich sind, war nicht für den systematischen Geist eines Franzosen. Sollte des Herrn C. Buch ein ähnliches Schicksal haben, so würde die französische Ausgabe wenigstens den vornehmen deutschen Reisenden dienen können, die über die Maschine zu Marly erstaunen, weil sie nie bey den Bergwerken ihres Vaterlandes ein Feldgestänge gesehen haben.

F.

XVIII.

Der Prediger und seine Zuhörer in ihrem wahren Verhältniß betrachtet. Eine Abhandlung, womit die theologische Fakultät zu Göttingen die Erneuerung des unter ihrer Aufsicht stehenden homiletischen Seminarii, öffentlich anzeiget. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhök, 1763. 10 Bogen, in 8.

Diese Schrift ist voll von lehrreichen praktischen Anmerkungen, die sich auf eine geprüfte Känntniß des wesentlichen in der Religion, und auf eine genaue Einsicht in die Beschaffenheit des Menschen, dem die Religion geprediget werden soll, gründen; und mit einer Freymüthigkeit geschrieben, die der theologischen Fakultät, von der sie herrührt, rühmlich ist. Sie enthält einen doppelten Unterricht; einmal für den Zuhörer, wie er den Gottesdienst pflichtmäßig abwarten, und insbesondere, die Predigt am besten nutzen solle; und zweytens für den Prediger, wie er seinen Vortrag für die Zuhörer am nützlichsten einrichten könne.

Nach einigen vorläufigen Erinnerungen, daß die Hauptabsicht des Gottesdienstes in einer ernstlichen Beschäfftigung mit Gott, und mit allem dem, was auf das Verhältniß zwischen ihm und uns eine nähere Beziehung hat, bestehe, kömmt der V. S. 11. auf die Pflichten, welche der Zuhörer zu beobachten hat. Die erste ist die aufmerksame Richtung auf die vorgetragenen Wahrheiten, und zwar so, daß er sich nicht blos leidentlich dabey verhält, und sich

nur

nur unterhalten lassen will; sondern vielmehr aus dem Vortrage Anlaß nehmen muß, sich selbst und seinen ganzen Geist mit den ernstlichsten Beschäfftigungen zu unterhalten. Ist der Vortrag schlecht, und kann er keinen bessern haben, so ist er deswegen von dieser Pflicht nicht frey. In solchem Fall ist es wohl unangenehmer und schwerer, »allein, so lange die Grossen dieser Welt sich nicht bereden werden, daß das »Amt eines Predigers unter allen denen, die zu Beförderung der Vortheile der menschlichen Gesellschaft eingeführt sind, grade dasjenige sey, welches »die größten Talente erfordere,« S. 17. so lange wird auch der Gottesdienst diese unangenehme Seite nur allzuhäufig haben. Zweytens muß der Zuhörer dem Vortrage des Lehrers mit seinen Gedanken und Empfindungen folgen; wo er zwar bey einem ganz schlechten oder unverstandenen Vortrage die Freyheit behält, davon abzuweichen, und sich selbst in seiner Andacht zu unterhalten; aber außer solchen Fällen durch wichtige Gründe S. 18. f. daran gebunden ist; wovon wir den, der von den besondern Situationen, darein uns die Vorsehung durch Veranlassung solches Vortrages versetzen kann, und oft versetzt, S. 21. f. allen denen zur Beherzigung empfehlen, die so gern ihre Versäumniß des Gottesdienstes mit dem mangelhaften Vortrage beschönigen wollen.

Wie kann nun aber der Zuhörer diese Pflichten auf die leichteste, und zu seinem Zweck vortheilhafteste Weise beobachten? Bey der Beantwortung dieser Frage hält sich der V. am längsten auf; und hier

werden

werden Anmerkungen eingemischt, die nicht allein eine oftmalige Beherzigung aller Prediger verdienen, sondern auch dem Nachdenken eines jeden, der die Religion liebt, zu empfehlen sind.

Hieher rechnen wir einmal, was der V. S. 29. f. von der Sprache des gewöhnlichen Kanzelvortrags, und der damit für die meisten Zuhörer verbundenen Schwierigkeit sagt, den Vortrag selbst zu fassen und zu behalten. Der Meißnische, auf der Kanzel übliche Dialekt ist nicht allein in verschiedenen Gegenden, z. E. in Westphalen und Niedersachsen, für den Landmann, der ihn außer der Predigtstunde nicht kennt, unverständlich; sondern der ganze Ton der Kanzelsprache ist auch dem größten Theil der Zuhörer, die im gemeinen Leben daran nicht gewöhnt sind, schwer zu verstehn. S. 30. Der Prediger spricht die hohe, die Bücherſprache, die zu abstrakt, zu sehr entfernt im Ausdruck von der Art zu sprechen im gemeinen Leben ist, wie es S. 31. an einigen Exempeln wohl gezeigt wird; manche mischen gar die technische Katheder-sprache mit ein: und wir wollten wohl sagen, daß sich ein großer Theil der Prediger, die sich eines guten Ausdrucks befleißigen wollen, mehr oder weniger durch den Fehler unverständlich mache, daß er sich wissenschaftlicher Ausdrücke, daran er sich durch sein Studiren gewöhnt, und womit er oft allein seine Begriffe zu verbinden gelernt hat, in seinen Predigten bedienet. Der simple, populäre und sinnliche, oder wie wir lieber sagen möchten, der vom Anschauen der Sache hergenommene Ausdruck, dessen man sich im familiären Umgange bedient, ist die allge-

allgemeine Sprache, die auf der Kanzel herrschen soll.

Die sogenannte biblische Sprache S. 34. f. in den Predigten ist eine zweyte Ursach, warum sie nicht allgemein verstanden werden. Man rühmt den Prediger, der mit der Bibel redet. Gut! Aber das heißt nicht, mit der Bibel reden, wenn man die morgenländischen Ausdrücke häufig anbringt, die aus dem Original in unsre authentische Uebersetzungen herüber getragen sind, und nach unserm Sprachgebrauch ganz andere, oder doch anders bestimmte Ideen ausdrucken, als sie in der Grundsprache ausdrucken sollten. »Die biblischen Ausdrücke, Glaube, »Friede, Geist, Gerechtigkeit, Tod und Leben, Vernunft, verhärten oder verstocken, in Versuchung führen, zum Segen oder zum Lobe setzen; in Christo »seyn, im Geist wandeln, Kinder des Zorns, des »Unglaubens, der Finsterniß oder des Lichts, Waffen »des Lichts; der Gott der Geduld, des Friedens, des »Trostes; Horn des Heils« u. s. w. bedeuten nach ihrem natürlichen Klange im Deutschen entweder gar nicht das, oder nicht genau eben dasselbe, was sie in den Grundsprachen bedeuten. Wie soll nun der Zuhörer bey dem häufigen, und noch wohl dazu nachgeahmten Gebrauch ähnlicher derselben den Sinn einer damit angefüllten Rede verstehen? Er glaubt sie zu verstehn, weil er daran gewöhnt ist, aber eben darum versteht er sie am wenigsten. »Mit der Bibel reden, kann nichts anders heißen, als diejenigen »Wahrheiten, welche in der heil. Schrift auf hebräisch und griechisch vorgetragen worden, mit sol-

»chen deutschen Worten und Redensarten ausdrü»cken, wodurch bey dem Zuhörer eben die Vorstel»lungen erwecket werden, welche die heil. Verfasser »bey jedermann erweckt wissen wollen.« S. 36. Der Prediger muß also diese Redensarten der Schrift erklären? Allerdings. Wenn er sie aber unrichtig erklärt? »Dann ist es wenigstens eben so gut, einen »unrichtig übersetzten, aber wahren Gedanken, auf »eine verständliche Art zu sagen, als einen für die »Zuhörer nichtsbedeutenden oder sie wohl gewiß auf »einen Irrthum leitenden Schall hervorzubringen.« Dieser Schwierigkeit könnte nur dadurch ganz abgeholfen werden, »wenn unter höchstem Ansehen zu »einer Uebersetzung der heil. Schrift Anstalt gemacht »würde, die die Vorzüge einer treuen Dolmetschung »mit der völligen Gestalt eines deutschen Originals »verbände. — »So lange aber Regeln, die bey »der Behandlung jeder andern vernünftigen Schrift »aus dem Alterthum von der Vernunft angepriesen »werden, bey den heiligen Schriften als bedenklich, »oder als Verwegenheit und Profanität, werden an»gesehn; so lange Redensarten für Glaubensartikel »gelten werden; so lange Schwierigkeiten, die bloß »Konvenienzen betreffen, — über sehr wesentliche »Bedürfnisse der Religion das Uebergewicht behalten »werden, u. s. w. so lange wird der Gedanke hievon »bloß unter die frommen Wünsche hingestellt werden »müssen.« S. 38. daß ein solcher Vortrag den Zuhörer oft in eine wirkliche Verlegenheit setze, S. 42. und mit daran Schuld sey, daß aus der Religion und dem gemeinen Leben zwey ganz unterschiedene

Sphä-

Sphären gemacht werden, gleich als ob eins mit dem andern nicht genau verbunden, und jene auf dieses einen steten Einfluß haben sollte, ist nur allzuwahr. Man sollte den familiären Ton behalten, der in den Schriften Lutheri von je her so großen Nutzen gestiftet hat; S. 44. und in diesem Ton würde man auch ohne Verdruß und mit Beyfall gehöret werden, wenn man in Gesellschaften von der Religion spräche. S. 46.

Zu viel rednerischer Schwung macht den meisten Zuhörern den Vortrag auch unverständlich; und es sollte nach ihren Fähigkeiten eine weise Wahl darinn getroffen, und die kurze und aphoristische Lehrart unsers Erlösers mehr zu Rathe gezogen werden. S. 49. Die philosophische und abstrakte Entwickelung der Gedanken wird beynahe für jede Gemeine zu einem bloßen klingenden Getöne. S. 50. Auch die Disposition, (wer sollte das glauben? und doch ist es wahr,) macht eine Ursach der Schwierigkeit, den Vortrag zu verstehn; die wenigsten können das Ganze übersehn; die es übersehn wollen, strengen ihre Aufmerksamkeit ängstlich an, und oft ohne glücklichen Erfolg; oder sie vergessen dabey, die einzelnen Gedanken desselben zu beherzigen, zu empfinden, und auf sich anzuwenden. Das Herz geht seines Antheils dabey verlustig; das doch vornämlich interessirt werden soll. S. 52. f. Cicero und die großen Muster des Alterthums in der Beredsamkeit haben nur dann solche Dispositiones vorausgeschickt, wenn der Gegenstand zuvor einer genauen und reifen Ueberlegung bedurfte, ehe ein Entschluß zu fassen war. In sol-

chem Falle thue es der Diener der Religion auch. Wenn er aber, wie es mehrentheils sein Zweck ist, zur Absicht hat, Eindrücke schon erkannter Wahrheiten zu erneuern, und das träge Herz zur Befolgung derselben zu erwecken und in Bewegung zu setzen; so hat er in der Kirche selbst das Exempel eines Johannes Chrysostomus, und eines Basilius von Cäsarien vor sich, ohne ängstliche Zergliederungen die Gedanken ans Herz zu legen, worauf ihn sein Text leitet. S. 56. f.

Wie sehr müssen aber, wenn alle diese Schwierigkeiten gehoben werden sollen, unsre Prediger, unsre homiletische Anweisungen, die Form der theologischen Studien, ja selbst unsre Akademien umgeschmolzen werden! Das hat der Verfasser wohl eingesehen; drum hat er seine Gedanken nur als Betrachtungen hier angebracht, und ihnen nicht die Gestalt der Regeln für den Lehrer gegeben, weil er vor der Hand noch keinen großen Anschein zum Beyfall erblickt. Daher er sich auch von S. 61. an bloß darauf einschränkt, dem Zuhörer allein Mittel anzuweisen, diese Schwierigkeiten, so viel möglich, zu überwinden. Es kömmt hier eine Anmerkung von allgemeinerm Einfluß vor, die wir nicht übergehn können. Die Begierde, sagt der V. S. 67. aus sehr richtiger Einsicht in den Zustand der Religion, »in ungewohnten und fremden Redensarten auch außerordentliche »Sachen und tiefe Geheimnisse zu finden, ist von je »her zu groß gewesen, und der Unterschied unter dem »Zustande der Christen, an welche die Apostel schrieben, und demjenigen, worinn wir uns itzt, nach »aufge-

»aufgehobener Haushaltung der unmittelbaren Wir»kungen Gottes in der Kirche befinden, zu sehr aus »den Augen gesetzt; mithin die Gewohnheit, Redens»arten, die nur auf jene gemeinet waren, auf alle »Christen in jedem Weltalter zu deuten, gar zu ge»mein geworden.»

Eine vernünftige Anweisung zur Erbauung, als dem wichtigsten Geschäffte eines Zuhörers, beschließt den ihm ertheilten Unterricht von S. 73. bis 94. Was darinn von der großen Kraft der Wahrheiten der heil. Schrift zur Nährung und Erbauung der Menschen, so lange sie unter den Händen unglücklicher Erklärer nicht ein ganz ander Ansehen bekömmt; von der nothwendigen eigenen Anstrengung und Ausdehnung der Seele, um diese Kraft recht zu fühlen; und von den Hülfsmitteln gesagt wird, sich den Vortrag seines Lehrers auch dann zur Erbauung nutzbar zu machen, wenn er nichts weniger als erbaulich ist, S. 88. verdient mehr als einmal gelesen zu werden.

Es folgt nun zweytens die Anweisung für den Lehrer von S. 94. an, in welchem Verhältniß er sich gegen seine Zuhörer betrachten soll, und zu welchen Verrichtungen auf der Kanzel er dadurch verbunden ist. Der V. begreift es in zwey Stücke zusammen, die wir mit seinen eignen Worten hersetzen wollen. »Ein Lehrer bey christlichen Gemeinen, wie »dieselben ordentlicher Weise beschaffen sind, hat sei»ne Zuhörer überhaupt und von dem größesten Theil »derselben zu reden, als Personen zu betrachten, die »wenig eigentliche Belehrung und Unterricht in den »allgemeinen Wahrheiten der Religion, wohl aber

»ihre gesammte Erbauung von ihm erwarten. Mithin ist er seinen Zuhörern keine theoretischen Abhandlungen, sondern rührende Betrachtungen und besfernde Anweisungen schuldig.« Hier scheint sich der V. nicht bestimmt genung ausgedruckt zu haben, denn ob er sich wohl in der Folge für uns richtig genung darüber erklärt hat, so bleiben doch diese Hauptsätze »mancherley Misdeutungen ausgesetzt. Wir würden lieber gesagt haben: der Prediger müsse immer unterrichten, aber sein Unterricht müsse nie in bloßen Spekulationen bestehn, selten und nur auf gegebene Veranlassung die Theorie der Religion zum Gegenstande haben; und immer auf die Besserung und Erbauung der Zuhörer abzielen. Der Prediger muß, wie der Verf. der vorher angezeigten Schrift sehr wohl gesagt hat, »das Gewissen unterrichten, und »es zur Anwendung der vorgetragenen Wahrheiten »in Bewegung setzen.« In diesem Sinne wird der V. richtig verstanden, und will auch so verstanden seyn, wenn er S. 96. f. sagt: »Die eigentlichen »dogmatischen Wahrheiten werden hiedurch nicht von »der Kanzel verwiesen, sondern nur der bloß dogmatische und logische Vortrag derselben. Eine jede »Predigt muß moralisch seyn. S. 97. Die genauere »Erklärung der eigentlichen Glaubenswahrheiten, die »nur eine geringe Anzahl ausmachen, kann dem grossen Haufen nicht verständlich gemacht werden, der »höchstens nur gewisse Formeln davon im Gedächtnisse behält. S. 99. die theologischpsychologische »Theorie von der Art und Weise, wie die Veränderungen zur Besserung des Menschen vorgehen, sind

»nur

»nur für wenige, und vornämlich für den Lehrer, das »mit er die Wahrheiten der Schrift, welche die Grün»de dieser Veränderungen enthalten, der moralischen »Natur seiner Zuhörer am gemäßesten gebrauchen »möge.» S. 100. Wir möchten noch hinzusetzen, daß sie alsdann auf der Kanzel vorgetragen werden könnten, wenn der besondere Zustand der Gemeine es nothwendig machte, die Vernunftmäßigkeit der»selben zu zeigen.

Der Lehrer soll nach S. 107. die Lehren der Religion, die seine Zuhörer theoretisch wissen, oder wissen können, wichtig machen, sie für ihre Empfindungen bringen, und durch seinen Unterricht rühren. Die subtilere Theorie ist nur um der Polemik willen nutzbar; und eine gründliche Polemik ist eine seltene Erscheinung. S. 117. die Art des Vortrags muß, wenige Fälle ausgenommen, nach dem Muster J. C. und seiner Apostel, populär und sinnlich eingerichtet seyn; S. 118. denn der große Haufe ist keiner andern Vorstellungen fähig, welches S. 119. wohl gezeigt wird. Keine andere, (als solche anschauende Begriffe) machen auch bey aller möglichen Theorie Eindruck auf das Herz; wobey S. 123. eine merkwürdige Klage darüber geführt wird, daß der Vortrag der subtilern Theorie auf der Kanzel eine große Veranlassung zu den Verbitterungen und Abscheulichkeiten unter den verschiedenen Religionspartheyen gewesen sey. Der Zweck der Religionswahrheiten erfordert auch keine andere Art der Känntnisse. S. 124. Der modus concipiendi von der innern Natur derselben wird nicht allgemein gefordert in der heiligen

Schrift, und wir setzen hinzu; er kann auch nicht gefordert werden. Gott hat nicht die Absicht, die Menschen zur metaphysischen Känntniß seiner Unternehmungen zu bringen, noch zu Vernünftlern über seine Anstalten und Anordnungen zu ihrem Heil, sondern sie weise und geschäftig zur Seligkeit zu machen, S. 127. ja er hat sich selbst in den Hauptwahrheiten der Schrift nach unsrer Sinnlichkeit bequemt. S. 128. f.

Eben das, was von dem Vortrage gilt, gilt auch von den Beweisen. S. 134. Manche Beweise sind ganz überflüßig, weil der Zuhörer bereits die Wahrheit annimmt; die Beweisgründe entweder nicht verstehn, oder nicht übersehen kann. S. 136. f. Die besten Beweise aus der Vernunft sind die, wo die zu erweisenden Wahrheiten auf die Erfahrung reduzirt, oder der Zuhörer in solche Situationen versetzt wird, daß er die Wahrheit anschauend erkennen, und seine Empfindung selbst sich dafür erklären muß. Hier kömmt es hauptsächlich auf Schilderungen an, darunter man aber ja nicht ein blumenreiches und poetisches Geschwätz verstehn muß. S. 143.

Wir haben nur die Hauptzüge aus dieser Schrift angeführt, und man sieht hoffentlich ohne unser Erinnern, mit welchem Geist der Wahrheitsliebe, der Känntniß menschlicher Herzen, und der geprüften Unterscheidung des Wesentlichen in der Religion der Verf. ausgerüstet sey, dem herrschenden Gebrauch entgegen zu gehn, da man sich selbst, seine Weisheit, seine rednerische Kunst, sein System, seine Theorien, u. s. w. aber nicht die heilsame Wahrheit zur Gottseligkeit

ligkeit prediget. Desto mehr wäre es zu wünschen, daß der Leser wegen des zweyten Theils der Pflichten eines Lehrers auf der Kanzel, welcher die Bemühungen desselben bestimmen soll, seine Zuhörer zu erbauen, nicht auf die vorhandenen Homiletiken wäre verwiesen worden, sondern ihn gleichfalls dieser Feder verdanken könnte.

Der Styl ist körnigt und mehrentheils eindringend; doch wünschten wir, daß er noch mehr ein Muster von der geforderten Kanzelsprache hätte seyn mögen. Die Katheders sprache blickt auch hervor; und hie und da fällt er auch in den baumgartenschen Ton, der gar zu gedrungen seyn will, und eben dadurch weitschweifig, fehlerhaft in der Konstruktion, und verwickelt in den Ideen wird.

B.

XIX.

Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, der heil. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der königsbergischen Universität, u. s. w. Eilfter Theil, Königsberg 1764. bey sel. J. H. Hartungs Erben, 1 Alphabet 4 Bogen in 8.

Dieser Theil beschäftiget sich damit, die Wahrheit der Auferstehung J. C. und die Richtigkeit der Wundergaben und Wunderwerke

der Apostel zu erweisen, und gegen die Einwürfe der Feinde des christlichen Glaubens zu vertheidigen. Jenem ist das 20ste, diesem das 21ste Kapitel, woraus gegenwärtiger Theil besteht, gewidmet. Im folgenden zwölften Theile sollen noch die übrigen Begebenheiten der biblischen Geschichte wider die Beschuldigungen und Vorwürfe der Gegner gerettet, und das ganze Werk damit beschlossen werden.

In dem 20sten Kapitel wird zuerst die Zuverläßigkeit der Nachrichten von der Auferstehung Jesu dargethan, und die dagegen gemachten Einwürfe aus dem Wege geräumt; hierauf die Glaubwürdigkeit der Zeugen dieser großen Begebenheit, sowohl in Absicht ihrer Fähigkeit als Aufrichtigkeit, umständlich erwiesen; alsdann den Zweifeln begegnet, ob auch die Auferstehung J. C. möglich oder nothwendig gewesen sey, und gezeigt, in wie fern sie nothwendig gewesen; und endlich mit der Untersuchung der Wunder Jesu nach seiner Auferstehung, worunter sonderlich die Auferweckung der Heiligen, und ihre Erscheinung zu Jerusalem am meisten angetastet worden, beschlossen.

Hier findet man das großentheils beysammen, was ein Leland, Scherlock, Ditton, West, Benson und andere engelländische Gelehrten einem Morgan, Chubb u. a. m. auf ihre Einwürfe geantwortet haben; der Verf. selbst hat sich aber auch zu einem Edelmann herabgelassen, dessen Gründe, womit er die Wahrheit der Auferstehung Jesu bestreitet, doch so unbedeutend sind, daß sie kaum eine Beantwortung verdienen.

Viel-

Vielleicht ist es nicht unnütz bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß es besser gethan sey, auf leere Behauptungen oder solche Einwürfe der Gegner des Christenthums, welche sich bey dem geringsten Nachdenken von selbst widerlegen, lieber gar nicht zu antworten, als dem Leser durch unnütze weitläuftige Erörterungen verdrießlich zu fallen. Auch darinn vergehn sich die Vertheidiger des christlichen Glaubens oft nicht wenig, daß sie alle neugierige Fragen der Zweifler zu beantworten übernehmen, die doch oft entweder nicht beantwortet werden können, oder keiner Antwort bedürfen. Warum hat Gott dies oder das gethan? Warum hat er hier so, und nicht so, gehandelt? Warum ist Christus nicht nach seiner Auferstehung seinen Feinden erschienen? Warum hat er sich nicht öffentlich in Jerusalem, oder vor dem Pilatus u. s. w. gezeigt? Es thut der Gewißheit von der Auferstehung J. C. nicht den geringsten Schaden, wenn wir sagen: Wir wissen es nicht, wir sind auch nicht verbunden Rede und Antwort davon zu geben, so lange wir in der Offenbarung selbst nicht Grund dazu finden. Ist die Wahrheit überhaupt hinlänglich dargethan, die Erzählung der Schrift von derselben sattsam gerechtfertiget; so verlieren dergleichen Einwendungen schon dadurch ihre scheinbare Kraft. Aber es ist doch schön, wird man sagen, und kann sehr zur Ueberzeugung der Zweifler dienen, wenn man die weisen Ursachen Gottes oder J. C. warum sie so und nicht anders verfahren, anzeigen kann. Ja das ist nicht zu läugnen, und eben von dieser vermeynten Schönheit wird unsre Eigenliebe

liche hingerissen, in Entdeckung solcher weisen Ursachen unsre eigne Weisheit zu zeigen; aber was kann denn der Mensch hier mehr, als rathen? Und wenn er nur rathen kann, lehrt es nicht die Erfahrung, daß er durch solch Errathen am wenigsten überzeugt, und wenn er es recht wohl getroffen zu haben glaubt, nur zu neuen Fragen Anlaß giebt, den Streit ins unendliche spielt, und den Gegner, der seiner Meynung nach besiegt ist, zum Triumph und zu neuem Gespötte reizt. Dieser wichtige und nicht ganz ungewöhnliche Schaden, der durch solchen unnöthigen Vorwitz gestiftet wird, sollte die Gottesgelehrten behutsam machen, sich auf Fragen, davon sie weder Rechenschaft geben können noch sollen, einzulassen; oder wenigstens ihre Meynung darüber mit solcher unzuversichtlichen Bescheidenheit zu sagen, daß es an ihrem Ton gleich zu erkennen wäre, es sey itzt nicht von einer göttlichen Wahrheit, sondern von einer menschlichen Meynung die Rede.

Man erlaube uns noch eine Anmerkung. In dem Streite mit den Ungläubigen muß man nicht glauben, den Sieg dadurch zu erhalten, wenn man alle mögliche Gründe ohne Wahl zusammenhäuft. Wer auf die Menge allein sieht, der prüft nicht immer ihre Kraft; und unzuverläßige Gründe werden vom Gegner begierig ergriffen, er bleibt bey diesen stehen; wird dadurch noch stolzer und muthwilliger, und verwickelt uns oft in Schwierigkeiten, daraus wir uns schwer wieder zu retten wissen. Wir möchten z. E. keine Schwierigkeit, die über die Erscheinung unsers auferstandenen Erlösers gemacht würde,

dadurch

dadurch zu heben suchen, daß wir uns auf die Beschaffenheit des verklärten Leibes Jesu beriefen. Denn einmal läßt es sich aus der Schrift nicht beweisen, daß er in der Zeit, da er noch nach seiner Auferstehung auf Erden gewesen, nach seinem Leibe bereits verkläret gewesen; und gesetzt, es wäre zu beweisen, so ist uns doch zweytens die eigentliche Beschaffenheit desselben nicht bekannt, um die Art der Erscheinungen Jesu daraus erklären zu können; und thut man es doch, so setzt man wirklich die Wahrheit dieser Erscheinungen sehr aufs ungewisse, und giebt jedem das Recht, sie sich auf solche Art vorzustellen, wie ihm seine Fantasie etwa den verklärten Leib Jesu abbilden will. — Ein Grund von Gewicht ist mehr werth, als hundert Gründe, die der Gegner umwenden und für sich brauchen kann.

Doch wir kehren wieder zu unserm Verfasser. Im 21sten Kapitel, welches die andere Hälfte dieses Theils anfüllt, wird von den Wunderwerken der Apostel gehandelt. Nach einer umständlichen Erörterung vorläufiger Fragen von der Gewißheit und Absicht dieser Wunder, von dem fortdaurenden Vermögen dazu, von den verderblichen Wundern der Apostel u. s. w. wird die Ausgiessung des heiligen Geistes über die Apostel genau und weitläuftig erwogen. Dieses Stück scheint uns wohl ausgearbeitet zu seyn, und in Erklärung der besondern Theile dieser Begebenheit zeigt sich eine richtige Beurtheilungskraft. Hätte sich aber der Verf. in manchen Stücken kürzer gefaßt, so würde er uns noch besser gefallen haben. Besondere Erläuterungen über ein jedes in der Apos

stelge-

stelgeschichte erzählten Wunder der Jünger Jesu beschließen dieses Kapitel. Und hier hätten wir gewünscht, daß sich der Verf. näher auf die Untersuchung mancher Wunder der Apostel eingelassen hätte; wenn er auch nur das, was andere schon darüber gesagt haben, vollständig hätte sammlen wollen. Benson of the first planting the christian Religion würde hier gute Dienste gethan haben. Sachverständige mögen selbst den Ausspruch thun, ob sie in diesen Erläuterungen diejenige Befriedigung finden, die sie suchen werden und fordern können.

B.

XX.

Defense du Paganisme par l' Empereur Julien en Grec et en François avec des Dissertations et des Notes pour servir d' eclaircissement au Texte et pour en refuter les erreurs par Mr. le Marquis d' Argens, Chambellan de S. M. le Roi de Prusse &c. Berlin 1764. chez C. Fr. Voss. 8. 306 Seiten.

Es ist aus den Gesetzbüchern *) bekannt, daß vom jüngern Theodos und vom Justinian ausdrückliche Gesetze gegeben gewesen, kein wider die christliche Religion geschriebenes Buch zu dulten, sondern dergleichen Bücher überall, wo sie ange-

*) l. 3. Cod. de Trinitate. Novell. XLIV. c. I.

angetroffen würden, zu verbrennen. Dieser Umstand hat vermuthlich beygetragen, daß des Porphyrius, Celsus und Julians Schriften dieser Art bis auf einige in den Kirchenvätern zerstreute Stücke, verlohren gegangen sind. Von Kaiser Julians Büchern wider die christliche Religion ist gleichwohl ein großer Theil übrig geblieben, indem Cyrillus, Erzbischof zu Alexandria, in seinen an den Kaiser Theodos den Jüngern gerichteten zehn Büchern wider den Kaiser Julian die Stellen Stückweise eingerücket hat, welche er zu widerlegen begriffen ist. Diese Stellen sind bereits in den Ausgaben Cyrills bemerkt und vom übrigen Text unterschieden; der Herr Marqvis d'Argens hat aus der Spanheimischen Ausgabe, wie es die Einsicht lehret, selbst mit den Druckfehlern, diese Stellen in einer ununterbrochenen Folge gegenwärtig hinter einander abdrucken lassen und dadurch Julians Werk, so viel davon übrig ist, beysammen zu liefern geglaubet. Dasjenige, was der Herr Herausgeber hiebey geleistet hat, bestehet in einem Vorbericht, Betrachtungen über den Kaiser Julian, Uebersetzung und Anmerkungen. Wir erachten uns verbunden von allem insbesondere einige Nachricht zu ertheilen, und werden dieß mit derjenigen Freymüthigkeit thun, welche kein Weltweiser bey Schriften, die er dem Publico mittheilet, als eine Beleidigung ansehen kann; er müßte dann den Weg einiger unserer Schriftsteller ergreifen und gleich zum Anfang mit seinen Lesern den Vergleich machen, daß er nicht anders als gebilliget und gelobet seyn will.

Nach

Nach einer kurzen an des Herzog Ferdinands von Braunschweig Durchl. gerichteten Zueignungsschrift folgt die Einleitung oder der Vorbericht, welcher einige Nachricht von der Sammlung dieses Werks aus den im Cyrill zerstreuten Stellen, eine Vertheidigung des Unternehmens, eine solche wider die christliche Religion gerichtete Schrift bekannter zu machen, meist mit Petavs Worten, aus dessen Vorrede zu Julians Werken, und endlich eine Vertheidigung der Verdienste Julians gegen die bittern Vorwürfe, besonders Petavs und Cyrills, enthält. Gleich auf der ersten Seite wird dem Vater Petav nachgerühmt, daß er des Herrn Cyrills Redlichkeit gerühmt und zuerst bemerkt habe, daß Julians Werke in desselben Widerlegung Stückweise enthalten sind. Wo Petav dieß gesagt habe, wissen wir nicht; denn eben Petav hat in seiner Ausgabe der Werke Julians dem Cyrillus nicht beygefüget, ungeachtet er bereits lateinisch übersetzt vorhanden und auch ein Buch vom griechischen Text vor der Zeit zu Paris gedruckt war. Von Julians Werken wird behauptet, daß uns wenig davon fehle und daß Cyrill nur wenige Stellen daraus weggelassen habe. Allein nicht zu gedenken, daß von sieben Büchern Julians nur drey vom Cyrill widerlegt sind, wie dieser selbst in der Vorrede saget, so läßt sich hieran nicht nur aus dem Mangel der Verbindung der Gedanken an so vielen Stellen, und aus den deutlichen Spuren, daß Julians Worte aus dem Zusammenhang herausgerissen, theils auch bloß Auszugsweise angeführt sind, sondern auch aus den Worten Cyrills in dem Eingang

gang des zweyten Buchs zweifeln, wo dieser ausdrücklich sagt, daß er theils die Stellen, wo sich Julian selbst, und zwar häufig, wiederholt, theils die Stellen weggelassen habe, wo er sich gegen Christum zu ungebührlich ausdrücke; und diese leztern lassen sich gar leicht einzeln ausfindig machen, wenn man nur auf die Stellen aufmerksam ist, wo der gute Cyrill mit erneuten und verdoppelten Kräften schimpfet; Indessen ob schon vielleicht der geringste Theil kaum erhalten zu seyn scheint, so ist auf der andern Seite bey genauer Einsicht offenbar, daß, wenn man Julians Worte nicht nach der Spanheimischen Ausgabe abgedruckt, sondern selbst aus Cyrills Schrift ausgesuchet hätte, Julians Werk um ein großes Theil vollständiger würde haben erscheinen können. Die Beweise für die Anrufung der Heiligen und die Messe aus Julians Schriften, eben das. S. 10. und die sonderbare Art den Julian zu vertheidigen, S. 18. lassen wir gern vorbey.

Die Betrachtungen über den Kaiser Julian sind eigentlich eine Fortsetzung und Erweiterung der vom Abt de la Blatterie mit so vielem Scharfsinn unternommenen Vertheidigung dieses unglücklichen Herrn. Die Fehler, welche lezterer noch an ihm übrig ließ, werden hier abgelehnet, und zwar zuerst, seine Verstellung und Geheimhaltung seiner wahren Denkungsart in Ansehung der Religion während der Lebenszeit Constantius, dann seine Veränderung der Religion, und endlich sein Vorsatz, die christliche Religion auszurotten. Wir sind versichert, daß selbst diejenigen, welche ähnliche Gesinnungen zu hegen

nicht im Stande sind, die gute Art, Billigkeit und Menschenliebe des V. und einen Gebrauch der Philosophie, welcher der Menschlichkeit Ehre macht, billigen und schätzen werden.

Wir kommen endlich auf die Schrift Julians, welche Reflexions de l'Empereur Julien sur les Dogmes de la Religion Chretienne überschrieben ist, und auf deren Uebersetzung. Es würde lächerlich seyn, wenn man dem Herrn Marqvis d'Argens ein Verbrechen daraus machen wollte, daß sein Original in der That griechisch und unverständlich für ihn gewesen ist, und daß er den Sinn desselben an den meisten Stellen auch aus der lateinischen Uebersetzung nicht treu genug in das Französische übertragen hat. Wir sind von einem so pedantischen Vorwurf weit entfernt, indessen ist unsre Denkungsart in diesem Fall diese: Derjenige, welcher eine Uebersetzung ans Licht giebt, versichert dem Publico stillschweigend, daß er beyde Sprachen, aus welcher und in welche er übersetzt, in einem gewissen Grade inne habe, und macht sich gegen eben das Publicum anheischig, daß er seinen Schriftsteller getreu und richtig in einer andern Sprache, als worinnen er geschrieben ist, überliefern wolle. An diesen Vertrag ist der Kammerherr so gut gebunden als der vom Verleger gedungene Uebersetzer. Wir wollen nicht entscheiden, ob der Herr Marquis d'Argens ihm allezeit nachgekommen sey; indessen können wir uns nicht entbrechen, ihm überhaupt zu einem gefälligen und nachsichtsvollen Publico Glück zu wünschen.

Gleich

Gleich in dem ersten Satze ist der Nachsatz ganz verworfen. — Jedoch wir wollen bloß einige Stellen der Uebersetzung, die nicht zuviel Raum einnehmen, nebst dem Grundtexte, hersetzen, und den Lesern die Vergleichung selbst überlassen. Auf der 1 S. sagt Julian: »Da ich mir vorgesetzt habe, von »allen den unter ihnen so genannten Glaubenslehren »zu reden, so will ich nur voraus dieß gedenken, daß »ich es in Ansehung derjenigen von meinen Lesern, »welche mich widerlegen wollen, für billig ansehe, daß »sie, wie es vor Gerichte gebräuchlich ist, so lange, bis »nicht diese ersten Vorwürfe abgelehnet sind, nichts »Fremdes einmischen, noch sich durch Gegenvorwürfe »zu vertheidigen suchen. Denn es wird ungleich »besser gethan seyn und zur Deutlichkeit der Sache »dienen, daß sie, wofern sie etwas an unsrer Reli»gion auszusetzen finden, solches zu einer abgesonder»ten Sache machen, in ihrer Schutzrede hingegen »gegen unsre Anklagen keine Gegenklage einmengen, (eine Bedingung, welcher Cyrillus sich zu unterwerfen gar sehr Bedenken getragen). Μέλλων δὲ ὑπὲρ τῶν παρ' αὐτοῖς λεγομένων δογμάτων ἁπάντων ποιεῖσθαι τὸν λόγον, ἐκεῖνο βέλομαι πρῶτον εἰπεῖν, ὅτι χρὴ τὰς ἐντυγχάνοντας — Doch wir sehen, daß dieß zu viel Raum wegnehmen würde, und müssen den Leser zur Vergleichung auf das Original zurückweisen. Genug, der Herr M. hat es übersetzet: *Je parlerai d'abord* de tous les différens dogmes des Chretiens, *afin que si* quelques uns de ceux, qui liront cet ouvrage, veulent y repondre, ils suivent la methode etablie dans les Tribunaux judi-

ciaires; qu'ils *n' agitent pas une autre cause*, et qu'ils n'aient pas recours à une recrimination, *qui ne peut servir a rien*, s'ils n'ont auparavant detruit les accusations, dont on les charge, et justifié les dogmes, qu'ils soutiennent. *En suivant cette maxime, leur defense, si elle est bonne, en sera plus claire, plus veridique, et plus propre à detruire nos reproches.* Gleich darauf S. 4. »woher wir den Begriff von Gott haben und wie wir zuerst dazu gelangen» et quelle est celle, que nous devons en avoir; und einige Zeilen weiter: »warum sie den unsrigen die jüdischen Lehrsätze vorgezogen haben, und warum sie auch nicht »einmal bey diesen geblieben, sondern davon abgewichen sind und sich einen eignen Weg gebahnet haben; »indem sie von allem, was bey uns Griechen so wohl, »als bey den Hebräern von Moses her, Gutes und »Vortreffliches anzutreffen ist, nichts beybehalten, sondern dagegen von beyden Völkern das Fehlerhafte, »das ihnen neben so vielem Guten unvermeidlicher »Weise anklebet, ausgelesen und von der Juden Frevel die Verachtung der Götter, von unserm Leichtsinn »aber und Kaltsinn das Unartige und Ueppige in der »Lebensart angenommen, und dieses den besten Gottesdienst zu nennen beliebet haben.» — d' autant, qu'ils en *ont changé souvent*, et qu' — ils ont embrassé un genre de vie different de *celui de tous les autres hommes.* Ils *pretendent qu'il n' y a rien de* bon et d'honnête chés les Grecs et chés les Hebreux; *cependant* ils se sont appropries, non les vertus, mais *les vices de* ces deux Nations. Ils ont puisé ches les Juifs la *haine implacable contre toutes*

les

les differentes religions des Nations, et le genre de vie *infame &c.* (Man vergleiche S. 150.) Vielleicht könnten wir auf dieſen Fuß von Seite zu Seite fortgehen; da dieß gleichwohl für den Leſer und uns zu beſchwerlich ſeyn dürfte, ſo wollen wir bloß noch einige Stellen, welche uns beym Durchleſen beſonders in die Augen gefallen, anmerken. S. 24. nach Platos Lehre ſagt der Schöpfer zu den Untergottheiten: »in ſo fern aber die Menſchen, ſelbſt dem Na»men nach, unſterblich ſeyn ſollen, den göttlichen »Theil, welcher bey denen unter ihnen, welche »euch und der Gerechtigkeit folgen wollen, der herr»ſchende ſeyn ſoll, dieſen will ich erzeugen, erſchaffen »und geben, ihr übrigens fügt das Sterbliche zu dem »Unſterblichen hinzu, bildet und zeuget lebendige »Geſchöpfe ꝛc.» *L'eſſence immortelle, que vous avez reçue, ne ſera jamais alterée, lorsqu'à* cette eſſence vous ajouterés une partie mortelle; produiſés des Creatures &c. S. 29. De cet Ordre admirable les hommes ont conclu avec raiſon, *que le Soleil* etoit un Dieu ou la demeure d'un Dieu. Im Griechiſchen iſt nicht von der Sonne, ſondern dem Himmel und ganzem himmliſchen Syſtem die Rede, S. 34. καὶ ἐχὶ τοῦτο μόνον, ἀλλὰ καὶ ἐπιφέρει πάλιν οἷς ἔφη, ſind nicht Julians, ſondern Cyrills Worte. S. 54. εἰ δὲ τούτων αἰτίας εἶναί τινα θητέον, λεγέτω μοι πρὸς αὐτῶ τῶ δημιεργῶ καὶ διδασκέτω, ſo ſage man mir um des Himmels willen, pflegen wir zu ſagen: qu'on m'apprenne, d'où elle vient, *ſi c'eſt directement par le Dieu ſupreme &c.* S. 56. »Die fähigſten Köpfe unter ihnen

»begreifen auf das Höchste die Dialectik und Rhetorik; bis zur Mathematik gelangen sie niemals. ἀλλ' ἀπολείψει μόνον &c. Si quelques uns des hommes les plus *spirituels* de ces nations sont parvenus *sans etude à s'enoncer avec clarté et avec quelque grace, c'est à la simple force de leur genie qu'ils en sont redevables.* Ist hier nur eine Aehnlichkeit mit dem Original? »S. 48. und weiter sagt er (Julian) »sollen wir auch wohl einräumen, daß ihr, oder jemand von eurem Geschlecht den Gott aller Dinge »nur mit einer einzigen Gedanke jemals erkannt hat? καὶ μεθ' ἕτερα u. s. f. ist übersetzt: *Quand même* nous conviendrions avec vous, *que le Dieu* de toutes les *nations a eu une preference marquée* pour la votre et un mepris pour toutes les autres &c. Doch dieß heißt, unsre Leser ermüden. Wir wollen bloß noch zur beliebigen Nachschlagung und Vergleichung einige Stellen bemerken, die uns, so oft wir in die Uebersetzung hinein gesehen haben, vom Griechischen entfernt zu seyn, geschienen haben, nämlich S. 65. 67. 69. 71. 73. 75. und die folgenden Seiten. S. 94. am Ende: εἶτα τούτοις — sind Cyrills Worte, nicht Julians, u. a. m. besonders 259. 260.

Um noch ein Wort von den Anmerkungen zu gedenken, so sollen dieselben theils grammatikalisch seyn und auf den Verstand des Textes gehen, theils einige der vom Julian wider die Christen gemachten Einwürfe widerlegen und verschiedne Glaubenslehren vertheidigen. In Ansehung der leztern Gattung ist es vielleicht besser nichts zu gedenken; ausserdem, daß darunter zu viel triviale Dinge besonders in Ansehung

hung der streitigen Erklärung einiger Schriftstellen wiederholet werden, sind theils die vertheidigten Sätze, theils die Art und Gründe der Vertheidigung so beschaffen, daß man entweder annehmen muß, der Herr V. rede in einer beständigen Ironie, oder daß man von der Gründlichkeit seiner Philosophie sich keine hohen Begriffe machen kann; denn so richtig z. E. der Satz von der Toleranz und von der Schwierigkeit der Auslegung vieler Stellen ist, so seltsam sind die dabey gebrauchten Gründe und Folgerungen. Die grammatikalischen Noten hingegen hätten billig gar weggelassen werden sollen; zumalen, da so viel Stellen sind, deren Unrichtigkeit in die Augen fällt und nicht schwer zu verbessern war, z. E. S. 86. ὃ δὴ μέγα τῆς π. wo ὃ δὴ μετὰ τῆς zu lesen ist, ingleichen S. 102. wo ἀρχὴν überhaupt, im Ganzen, anzunehmen und zu lesen zu seyn scheint, ἀλλὰ ἀρχὴν ὑμῖν ἔδωκεν ἐπιστήμης π. oder ἐπιστήμην ἢ μ. andre Stellen aber gar wohl eine Erläuterung vertragen hätten. So ist z. E. eine wirklich grammatikalische und doch falsche Anmerkung S. 78. 79. daß δεῦτε nicht wohlan, sondern kommt her bedeute: ὑποβλητὸς S. 90. ist kein Substitut, sondern ein untergeschobner Sohn. Im satyrischen Zug eines Juvenals S. 286. muß man wohl allzeit etwas mit Fleiß Uebertriebenes oder einen mit Fleiß unterschobenen oder beygefügten niedrigen, lächerlichen oder gehäßigen Nebenbegriff voraussetzen. Alles indessen, was wir bisher erinnert haben, kann dem Ruhme einer seltnen Gelehrsamkeit, weitläufigen Belesenheit, und dem gründlichen Ver-

stande des Herrn Marquis, mit welchem er so viele Vorurtheile bestritten hat, nichts entziehen; so wie es ihn allezeit von so vielen Gelehrten seiner Nation unterscheiden wird, daß er wenigstens einen Versuch gemacht hat, mehr als seine Muttersprache zu wissen.

L.

XXI.

Christ. Adolphi Klotzii epistolae homericae. Altenburgi ex officina Richteria MDCCLXIV. in Oktav achtzehn Bogen.

Wenn man den Herrn Professor Klotz lieset, so kann man seinen Schriften diejenige lacteam vbertatem, miram iucunditatem clarissimumque candorem nicht absprechen, die Quintilian in den Werken des Titus Livius bemerkte Wenn unsre Gelehrten ausser ihren oft unnöthigen Bibliotheken, Landgüter, Meyereyen oder nur ansehnliche Häuser hätten, so würde sich ohnstreitig einmal ein andrer Panormita finden, der eines seiner Grundstücke veräussern würde, um sich des H. P. Klotzens Schriften anschaffen zu können. Diese homerischen Briefe sind ein Beweiß, daß er noch nicht zu schreiben aufgehöret hat, und auch noch nicht aufhören wird, und man wird es zu rühmen wissen, wenn er sich immer gleich bleibt. Sie sind Kinder der goldenen Muse, die die mehresten unsrer Gelehrten

ten nicht kennen sollen, sondern im Gegentheil mit häufigen Arbeiten, wie mit einer schweren Last, beladen werden, die noch dazu oft ihrer Neigung und Willen schnurstracks zuwider laufen. In seinem hortulo suburbano lieset Herr K. die unsterblichen Werke des Alterthums und ergötzt sich an ihnen. Daselbst, sagt er: ploro cum Sophocle, et cum Euripide moereo: amo et ludo cum Anacreonte: rusticor cum Theocrito: terra relicta, coelum cum Pindaro peto: proelium ineo cum Homero: rideo cum Flacco et Iuuenale: atque mores hominum obseruo cum Terentio. Wahrhaftig man muß sagen:

Ἀπολλον (γλυκὺ δ' ἀνθρωπων τελος, ἀρχα τε, Δαιμονος ἀγνυντος, ἀυξεται)
ὁμως πυ τεοισι μηδεσι τετ' ἐπραξε.

Durch den Beystand dieses guten Gottes sichtbarlich geleitet, las Herr K. nicht allein diese Werke, sondern er machte auch einige Bemerkungen, die er uns in diesen Briefen mittheilt, und zwar erstlich über den Homer, denn quemadmodum, sagt er, poëtae ab Ioue principium faciunt, ita ego ab Homero. Zwar hat Herr K. keine übertriebne Neigung gegen die Alten, kraft welcher ihnen die Enthusiasten keine einzige Silbe wollen nehmen lassen, noch vielweniger zugeben, daß sie getadelt werden; er findet auch keine Tadelsucht in seinem Herzen, wie ein närrischer

Perault; aber dem allen ohnerachtet, war ich doch auf ihn böse, da ich ihn

χειρας ἱμαντι δεθεις

gegen Homeren angerückt kommen sahe, und wurde fast erbittert, da ich hörte, daß er so viel Worte machte, ehe er wirklich auf ihn loß schlug. Wenn es παϛ' Ἀλφεω geschehen wäre, so würde der Hellanodik gesagt haben: Du hast kein Herz, oder willst prahlen: Wenn in der Iliade der hinkende Vulkan den Nektar herumträgt, und von den Göttern ausgelacht wird, so sagt Herr K. non leuibus carmen diuinum maculis adsperſit, quae illi non exiguam deformitatem lectorique moleſtiam concilient. Allein wenn man bedenkt, daß Homer vermuthlich den feinern Köpfen seiner Zeit dadurch habe zu verstehen geben wollen, daß er das ungeheure System seiner Religion nicht annehme, noch glaube, so ist er hinlänglich entschuldigt. Daß Homer aber eine solche Theologie von Herzen solle geglaubt haben, wird kein Mensch träumen. Aber auch der häßliche Therſites im zweyten Buch der Iliade, ist Herrn K. anstößig, und nach seiner bekannten Lustigkeit giebt er ihm eine Gattinn

Torta comam, labroque tumens, et fuſca colore,
Pectore lata, iacens mammis, compreſſior aluo,
Cruribus exilis, ſpatioſa prodiga planta:
Continuis rimis calcanea ſciſſa rigebant.

Allein mir deucht, so bald Homer eine Episode anlegen wollte, in der ein Rebelle sollte aufgestellt werden, ein Mensch, dem auch die Person des Königes

nicht

nicht zu heilig war, selbige zu lästern, so mußte er das ganze Gemälde von ihm auch so ausmalen, daß es bey allen, die es sahen, einen gerechten Abscheu erwecken konnte. Hätte er bloß gesagt: Θερσιτης μυνος ἐκολωα, so hätte man ihn noch eben nicht verabscheuet; wenn er uns aber überdem auch noch sagt: daß er von scheußlicher Gestalt gewesen, so wird unser Unwille noch größer, dieser Mensch wird uns alsdenn unausstehlich. Von einer solchen Episode muß man mit dem Didymus sagen: λαμβανεται δε παν ἐπεισοδιον τω ποιητη, ἡ πιθανοτητος ἑνεκεν, ἡ χρειαν, ὡσπερ τουτο νυν, ἡ κοσμου και ὑψωσεος χαριν. Wollte man aber verlangen, daß Homer lieber den ganzen Rebellen hätte sollen weglassen, so ist dieses ein Zumuthen, das man keinem Meister machen muß. Wenn H. K. aber im folgenden ein Gemälde vom Titian anführt, der Christum mit seinen Jüngern malte, wie sie zu Tische saßen, und solches dadurch verstellte, daß er Hund und Katze unter den Tisch malte, die sich bissen, so müssen wir gestehen, daß H. K. in seinen Vergleichungen sehr unbillig sey, welches auch von den übrigen gesagt seyn mag.

Voll Unwillen wider den Thersites endigt H. K. seinen Brief, und voll Unwillen wider eben denselben fängt er auch den folgenden Brief an, und wirft gleichsam ein ἀναθημα auf den, der ihn vertheidigen würde. Er wird bey dieser Gelegenheit so weitschweifig, daß er die Absicht homerische Briefe zu schreiben, ganz aus den Augen setzt. Der verzweifelte Θερσιτης ἀμετροεπης! bringt endlich H. K. so weit,

weit, daß er nicht mehr an den Homer gedenken mag, sondern die Frage aufwirft: an liceat nobis profanorum hominum de Deo rebusque divinis opiniones in carmine adoptare? Zur Entscheidung dieser Frage theilt er mit Recht die Poeten in solche, qui argumentum sacrum tractant, und dann, quorum versus nulla cum christianorum doctrina cognatione coniuncti sunt. Was die erstern anbetrifft, so sagt er, daß es nicht wohl gethan sey, daß sie die heidnische Mythologie, so nahe sie auch mit einigen ihrer Lehren verwandt seyn möchte, z. E. die regna infera, die Strafen und Belohnungen nach dem Tode, u. s. w. in ihre Gedichte annähmen; plane haec abesse volo a carmine, cuius argumentum e religione christiana repetitum est, und wir geben ihm hierinn vollkommnen Beyfall. Im folgenden führt er eine Menge von Stellen aus verschiednen Poeten an, die ihre Gedichte durch eine solche seltsame Einmischung mythologischer Bilder verstellt haben, und man muß in der That lachen, wenn man die große Mühe betrachtet, die sie sich oft gaben, dadurch ihre Werke aufzustutzen, und doch zu ihrem Unglück einen nachtheiligen Effekt dadurch hervorbrachten. Wie sehr sich in diesem Stück einige berühmte Maler des Alterthums versehen haben, zeigt H. K. eben daselbst in einigen Beyspielen. Aber was sollen wir von ihm denken, wenn er im folgenden uns mit aller Macht überreden will, daß die Mythologie aus jedem andern Gedicht, wohin ohnstreitig das homerische Heldengedicht, die pindarische und horazische Ode, u. s. w. gehört, verbannt werden müsse? und warum?

um? quoniam ab aetate nostra abhorret. Dagegen schlägt er den Poeten vor, daß sie fein den vergötterten Tugenden und Lastern z. B. Pudicitia, Copia, Invidia u. s. w. in ihren Gedichten einen Platz vergönnen möchten. Da H. K. die Götter deshalb mit aus den Gedichten verbannt wissen will, weil sie Undinge sind, so begreifen wir nicht, wie er den Tugenden und Lastern den Platz erlauben kann, da sie als Götter betrachtet, eben so wie jene Undinge sind. Wer die großen Vortheile kennt, und die Schönheiten einsieht, die aus dem verständigen Gebrauche der Mythologie entspringen, der wird auch wissen, daß ein Gedicht mit demselben geschmückt, eine Menge Vollkommenheiten eben dadurch mehr bekommt. Man kann die Sache bald mißbrauchen; allein, wenn es mit Ueberlegung geschieht, wenn der Poet mit Verstand die Mythologie anbringt, so hat er doppelte Vortheile zu erwarten. Er überzeugt uns dadurch, daß er mehr als bloße Verse machen kann; er giebt uns einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat, oder doch umsehen kann, welches unsre Poeten als was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen anfangen; und wenn er die mythologischen Bilder in Gedanken verwandelt, und ihnen einen solchen Standort giebt, von dem sie, so zu reden, die glückliche Aehnlichkeit, die darinn liegt, von selbst zeigen, so zeigt er sich von der Seite des Artisten. Wenn man überdem bedenkt, daß die alte Mythologie eitel Fiktion ist, letztre aber hauptsächlich ein Gedicht ziert, so kann sie aus eben dem Grunde nicht wegbleiben.

Wenn

Wenn die mehresten unsrer Poeten ihr Glück nicht machen können, so kommt es daher, weil wir in ihren Gedichten keine Fiktion, die die Einbildungskraft überraschet, antreffen. Es ist mannigmal zwar ein regelmäßiges Ganzes, allein, es hat nicht die geringste Abänderung, die entweder die Einbildungskraft oder den Verstand beschäfftigen könnte. Hingegen wird man finden, daß ein mittelmäßiges Gedicht mehr als einmal gelesen werden wird, wenn der Poet klug genung gewesen ist, einen gewissen mythologischen Zug einzuweben, der uns zum wenigsten seinen Witz bewundern heißt. Wenn übrigens die Mythologie aus der pindarischen oder horazischen Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode sollte verdienen können. Der Begrif von beyder Art Oden involvirt die Mythologie, ohne selbige ist es nicht möglich einen vollständigen Begrif davon zu geben, oder wenn Sie das nicht zugestehen wollen, H. K. so müssen Sie die Oden eines Gewissen, der nach Ihrem Ausspruch zwar nostro sermone versus bene multos de *Hermanno* scripsit, aber ihn durch dieselben obliuioni aeternisque tenebris tradidit, für wahre pindarische und horazische Oden annehmen. Ich habe schon erinnert, daß man keinen Mißbrauch einführen müsse, sonst würden dergleichen Gedichte mehr mythologische Kompendia, als Gedichte seyn. Ich habe auch nichts dawider, wenn die Poeten Gedichte liefern, die sich durch keine mythologische Wendungen ausnehmen; allein sie aus dem Gebiete der Poesie ganz verweisen wollen, mag ich

nicht

nicht zugeben. Wenn diese Neurung des H. K. Anhänger finden sollte, so wird es nicht nöthig seyn, daß irgend ein Poet sich die Mühe gebe, nach diesem beliebten Maaßstabe dergleichen zuzuschneiden, weil wir mit Poesien von der Art schon hinlänglich versehen sind. Eben so wenig hat man diese Meynung des H. K. als eine neue Meynung anzusehen, welche würdig wär in einen Paragraph verwandelt, und in die Metaphysik der Poesie gesetzt zu werden, da sie alt ist, und weiter nichts dem Publiko sagen will, als daß man doch den Geschmack in der Poesie gern wieder haben möchte, der vor dreyßig Jahren in Deutschland der beste war, und den nur einige alte Poeten noch vertheidigen, weil es ihnen zu mühsam und verdrießlich fallen würde, das System der feinern Poesie zu studiren.

In den übrigen Briefen zergliedert H. K. einige Schönheiten des Homer und andrer Poeten, mit der ihm eignen philologischen Feine. Es herrscht durchgehends in derselben eine wahre Gelehrsamkeit, eine große Känntniß der Werke des Alterthums, und eine mehr als gemeine Einsicht in die Wissenschaften. Schade, daß dieser Gelehrte nicht deutsch schreibt! Ein eigner Eigensinn, der sich von den Künstlern und Ungelehrten nicht rühmen lassen will, sondern sie weder zu belustigen, noch zu ergötzen fest sich vorgenommen zu haben, scheint.

D.

XXII.

Sammlung auserlesener Kanzelreden über wichtige Stellen der heil. Schrift, welche verschiedene berühmte und verdiente Lehrer der evangel. lutherischen Kirche itziger Zeit ausgearbeitet: an das Licht gestellet von Johann Melchior Götzen, Pastore zu St. Kathar. E. Hochehrw. Minist. Seniorn und Ephoro der Schulen in Hamburg. Eilfter Theil. Magdeburg, im Verlag der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung, 1764. 8. 19 Bogen, nebst 11 Bogen Zuschrift und Vorrede.

Es sind mehrentheils Friedenspredigten, die H. G. in diesem Theil gesammlet hat. Wir wollen uns mit der Anzeige ihres besondern Innhalts nicht aufhalten, sondern nur der Vorrede Erwehnung thun, die von dem Herausgeber dazu verfertiget worden. Sie enthält die Prüfung einer in den hannöverschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen, 1762. Nr. 2. und 3. befindlichen Abhandlung von der Erscheinung der Weisen vor dem neugebohrnen Jesu, über Matth. 2, 1 - 12. Der ungenannte Verf. dieser Abhandlung hatte sich zum großen Aergerniß des H. G. darinn zum kühnen Ausleger dieser Geschichte aufwerfen und behaupten wollen, diese Magi wären keine so erleuchtete, rechtschaffene und gottselige Männer, als wir sie abzubilden pflegten, sondern ganz blinde und abergläubige Heiden gewesen. Sie hätten auf keinen Antrieb und unter keiner besondern Direction Gottes zur Verherrlichung

lichung des Weltheilandes, sondern aus Aberglauben und auf eine unter den persianischen und arabischen Heiden uralte Sage, von einem großen Weltbezwinger und Held, der in Judäa gebohren werden sollte, die beschwerliche Reise nach Jerusalem und Bethlehem angetreten. Die starke Begierde diesen neugebohrnen Held zu sehen, hätte sie dahin getrieben, und da sie das Kind gefunden, hätten sie es nach morgenländischer Art so verehrt und beschenkt, als in ihren Ländern die Kinder großer Herren und künftige Eroberer und Helden zu verehren im Gebrauch gewesen. — H. P. B. widerlegt dieses alles sehr weitläuftig, zwar aus guten und starken Gründen, mit aller möglichen Beredsamkeit, aber auch in so demüthigenden, spöttischen und heftigen Ausdrücken, als man kaum bey dieser kleinen Ketzerey erwarten sollte. Wir denken von den Weisen und ihrer Wallfahrt eben so, wie H. B. und glauben, daß jene Abhandlung der hannöverschen Beyträge immer zu seicht und elend für eine so gelehrte und ernsthafte Widerlegung gewesen sey. Allein, da sie den Grund des Glaubens gar nicht berühret, so können wir doch das unvermeidliche Aergerniß und die große Gefahr für die christliche Kirche, die H. B. befürchtet, nicht darinn gewahr werden. Der gute Mann, der sonst ein ganz ehrlich Herz, und gar keine böse Absicht wider die christliche Lehre hat, sondern vermuthlich zu neuen Auslegungen nach der Mode sein geringes Scherflein auch hat beytragen wollen, hätte wohl bey seinem schlecht gelungenen Versuch etwas kürzer und glimpflicher können abgefertigt werden. Man muß die christliche

Kirche auch nicht ohne Noth in Allarm bringen, und wer würde groß auf seine unerwiesenen Meynungen geachtet haben. Indessen scheint es, als ob der hamburgische H. Senior über das, was jener im Anfange seiner Abhandl. von einigen Schriftauslegern sagt, anzüglich gefunden hätte und böse darüber geworden wäre. Er schüttet daher seinen ganzen Unmuth und Abscheu wider den Ungenannten aus, und weil er just einen armseligen Autor, den allenfalls ein weniger berühmter Mann, als H. G. hätte widerlegen können, vor sich findet, so schlägt er dessen ganze morgenländische Hypothese zu Boden, und siegt in diesem kleinen Kriege mit vergrößertem Ruhm. — Noch mehr, er bläßt sogar als ein aufmerksamer Wächter auf der Kanzel wider diesen unglücklichen Exegeten Lerm. Der Auszug seiner Predigt über die Geschichte der Weisen aus Morgenlande ist in dieser Vorrede abgedruckt. Hierauf folgt zur Beylage der eingesandte Brief eines Ungenannten, der sich auf die Vorrede des H. G. zum 10ten Theil dieser Kanzelreden beziehet, und von der Behutsamkeit im Gebrauch ungewöhnlicher Schriftauslegungen bey öffentlichem Vortrage sehr vernünftig und billig urtheilt. Uebrigens enthält dies Schreiben viel Schmeichelhaftes und Rühmliches für H. G. und lobt eine gewisse Predigt von demselben, über Petri Fischzug. H. G. ist aber auch so gütig, und theilt uns auch einen Auszug aus dieser Predigt mit, um zu sehen, in wie weit jenes günstige Urtheil gegründet sey. — Den Beschluß der ganzen Vorrede machen endlich Anmerkungen zu diesem Briefe,

worinn

worinn er seinem Lobredner nur darinn widerspricht, daß er glaube, es sey nachgerade ausgemacht, daß das Evangelium auf den 2ten Adventsonntag von der Zerstörung Jerusalems buchstäblich handele. Der große G. sagt, daß der sel. Baumgarten an dieser Auslegung Schuld sey, und beweist aus neun Gründen, daß es von dem Ende der Welt handele. Wir verbitten, daß H. G. uns auch bey Gelegenheit wegen dieses Urtheils anfalle, da wir sonst in dem angeführten Streit wegen der morgenländischen Weisen aus eigener Einsicht auf seiner Seite sind. Er hat den hannöverschen Autor zu seiner Lehre auf Sir. 18, 19 - 21. verwiesen. Wird ers uns übel nehmen, wenn uns dabey auf der andern Seite Gal. 6, 1. einfiel? Wie schön kleidet es einen evangel. Lehrer, der auf einem erhabenen Posten stehe, wenn er mit Sanftmuth den Irrenden zurechte weiset, der mit seinem Verstande, aber mit keinem boshaften Herzen fehlet. Wie wird er in der Stille bauen, wenn der Zelote niederreißt. Die christliche Religion hat von ihren ärgsten Spöttern, geschweige von schwachen verirrten Mitgliedern, keinen Umsturz zu fürchten. Sie thun einigen zufälligen Schaden, sie geben aber auch zu den schönsten und gründlichsten Prüfungen der Wahrheit, die doch auf der andern Seite wieder bessert, Anlaß. Hätte der H. Senior keine, den heftigen Eifer ausgenommen, an sich gründliche und lesenswürdige Vorrede schreiben können, wenn auch die hannöverschen Beyträge nicht vorher eine schlechte Abhandlung zum Druck befördert hätten? C.

XXIII.

Franciſci Dominici Haeberlin Analecta medii aevi, ad illuſtranda iura et res Germanicas, Norimb. et Lips. 1764. Tomus I. 8.

Der Verfaſſer iſt dem Beyſpiele Hahnens und Leibnizens gefolgt, welche nicht allein ungedruckte, ſondern auch richtiger gedruckte Urkunden und Schriftſteller des mittlern Zeitalters herausgegeben haben. Das Sonderbare der itzigen Sammlung iſt, daß ſie ſich in Anſehung einiger ſchon bekannt gemachten Stücken auf die abweichenden Lesarten guter Handſchriften einſchränkt, und des Titels ungeachtet auf merkwürdige Urkunden des XVI Jahrhunderts erſtrecken wird. Nach dieſem Plane ſoll alle zwey Jahre ein Theil herauskommen.

Der itzige erſte enthält fünf Abſchnitte, als 1.) die den hanſeatiſchen Bundsgenoſſen von den Königen in Engelland ertheilten Privilegien, welche gröſtentheils in Willebrands hanſiſchen Zeitbuche, Rymers Staatsſchriften und Dreyers lübeckiſchen Staatsrechte fehlen. Sie waren für die Hanſee-Städte, die eine Hauptniederlage in London hatten, ſehr wichtig, und ſind daher aus einer im XV Jahrhunderte geſchriebenen Sammlung vieler hanſiſchen Urkunden gewählt; 2) Schenkungs- und Freyheitsbriefe, Bündniſſe und andere Urkunden, welche hauptſächlich die märkiſche Stadt Söſt angehen. Die vorzüglichen unter denſelben ſind die zu Erhaltung des Landfriedens gemachten Verbindungen, weil ſie die in Datts weitläuftigem Werke faſt

gänzlich

gänzlich ausgelassene Geschichte der westphälischen Landfrieden erläutern; ferner die söstischen Stadtrechte, welche der Autor mit vielen andern für den Grund der lübeckischen und hamburgischen Gesetze hält, und itzt zum zweytenmale aus eben denselben lateinischen beyden Originalen des XII und XIII Jahrhunderts nebst Anzeigung der fehlerhaften Lesarten der in Emmunghausens Merkwürdigkeiten befindlichen neuern Handschrift herausgiebt. 3) Zehn Urkunden zum Behuf der braunschweig-lüneburgischen Geschichte, wovon zwar die drey ersten schon bekannt gemacht worden, jedoch nunmehro nach den Originalen des helmstädtischen Conviktoriums viel richtiger abgedruckt sind. Diese, imgleichen die vierte und sechste gehen die Klöster zu St. Maria in Gandersheim, und zu St. Aegidii in Braunschweig an, welche nebst den dazu gehörigen Güthern vom Herzog Julius zu Unterhaltung des Conviktoriums sind bestimmt worden. Das zweyte Diploma ist wegen des langwierigen Processes merkwürdig, der durch einen Abschreibefehler entstand. Denn weil in Hahnens und Harenbergs Ausgabe Burnhusum anstatt Bunishusen stand, so klagte die Aebtissinn zu Gandersheim wider das academische Conviktorium auf die Zehnden des Dorfes Bornhusen. 4) Auszüge aus den Erscheinungen des Godeschalk, die er während H. Heinrichs des Löwen Belagerung von Siegeberg im Jahr 1190. hatte. Sie sind schon von Leibnizen seiner Sammlung der braunschweigischen Geschichtschreiber eingerückt worden, aber mit unrichtigen Lesarten, und mit Aus-

lassung einiger Stellen; welchen Mängeln der Autor aus einer Handschrift der helmstädtischen Bibliothek abhilft. 5) Lesarten, Verbesserungen und Zusätze des Zeitbuchs Albrechts von Stade. Reiner Reineccius hatte dieses Buch zuerst aus der ranzovischen Handschrift herausgegeben, und die beyden folgenden Ausgaben sind bloß von der reineccischen abgedruckt, der Verfasser aber hat sich die Mühe gegeben, aus einer noch nicht verglichenen Handschrift der helmstädtischen Bibliothek das verschiedene auszuzeichnen.

Man wird nun aus dieser kurzen Anzeige deutlich abnehmen, daß nicht allein der Name des Autors, als eines der itzigen vorzüglichen Geschichtschreibers, sondern auch die Wahl des Innhalts die neue Sammlung empfehlen. Sehr brauchbar und nützlich wird dieselbe durch die eingestreueten Anmerkungen, welche vornämlich in Lesarten und Worterklärungen bestehen. Eine unrichtige derselben auf der 1 S. a) können wir deswegen, weil sie auch in der Vorrede steht, nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie betrift die Insel Gothland, welche der Autor mit Anführung Spelmanns für eine dänische hält, da sie doch im bromsebroer Frieden im J. 1645. zu welcher Zeit Spelmann nicht mehr lebte, zu Schweden gehört. Uebrigens ist die Fortsetzung um desto mehr zu wünschen, da Sammlungen von gleicher Art itzt sehr selten zum Vorschein kommen.

D.

XXIV.

XXIV.

Kurze theologische Untersuchung des Hauptinhalts der vertrauten Briefe, besonders des 16 Briefes, über die wichtigsten Grundsätze des protestantischen geistlichen Rechts, welche zu Frankfurt am Mayn zum zweyten mal edirt worden. Schw. Hall, druckts und verlegts Joh. Christoph Messerer, privil. Buchdrucker 1763. 8. 312 Seiten.

Quantum coecae noctis habent — Obgleich in den vertrauten Briefen über die Grundsätze des protestantischen geistlichen Rechts nicht alles Götterspräche sind und der Herr V. hie und da freylich seine eigenen Begriffe hat, auch zuweilen seine besondere für uns zu mystische Sprache redet, so haben wir doch so viel vortrefliche Gedanken und reife Beurtheilung der behandelten Sachen darinn gefunden, daß wir wünschten, es möchten sie viele Pfarrer zu ihrem Handbuche machen und auch Superintendenten und Consistoria ein bedachtsames Auge darauf werfen. Wollte Gott! die hier angezeigten Mißbräuche würden abgestellt und die Verbesserungen bewerkstelliget, deren die protestantische Kirche in so mannichfaltiger Absicht fähig und bedürftig ist. Dem ohnerachtet haben diese vortreflichen Briefe, die durch eine reine deutsche Schreibart, welche ihnen mangelt, noch eine Vollkommenheit mehr erhalten hätten, an dem ungenannten Verf. dieser theologischen Untersuchungen einen wiewohl unerheblichen Gegner gefunden. Der Mann denkt so trivial, schreibt so erbärmlich

schlecht und macht ofte so kindische Schlüsse, daß man es ohne Jammer nicht lesen kann. Wir haben uns keinen geringen Zwang dabey anthun müssen und es ist uns über dem Lesen zuweilen der Gedanke eingefallen: Sollte der Verf. wohl zu den Leuten gehören, welche glauben, man greife die Religion selbst an, sobald man die Fehler und Laster des geistlichen Standes angreift? Kann er denn nicht sehen und lesen, wie in diesen Briefen der treue Hirte von dem Miethling wohl unterschieden, jener verehrt, und nur dieser mit Recht getadelt wird? Ein andermal kam es uns vor, als ob sein Gegner, der doch nicht mehr und nicht weniger von den Geistlichen hält, als er halten soll, ihm und seinen Amtsbrüdern nicht Ehre genug angethan hätte. Dem sey aber wie ihm wolle, sein Tadel ist gröstentheils eben so unbillig als ungegründet, und wir versichern, Herr v. Moser und sein Freund haben auch als Juristen mehr Einsicht in theologische Wahrheiten, als dieser Gottesgelehrte, ob er sich das gleich nicht vorstellen kann. Er hat die unartige Gewohnheit mancher irrenden Theologen, daß er einen üblen Verdacht auf des andern Lehrbegriff wirft und aus des Gegners Worten Auslegungen erzwingt, die gar nicht nothwendig daraus folgen. Der Verf. der Briefe sowohl als der Vorredner sollen durchaus Indifferentisten, Syncretisten, herrnhutisch gesinnt seyn und mit einer Religionsmengerey umgehen. Und warum? Weil sie etwa ein paar mal des Grafen v. Zinzendorf vortheilhaft gedenken und eine einzelne Kirchenordnung der mährischen Brüdergemeine loben, die wirklich

löblich

löblich ist. Das kommt uns eben so vor, als wenn man den Herrn D. Teller darum gerade zu zum Socinianer macht, weil er in seinem Lehrbuche diesen und jenen einzelnen Begrif aus dem Lehrgebäude des Socins gebilliget hat. Mein Gott! ist denn ausser unserer evangelischlutherischen Kirche kein Schatten von Wahrheit zu finden? Und darf man ohne Irrthum nicht einen fußbreit aus dem Gleise der sogenannten Orthodoxie heraus treten? Der Himmel bewahre uns vor dem, was bey der herrnhutischen Gemeine fanatisch ist und bey ihren Vorstehern den Jesuitischen Kunstgriffen ähnlich sieht. Aber es giebt doch auch rechtschaffene unter ihnen und warum sollen wir bey ihren Anstalten das nicht gut heißen, was wirklich gut ist? Man muß ja nicht mit dem Irrthum die Wahrheit zugleich wegwerfen. In vielen Stellen schreibt der Verf. auch so dunkel und unverständlich, daß wir gar nicht wissen, was er haben will. Wäre an seinen verworrenen Untersuchungen, worinn er so viel überflüßiges sagt, was sein Gegner gar nicht leugnen wird, etwas gelegen, so würden wir ihn bitten, uns erst einen Schlüssel dazu zu geben. Wir bedauren, daß er sich lächerlich damit gemacht hat, und sehen aus der ganzen Schrift, er hat mit Leidenschaften geschrieben, welche ihm den Verstand verblendet und die gesunde Beurtheilungskraft geraubt haben.

C.

XXV.

Diversités historiques traduites du Grec d'Elien, et enrichies de Remarques par Mr. Formey. Berlin chez Fr. Nicolai. 1764. 8. 374 S.

Herr Formey macht in der Vorrede die Bemerkung, es sey zu bewundern, daß von Aelians vermischten Geschichten noch keine Uebersetzung vorhanden sey, da doch kein Schriftsteller leichter zu übersetzen noch angenehmer und unterhaltender zu lesen seyn könne. Noch mehr muß man sich wundern, daß man dieß in einem Zeitalter und unter einer Nation zu thun verabsäumet hat, wo sich amusiren die Hauptbedürfniß ist, und wo man, um diese zu befriedigen, so oft Feinde und Freunde, Alte und Neue bald plündert bald zinnsbar macht. Es ist nicht zu läugnen, daß sowohl solche Leser, welche bloß die müßige Zeit auszufüllen oder einer unruhigen Einbildungskraft neue und abwechselnde Bilder zu verschaffen bemühet sind, als philosophische und mit Nachdenken sich unterrichtende Leser, in einer Sammlung Stoff und Nahrung finden müssen, welche im Geschmack unserer Ana geschrieben ist, und bey der großen Verschiedenheit der Materien Abwechslung und Kürze nicht leicht ermüden kann. Noch kömmt dieß hinzu, daß dieser Schriftsteller in den Schulen nicht unbekannt ist, und unter den Griechischgelehrten wegen einer feinen und ungekünstelten Schreibart in Ansehen stehet. Herr Formey scheint ihm so gar ein großes Verdienst als Geschichtschreiber zu geben; allein mit diesem, gestehen wir es gern, dürften wir

etwas

etwas weniger verschwenderisch seyn. Aelian war ein Mann von Belesenheit, vielen Känntnissen und gesundem Verstande; da er in seinem Studierzimmer mehr Annehmlichkeiten als in der großen Welt und am Hofe fand, so wande er seine Muse zum Lesen an, zeichnete sich dasjenige, was er, seiner Meynung oder Empfindung nach, Merkwürdiges lase und hörte, auf; und machte aus seinen Excerpten eine Sammlung, die wir noch haben, und die hauptsächlich deswegen schätzbar wird, weil sie viele Auszüge aus nachher verlohren gegangenen Schriftstellern und verschiedene Nachrichten und Umstände enthält, die andre Schriftsteller zu erläutern dienen können. Allein seine Schreibart ist nicht in allem Sinn ein Muster; es ist wahr, sie ist meist rein, nachläßig und ungekünstelt, wie ein jeder Mensch von Geschmack excerpiren und compiliren wird; allein er hat nicht allezeit den besten Ton zu erzählen; er ist oft langweilig und gedehnt; vielmals zu wenig correct und ausgeputzt für eine Schrift, welche aufhören sollte, eine Privatcompilation zu seyn. Er ist ferner gar ungleich; nachdem er einen Schriftsteller vor sich, oder Lust zum Ausschreiben hat, setzt er bald Erzählungen und Anecdoten mitten aus dem Zusammenhang heraus gerissen, oder in eine unvollständige Kürze gezogen hin, bald schaltet er ganze Romane, wie von der Aspasia, nach ihrer ganzen Länge, im geschmücktesten, blühendsten Stil, ganze fast poetische Beschreibungen ein. Wir wollen nicht gedenken, wie die vernachläßigte Anführung der Schriftsteller, Zeiten und Umstände seine Nachrichten um die Hälfte weniger brauch-

brauchbar macht, noch uns über seine Wahl heraus lassen, da er so viel unbedeutende, oft kindische und einfältige Dinge erzählt, oder wie lehrreich und nützlich seine Erzählungen unter den Händen eines Plutarchs oder eines andern philosophischen und scharfsinnigen Geistes würden geworden seyn. Indessen bleibt es ein unterhaltendes Buch und verdiente eine so leichte, fließende und im familiären Stil des Herrn Formey abgefaßte Uebersetzung. Da es nicht nur selbst sehr leicht zu verstehen, sondern auch mit so weitläuftigen Erklärungen eines Kuhns, Scheffers und Petzons versehen ist, so war es nicht leicht möglich in Unrichtigkeiten zu fallen, als wo die Anmerkungen etwan abgehen oder unrichtig, wenigstens undeutlich sind. Zum Exempel im 3 B. 1 Kap. S. 70. Il s'y trouve aussi beaucoup d'Ifs, qui croissent sur la Montagne, (vielmehr, läuft an dem Hügel hinauf) et couvrent le rocher de leur ombre. *Pour le lierre on ne le demêle pas;* le coup d'oeil offre seulement une verdure etc. καὶ ἑκάστη μεν ὑπαλαυθάνει ist nicht auf den Epheu, sondern den Felsen zu ziehen, der unter den Tarbäumen versteckt ist. Eben daselbst S. 71. wo von der mit angenehmen Gerüchen erfüllten Luft die Rede ist, sollten die καθαιζόμενα wohl nicht so wohl vom verbrannten Opferfleisch als vom Weihrauch zu verstehen seyn; und eben daselbst S. 72. Ces peuples conduisent tous des enfans (vielleicht ces enfans) — aux quels ils rendent les mêmes honneurs, que le font ceux d'entre les Hyperboréens, qui offerent un pareil culte au même Dieu. Bloß die lateinische Uebersetzung hat diese

Ver-

Verwechslung veranlassen können. Aelian sagt: — eben so als die Völker, durch welche die Hyperboräer reisen, diese zu begleiten pflegen. Was wäre es auch sonst für eine Vergleichung? Die ἀγχιστῖνος ἦθος in der Lais im 12 B. 5 Kap. ist vielleicht nicht so wohl la rudesse, als die Unbarmherzigkeit, und Unmenschlichkeit, mit der sie ihre Liebhaber ruinirte; wie an einer andern Stelle selbst im 14 B. 35 K. zur Gnüge erklärt wird. Wo streitige oder unsichre Lesarten sind, hält der Herr Uebersetzer nicht für rathsam sich in eine Beurtheilung einzulassen, und zuweilen redet er auch da von einer lection ambigue, wo eine bloß ungewöhnlichere aber gute Art sich auszudrücken vorkömmt, als 2 B. 2 K. 5 K. 11 B. 4 Kap.

Die vom Uebersetzer beygefügten Anmerkungen, erklären zuweilen einige historische Umstände; meist sind es beyläufige moralische Gedanken, welche demselben vielleicht nicht alle viel mögen gekostet haben, wie sich durch einen großen Auszug zeigen ließ. Allein für gewisse Leser haben auch gemeine und triviale Bemerkungen, ingleichen fußliche, witzige Züge aus dem gemeinen Leben ihren Werth und ihre Anmuth; und wir sollten wir vielleicht ekel seyn, daß wir uns von einem Schriftsteller, zumal einem so beschäftigten und fruchtbaren, als Herr Formey für das Publicum ist, nicht auch etwas nicht ganz Unbekanntes sollten zuweilen vorsagen lassen.

L.

XXVI.

XXVI.

Virgilii evangelisantis Christiados libri XIII. in quibus omnia, quae de Domino nostro Iesu Christo in utroque Testamento vel dicta vel praedicta sunt, altisona divina maronis tuba suaviſſime decantantur, inflante *Alexandro Roſaeo* Aberdonenſe, Editio nova, ad Londinenſem recognita, atque hac ipſa caſtigatior atque correctior. Berolini impenſis Scholae Realis, 1764. 8. Bogen.

Die abentheuerliche Aufſchrift giebt vielleicht vom Werke ſelbſt eben keinen hohen Begriff. Indeſſen hat man vermuthlich jungen Leuten ein poetiſches Wörterbuch in die Hände zu geben geſucht, woraus ſie die den lateiniſchen Dichtern eigne Ausdrücke, Worte und Wortfügungen ſich deſto leichter geläufig machen können, weil ihnen die Sachen bekannt ſind, ob gleich nicht zu läugnen iſt, daß vieles ſo allegoriſch und ſo gezwungen ausgedruckt iſt, daß man ſich im Rathen dabey üben kann; doch in ſo fer neläßt ſich wider eine neue Auflage dieſes Werkes nichts einwenden; denn es iſt wohl nicht zu glauben, daß man damit nichts geringers als ein Heldengedichte, ein Werk des Genies und des Geſchmacks, woraus junge Leute ſich bilden ſollen, zu liefern geglaubt habe. Ein Gedicht kann man es eigentlich nicht nennen. In der Zeit, da an die Stelle der poetiſchen Erfindung und Begeiſterung ein mühſamer Fleiß in Auskünſtelung des Mechaniſchen des Verſes getreten war, kam man auch auf den Einfall,

Einfall, statt Gedichte, Centonen zu machen; so wie man ehemals ein aus Liederversen und Bibelsprüchen zusammen gekettetes Geschwätz eine Homilie zu nennen beliebte. Wenn jemand auf gleiche Weise aus der Meßiade eine Abramide oder Noachide machte, würden wir es herzlich lächerlich finden; gleichwohl bewundern viele eben dies in der gegenwärtigen Christiade. Man denkt vielleicht stillschweigend an seine Schuljahre zurück, wie schwer es uns damals wurde, nur einige Verse aus dem Virgil zu behalten; was für ein göttliches Genie (denn oft nennt man dies an der Stelle des Gedächtnisses) muß derjenige haben, welcher den ganzen Virgil von Vers zu Vers inne hat. In der sehr rüstigen Vorrede dieser neuen Ausgabe, worinnen mit dem Rosse allem, was wir von Dichtern und Dichtkunst in unsern Zeiten gesehen haben, Trotz geboten wird, äußert der Herr Herausgeber, daß er in seiner Arbeit sehr kritisch verfahren, nicht nur vier Ausgaben, wovon doch drey bloße Nachdrucke sind; und die erste Ausgabe war ihm nicht bey der Hand; verglichen, sondern auch hin und her verändert und verbessert habe; und zwar sey er hierinnen so weit gegangen, daß er zuweilen ganze Verse geändert, andre Beywörter und Redensarten aus dem Virgil eingeschaltet habe. Dies ist in der That eine ziemlich kritische Freyheit, und es möchten sich nicht eben alle Dichter einen solchen Herausgeber wünschen. Aber vielleicht sind die

die Verbesserungen von der bentleyischen Art, wo man gestehen muß, wenn der Dichter nicht so geredet hat, so habe er wenigstens doch so reden sollen. Wir haben nicht Muse genug, um diese Stellen mit Vergleichung andrer Ausgaben aufzusuchen, wir sind auch hier zu sehr eingeschränkt. Vermuthlich gehört dahin S. 47. im 2. B. 654. Dum lacerum funus *privatur* sanguine. Hier wird angeführt die Rotterd. lese vorabat, und die Leipz. vorat omni sanguine; beydes ist offenbar ein Druckfehler: statt rorabat, wie in der Aeneide 8, 645. ausdrücklich auch gelesen wird; und welches unstreitig in den Text hätte gesetzet werden sollen. Eine Menge Stellen, wo der Vers im Virgil anders lautet, laufen auf eine verschiedene, aber schlechtere Lesart hinaus, welche Rosse in seinem Exemplar vom Virgil gehabt hat. Die Erklärungsnoten, von denen vermuthlich ein Theil vom Rosse selbst ist, werden schwerlich dienen, richtige Begriffe von der Mythologie jemanden beyzubringen.

L.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Abhandlung von den Ursachen des überhandnehmenden Unglaubens und den dagegen dienenden Mitteln 3 Theil, Gotha bey Christian Mevius, 1764. 8. 188 Seiten.

Gründlich und gut. Der gegenwärtige Theil beantwortet die Haupteinwürfe der Deisten, welche sie gegen die geoffenbarte Religion zu machen pflegen, so bündig, daß man hier in einer angenehmen Kürze alles gesammelt findet, was man ihren Vorurtheilen nur starkes und überzeugendes entgegen setzen kann. Reine Begriffe vom Christenthum in einer schönen Harmonie mit der wahren Weltweisheit zeichnen dis wohlgeschriebene Buch vor manchen andern polemischen Schriften merklich aus. Es verdient gelesen und fortgesetzt zu werden. Besonders haben uns die Anmerkungen des Herrn Verfassers über die chronologischen Schwierigkeiten und Dunkelheiten der heil. Schrift in manchen Stellen, woraus man zum Vortheil der Deisterey so viel Wesens macht, und dann die zuletzt angestellte Vergleichung der natürlichen Religion, wie sie ohne das Licht der Offenbarung seyn könnte, und auch wirklich bey den heidnischen Völkern, so gar bey ihren Welt-

weisen gefunden wird, mit den christlichen und denen moralischen Wirkungen auf die menschlichen Gemüther und Sitten, überaus wohlgefallen.

Entwürfe zu heiligen Betrachtungen, welche in der gegenwärtigen Fastenzeit über die Leidensgeschichte des Erlösers unter göttlichem Beystand sollen vorgestellet werden. Hannover, bey Joh. Christoph Richter. 1764. 8. 6 Bogen.

Diese Entwürfe, an der Zahl 23, zeugen von der männlichen und geistreichen Kanzelberedtsamkeit des Herrn Verfassers, der das Wahre und Practische von dem Falschen nd Speculativischen zu unterscheiden weiß, welches von manchen, welche über die Paßionsgeschichte predigen oder schreiben, zur Verdunkelung der hellen Wahrheit in selbige hinein getragen wird. Die Betrachtungen sind nach der Folge, wie sie Johannes erzählt, geordnet und bey einem richtigen und starken Ausdruck ungemein erbaulich. Der Herr Verfasser bemüht sich, so wohl die göttliche Tugend des Erlösers, als die Schwachheiten seiner Jünger samt den Bosheiten und Lastern seiner Feinde in ihrer rechten Lage, und von der Seite zu zeigen, wo sie gewiß rühren, und in den Glauben und die moralische Besserung der Christen den stärksten Einfluß haben; eine Bemühung, der wir auf der Kanzel viele Nachahmer wünschten. Er erklärt es, wie billig, S. 6, für einen Irrthum,

wenn

wenn man die Erlösung Jesu Christi so vorstellt, daß dadurch ein heftiger Zorn in Gott nach menschlicher Weise besänftiget werde; oder glaubt, daß man nun Freiheit habe nach den Lüsten des Herzens zu wandeln, und doch noch allezeit durch die Erlösung Jesu Christi Gnade und Barmherzigkeit finden könne. Die letzten Stunden des Erlösers, sagt er S. 85, waren das Schrecken der leblosen Schöpfung, die Versöhnung der Welt, die höchste Anweisung der Tugend und das beste Vorbild des Todes. Wenn er die göttlichen Absichten bey diesen und jenen Umständen der Leidensgeschichte Jesu zu bestimmen waget, so thut er es mit Bescheidenheit und Demuth. Z. B. S. 63. Seine Anwendungen sind zum Theil neu, oder wenn es die gewöhnlichen sind, doch richtig und natürlich angebracht. Nur dann und wann scheinen sie etwas unnatürlich herbey gezogen zu seyn. Z. E. S. 47 und 48 bey dem, was er da von den nöthigen und heilsamen Vorbereitungen auf unser Ende sagt, da in dem Vortrage selbst von der Geißelung und Verspottung Jesu die Rede war. Aber die achtzehnte Betrachtung dünkt uns vom Anfange bis zu Ende gezwungen und mehrentheils auf ein Wortspiel hinaus zu laufen. Und wie er S. 72 sagen könne, daß es eines der größten äußerlichen Leiden sey, was JEsus bey Theilung seiner Kleider ausgestanden, verstehen wir gar nicht. Dieser Gedanke ist wohl nicht der heiligen Schrift gemäß. Nachdem der Erlöser entkleidet worden, so war ja der Actus der Kleidertheilung völlig außer

ihm. Wie konnte er denn etwas dadurch versöhnen? Kommt nicht das einzige Merkwürdige dabey bloß darauf an, daß auch dieser kleine Umstand so eingetroffen, wie ihn der Prophet Ps. 22. geweißaget? Doch das sind Kleinigkeiten in Ansehung des vielen Schönen und Erbaulichen, das diese wenige Bogen enthalten.

Erbauliche Betrachtungen im Beichtstuhle oder Absolutionsformeln aus den Schriften geistreicher Gottesgelehrten, nebst D. Heinrich Askanius Engelkens Vertheidigung des Beicht- und Opferpfenniges. Siebenter Theil. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius. 1764. 1 Alphab.

Uns wundert, daß von diesen Betrachtungen schon der siebende Theil erscheint, da einen von der gegenwärtigen Art drucken zu lassen schon überflüßig war, und wir begreifen nicht, wie man den schlechtesten und niedrigsten Vortrag erbaulich und geistreich nennen könne. Hier sind doch auf keiner einzigen Seite die großen und trostvollen Wahrheiten des Evangelii mit der Würde und Anständigkeit, die ihnen gebührt, vorgetragen, ja es ist, als wenn diese Beichtväter eine Gewohnheit darinn erlangt hätten, ihren zusammengerafften Gedanken ein abgeschmacktes und verächtliches Kleid umzuhängen. Ein Spötter wird darüber lachen, und ein aufgeklärter Christ muß sich daran ärgern — Der oberste Beichtvater,

ter, wie er den Erlöser nennet, mein Goldsohn, Sündengicht, stark operirendes Sündengift, das Hündchen unter der linken Brust, eine ganz neue Benennung des Gewissens, calvinischer Kohl, und dergleichen alberne und pöbelhafte Ausdrücke finden sich in jeder Zeile — Ist es möglich, den Beichtstuhl, wo man erbauen will, durch solch unanständiges Geschwätz zu entheiligen, und da von den Thaten des Heilandes samt den Wahrheiten unsers Glaubens an ihn, so zu reden, als S. 21:26 geredet wird? Was muß ein vernünftiger Deist dazu denken, wenn er einmal solch eine Schrift vielleicht in guter Absicht lesen will? Es wäre sehr gut, wenn dergleichen elende geistliche Vorträge ewig ungedruckt blieben. Muß denn ein jeder Gottesgelehrter und Prediger schlechterdings schreiben? und kann das nicht solchen Männern überlassen werden, die in der That geistreich sind, und wahrhafte Gaben dazu von Gott empfangen haben? — Die Vertheidigung des Beicht- und Opferpfenniges, welche statt der Vorrede dient, ist die alte und gewöhnliche.

Die heilige Schrift des Alten und neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener engländischer Schriftsteller zusammengetragen und in der holländischen Sprache an das Licht gestellet, nunmehr aber in dieser deutschen Uebersetzung aufs neue durchgesehen, und mit vielen Anmerkun-

gen und einem Vorberichte begleitet worden von Jacob Brucker, Paſtor der evangeliſchen Pfarrkirche zu St. Ulrich und des evangeliſchen Miniſterii Senior, in Augſpurg. Der ſechzehnte Theil, welcher des Neuen Teſtaments fünfter Band iſt, und die übrigen Pauliniſchen Briefe, bis an die Epiſtel an die Hebräer begreift. Leipzig, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn. 1764. gr. 4. 5 Alphabeth 19 Bogen.

Der große Werth ſamt der Einrichtung dieſes weitläuftigen Bibelwerks iſt unter den Gelehrten ſchon zu bekannt und ſein Ruhm zu ausgebreitet, als daß es unſerer Beurtheilung im geringſten nöthig hätte. Wir begnügen uns bloß anzuzeigen, daß in dieſem Bande die Erklärungen der Pauliniſchen Briefe an die Philipper, an die Coloſſer, des erſten und zweyten an die Theſſalonicher, des erſten und zweyten an den Timotheus, des Briefes an den Titus und den Philemon enthalten ſind. In dem folgenden ſiebenzehnten Theil haben wir den Brief an die Hebräer zu erwarten.

Aufgeſammelte Denkmale der Barmherzigkeit, ſo wohl in der gnädigen Führung des ſeligen Paſtoris Johann Gangolf Wilhelm Forſtmanns, als auch anderer ſelig entſchlafener Perſonen durch die Welt und aus derſelben, mit denen Gedächtnißreden und Perſonalien; nebſt

nebst vier Bußpredigten, von der eigenen Arbeit des sel. Mannes, und einem Verzeichniß aller Forstmannischen Schriften. Dritter und letzter Theil; zum Druck befördert von Caspar Friedrich Forstmann, evangelisch lutherischen Prediger in Sohlingen. Flensburg, bey Joh. Christoph Korte, 1764. 8. 2 Alph.

Alles in dem Geschmack der Forstmannischen Schriften. Der Lebenslauf des sel. Mannes enthält manches merkwürdige, und macht kein Geheimniß daraus, daß er in seinen jüngern Jahren etwas unordentlich gelebt, hernach ein strenger Gesetzprediger, Separatist und Anhänger des Dippels gewesen, zuletzt aber ein rechtgläubiger Christ geworden sey. Es wird eingestanden, daß er redlich und ohne falsch, aber heftig in seinen Streitigkeiten gewesen, und nicht allezeit die nöthige Klugheit bewiesen habe. Der Herr Herausgeber bemüht sich in der Vorrede, die uns, bis auf dessen Meinung von der Untrüglichkeit der symbol. Bücher, welche wohl eine Einschränkung braucht, recht wohl gefallen hat, den Verdacht, daß sein Vater es mit den Herrnhutern gehalten, von ihm abzulehnen. Dem sey aber wie ihm wolle, so bleibt doch das wohl ausgemacht, daß der gute Mann darinne etwas gesucht habe, sich in der tändelnden und sonderbaren Sprache von den Erweckten, vom Lämmelein, von den Wundenmalen, Seitenhölen, dem ausgebluteten Herzen des Heilandes, der Blut- und Wundentheologie u. d. g. diesen Leuten

gleich zu stellen — Die Gedächtnißreden auf einige Entschlafene solten rührender seyn, und die angehängten Personalien interessiren gar nicht, wenigstens ist es ein großer Unterschied, wenn ein Forstmann oder wenn ein Jerusalem uns die letzten Stunden eines sterbenden Christen beschreibet. — Die vier Bußpredigten, so wie die vorangesetzte Leichenpredigt und Standrede auf den sel. Mann selbst, lassen wir in ihrem Werth bestehen.

Anleitung für angehende Catecheten und Schulhalter, der Jugend den Catechismus Lutheri nach dem Wortverstande gehörig bey zu bringen; darinne ihnen die Hauptstücke desselben, in einzelne Fragen zergliedert, mitgetheilt werden. Halle, in Verlag des Waisenhauses 1763 8. 111 Seiten, nebst 1 Bogen Vorrede.

Da diese Anleitung lediglich für Schulmeister und solche Catecheten, die ganz kleine und einfältige Kinder in den Grundlehren des Christenthums zu unterrichten haben, geschrieben ist, so mag sie auch für dergleichen Leute, welche großentheils selbst sehr unwissend sind, ganz brauchbar seyn. Sonst wäre zu wünschen, daß sich ein Mann von aufgeklärten Einsichten in die geoffenbarte Religion, einmal daran machte, und zum Unterricht unserer christlichen Jugend in Fragen und Antworten einen Catechismus abfaßte, worin die Glaubenswahrheiten und Sittenlehren der evangelischen Kirche deutlich, bündig und etwas vollständig

der

der heiligen Schrift und der reinen Vernunft gemäß, aus einander gesetzt wären. Es mangelt in denen niedrigern Schulanstalten wirklich noch an einem recht brauchbaren catechetischen Lehrbuche.

D. Johann Jacob Plitts theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes zweytes Stück. Frankfurt am Mayn, bey Joh. Gottfr. Garbe, 1764. 8. 12 Bogen.

Nachdem der Herr D. in einer vorläufigen kurzen Einleitung die beste Art einen Deisten zu widerlegen angezeigt, und sieben Regeln dazu vorgeschlagen hat, so theilt er die Einwürfe, welche die Deisten gegen die christl. Religion zu machen pflegen, in zwey Haupttheile. In dem ersten untersucht er ihre Einwendungen gegen die Glaubenslehren, und damit beschäfftigt er sich in diesem ganzen zweyten Stück des ersten Bandes. Er hat sie unter vierzehn Hauptstücke zusammen gebracht. Sie sind hinter einander deutlich und in wenigen Worten vorgetragen, und die Antworten mit gleicher Kürze hinzu gesetzt, so, daß man alles compendiarisch beysammen findet. Der andere Haupttheil, welcher die Einwürfe der Deisten gegen die Sittenlehre und Lebenspflichten der christl. Religion enthalten soll, wird in dem nächstfolgenden Stücke dieser nützlichen Untersuchungen geliefert werden. Am Ende des gegenwärtigen Stücks finden wir noch eine Nachricht von einer in Engeland herausgekommenen Antideistischen Bibel, nebst deren Beur-

theilung aus dem St. James Chronicle; or the British Evening-post. 1763. No. 403. Auch ist vorlängst in eben dem Verlage gedruckt.

D. Johann Jacob Plitts, Pastoralschreiben an seine liebe Gemeine, worinne er ihr bekannt macht, daß er in dem neuen Kirchenjahre, von dem ersten Adventsonntage 1763 bis dahin 1764 unter göttlichem Beystande über die Glaubenslehren der evangel. Religion predigen wolle. Frankf. am Mayn, bey Joh. Gottlieb Garbe, 1763. 8. 38 Seiten.

Es enthält gute Gedanken über 1 Tim. 4, 16. und rechtfertigt die Gründe, warum der Herr D. die Glaubenswahrheiten in ihrer Folge nach willkührlichen Texten anstatt der Evangelien vortragen werde. Ein sehr vernünftiger und heilsamer Gebrauch in Frankf. den man in der ganzen lutherischen Kirche, wo man beynahe abergläubisch Jahr aus Jahr ein auf die Zergliederung der Evangelien und Episteln hält, nachahmen solte.

Die Psalmen Davids, mit Beybehaltung derer üblichen französischen Melodeyen, übersetzt und von neuem verbessert herausgegeben von Daniel Wolleb, königl. Preuß. Hof- und ersten Prediger bey hiesiger evangel. reform. Kirche, Consistorialrath und Inspector, wie auch Ehren-

remmitglied der gelehrten deutschen Gesellschaft in Göttingen. Mit königl. Preuß. allergnädigstem Privilegio. Halberstadt, gedruckt und verlegt von Joh. Friedr. Delius, 1763. 8. 392 Seiten, nebst 1 Bogen Vorrede.

Nachdem die erste Ausgabe vom Jahr 1751 völlig vergriffen, so hat der sel. Herr C. R. W. diese zweyte mit einiger Verbesserung und hinzugefügten musikalischen Noten veranstaltet. Die Uebersetzung ist wohl freylich besser als die Lobwasserische, aber sie bleibt doch unendlich weit hinter dem Original zurück, und erreicht noch nicht einmal die Stärke und Schönheit der Cramerschen, wenn auch der Sinn des Textes, wie doch nicht durchgängig geschehen, getroffen wäre, so ist sie doch um des Reims und der Melodien willen durch eine Menge von Flickwörtern und eingeschalteten Gedanken in unzähligen Stellen so matt und schleppend geworden, als die Verse des Herrn P. Gottsched, auf dessen günstiges Urtheil von der ersten Ausgabe sich der sel. Mann in dem Vorbericht beruft. Indessen leugnen wir nicht, daß diese Uebersetzung deshalb doch, aus Mangel einer bessern, die den französischen Melodien accommodirt gewesen wäre, in einige reformirte Gemeinen habe können mit Nutzen eingeführt werden.

Sammlung der Predigten, welche im großen Münster zu Bern sind gehalten worden, von Friedrich Kirchberger, Diener des göttlichen

chen Worts, und öffentlichen Lehrer der lateinischen Sprache und schönen Wissenschaften in Bern; nachmals Pfarrer zu Ins. Erster Theil. Mit allergnädigst ertheiltem Privilegio. Bern, gedruckt bey Daniel Brunner und Albr. Haller 1764. med. 8. 21 Bogen.

Diese Predigten sind erst nach dem Tode des sel. Mannes aus seinen Handschriften zum Druck befördert worden, dessen sie so würdig waren. Sie machen der Asche des Verfassers Ehre, und werden das Herz eines jeden verständigen Lesers gewinnen. Ueber einzelne Worte und den Dialect seines Vaterlandes muß man hinweg sehen. Wir wünschen, daß nicht ein Theil, sondern noch mehrere nachfolgen mögen.

Neue Sammlung einiger Predigten von D. Gabriel Wilhelm Goetten, ersten Hofprediger, Consistorialrath und Generalsuperint. zu Hannover. Hannover, im Verlag sel. Nic. Försters und Sohns Erben Hofbuchhandlung, 1764. 8. 1 Alph. 5 Bogen, nebst 1 Bogen Zuschrift.

Seit dem man in Deutschland angefangen hat, bündiger und ordentlicher von der Kanzel zu reden, als unsre Väter im Gebrauch hatten, sind unzählige Predigten im Druck erschienen, daß man bald eine ganze Bibliothek von Kanzelreden wird sammeln können.

können. Wenn indessen nur immer davor gesorgt würde, daß man nicht blos gute und mittelmäßige Arbeiten, sondern Meisterstücke dem Druck überließe, so könnten ihrer nie zu viel werden. Der Herr D. G. dessen Talente bekannt sind, bedarf unsers Lobes nicht. Seine Predigten, welche besonders viel gründliche Moral enthalten, würden aber noch vorzüglicher seyn, wenn sie mehr Salbung hätten. Er hat sie des Königes und der Königinn von Grosbrittannien Majestäten zugeschrieben.

Ioh. Laur. a Mosheim elementa theologiae dogmaticae in academicis quondam praelectionibus proposita et demonstrata. Editio altera revisa, emendata et insigniter aucta a *Chr. Ern. a Windheim*, Prof. Erlang. ordin. Vol. primum, Prolegomena, theologiam anthropologiam continens. Vol. secundum, oeconomiam salutis continens. Cum privilegio Electorali Saxonico. Norimbergae, sumtibus Geo. Pet. Monath. 1764. 8. 2 Alphabet, 3 Bogen.

Diese zweyte Ausgabe unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß sie noch aus sechs Handschriften, welche verschiedene Gelehrte, die ehemals Schüler des sel. Herrn Kanzlers gewesen, ihm bey seinem mündlichen Vortrage zu verschiedenen Zeiten nachgeschrieben haben, verbessert und vermehrt, zur Bequemlichkeit der Studirenden, welche Collegia darüber hören,

in

in zwo Bänden abgedruckt und mit einem Regiſter verſehen worden. Wir dürfen uns nicht bey dem Lobe eines ſeiner Einrichtung und innern Güte nach bekannten Werks, das den größten Mann zum Verfaſſer hat, aufhalten. So ausnehmend wir indeſſen alle Mosheimiſchen Schriften verehren, und ſo ſehr wir dem Herrn v. W. auch für die Herausgabe dieſer Dogmatik mit andern Gottesgelehrten danken, ſo wird letzterer doch wohl nicht behaupten, daß es das allervollkommenſte und ein untrügliches Lehrbuch ſey. Es ſcheint uns faſt ſo, weil er auf einen gewiſſen L. der die erſte Ausgabe in des ſel. Krafts fortgeſetzten theol. Bibliothek recenſirt hat, an deſſen Einwendungen wir übrigens gar keinen Antheil nehmen, gewaltig böſe iſt, und ihn bey Gelegenheit noch davor zu züchtigen drohet.

Grundriß der Religion, nach den wichtigſten Angelegenheiten unſerer Zeit, zum Nutzen junger Leute, die mit der Modewelt zu ſchaffen haben: in Briefen an die Mademoiſelle R*, bey Gelegenheit ihrer Confirmation, von ihrem Onkel K*** geſchrieben. Mit Anmerkungen begleitet und mit vorgeſetztem Dankſagungsſchreiben an die königl. Grosbrittanniſche deutſche Geſellſchaft in Göttingen, wegen der Aufnahme unter ihre Ehrenmitglieder, herausgegeben von dem Verfaſſer Tela praeviſa minus nocent. Frankfurt am Mayn, in der Andräiſchen Buchhandlung, 1764. 8. 205 Seiten, nebſt 1 Bogen Zuſchrift.

Eine

Eine kleine aber wohlgerathene Schrift. Wir haben für den ungenannten Herrn Verfasser, der in diesen Briefen Religion und christl. Tugend mit der Weltweisheit, dem guten Geschmack und den schönen Wissenschaften in eine so angenehme Harmonie setzet, eine wahre Hochachtung gewonnen, und gestehen, daß wir von unsern neuern deutschen Schriften seit einiger Zeit keine gelesen, die uns so edel vergnügt hätte. Die Briefe selbst sind fließend, leicht, und hier und da aufgeweckt und munter geschrieben. Sie stellen die christl. Religion in ihrer Wahrheit und liebenswürdigen Schönheit aus dem rechten Gesichtspunkte vor. Auch die hinzugefügten Anmerkungen enthalten viel gelehrte und scharfsinnige Urtheile, imgl. Vorschläge für die Gottesgelehrten zur Verbesserung und mehrerer Aufklärung mancher noch nicht genug erläuterten Lehrsätze unsers Systems. Ja der Herr V. macht selbst zu einigen gelehrten Abhandlungen über diese und jene Punkte Hofnung, von denen wir viel schönes erwarten. Er verspricht unter andern seine Gedanken über das bekannte und streitige Zeugniß des jüdischen Geschichtschreibers Josephus von Jesu und seinen Jüngern, über das innere Gefühl der Religion, über die Zeugnisse und Gnadenwirkungen des heiligen Geistes auf unser Gemüth u. d. gl. bekannt zu machen. Eitel Felder, die noch mehr bearbeitet werden müssen. Den besondern Inhalt eines jeden Briefes wollen wir mit Fleiß nicht anzeigen, um so wohl das Alter als die Jugend auf deren eigene Lesung begierig zu machen. Wir stehen davor, daß sie kein einziger Leser ohne reellen Nutzen und wahres

Ver-

Vergnügen aus der Hand legen wird — Nach der Unpartheylichkeit sey uns aber auch ein kleiner Tadel erlaubt, der vielleicht bey einer künftigen neuen Auflage zur größern Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen etwas beytragen könnte. Wir finden unterschiedene Sprachfehler in dem Deutschen. Mancher Ausdruck sollte feiner seyn, und der Witz, der hie und da gegen die Religionsspötter angebracht ist, könnte mehr polirt, auch ein Paar Stellen, wo dem Herrn K. kleine Schimpfreden entfallen sind, müßten völlig umgeändert werden. Schöpsköpfe u. d. gl. fällt einem delicaten Leser zu hart auf. Und denn wundert uns, daß sich ein so vernünftiger und Einsichtsvoller Mann, als der Herr K. S. 79 über den Verfasser des Christen in der Einsamkeit so hart und bitter heraus läßt. Sollte er nicht mit Vorurtheilen wider diesen Mann eingenommen seyn, und ihm unrecht thun? Wir lassen uns hier in dessen besondere Meinungen nicht ein, aber darin dürfen wir ihn doch vertheidigen, daß er weder elend noch schwülstig schreibe. Herr K. sagt selbst S. 71 zu seiner liebenswürdigsten Nichte: »Wenn sie auch von »der Religion als von einer Romanenerdichtung dächte, so würde ihn das weder befremden noch böse machen, denn durch Böseswerden überwände man keine »Freydenker.« Und bald darauf schreibt er doch von jenem Verfasser, als ob er wirklich sehr böse auf ihn wäre. So leicht überraschen die menschlichen Leidenschaften auch den redlichsten und besten Mann. Herr K. kann gewiß glauben, daß manche Gottesgelehrten, besonders aus einer gewissen Schule, mit manchen

chen Stellen in diesen Briefen nicht recht zufrieden seyn werden. Würde er sich aber nicht für unrechtmäßig beleidigt halten, wenn diese ihn deshalb so anschwärzen wollten, als er auf jenen Schriftsteller, an dem viele zum Helden werden wollen, einen schwarzen Flecken wirft? Wir hätten unserm Urtheil über ihn wenigstens eine glimpflichere Wendung gegeben — Dürfen wir auch wohl noch die Kleinigkeit anmerken, daß der weitschweifige Titel hätte können mehr in die Enge gezogen werden?

Homiletische Vorrathskammer, oder fortgesetzte Sammlung von Predigten und andern Reden aus berühmten und geschickten Federn heutiger Gottesgelehrten. Drey und dreyssigster Theil. Langensalza, in Joh. Christian Martini Verlage, 1764. 8. 10 Bogen.

Diese Arbeiten waren des Drucks und derer vielleicht anderweitigen Verdienste dieser Männer nicht werth.

Martin Gockisch, Past. Sommerf. expedite Prediger, das ist, ausführliche Dispositiones über die allerherrlichsten Sprüche der heiligen Schrift, auf alle Casualfälle, welche ordentlich, deutlich, erbaulich, gründlich und überzeugend abgefaßt und zur Ehre Gottes fortgesetzt von Fürchtegott Thurecht Weber,

Pastor zu Benzig in der Oberlausitz 25 Theil. Freystadt und Sorau, bey Gottlieb Hebold, 1764. 8. 284 Seiten. Imgleichen

M. Johann Friedrich Klugens, ordentlichen Beysitzers der philosoph. Facultät zu Wittenberg, nunmehrigen Klosterpredigers zu Weissenfels vollständige Dispositiones über alle Sonn- und Festtagsevangelien, das ganze Jahr hindurch. Anderer Theil. Langensalza, 1764. in Joh. Christian Martini Verlage, 8. 1 Alph. 9½ Bogen, nebst 1 Bogen Zuschrift und Vorrede.

Was soll man doch elenden Schriftstellern sagen, wenn sie sich mit der Ehre Gottes, die sie zu befördern suchten, decken? Man muß die gute Absicht loben, aber das schlechte Mittel und ihre falschen Begriffe tadeln. Eine Predigt verliert schlechterdings Gründlichkeit, Erbauung und Nutzen, wenn die darinn gehäuften Sachen unter einander geworfen sind, und kein zusammenhängendes Ganze ausmachen. Und doch setzen diese Männer, welche zum Theil Hebräisch und Syrisch, aber von den ersten homiletischen Regeln desto weniger verstehen, ihre selbst gerühmte Kunst zu predigen darinn, daß sie den Text bis auf den geringsten Buchstaben analysiren und denn dem Witz, der Einbildungskraft und dem Gedächtniß freyen Lauf lassen, alle die Ideen herbey zu ziehen, die einem Menschen nur dabey einfallen können. Daher geschieht es denn, daß sie Bilder, Figuren, Gleichnisse, Sprüche aus dem Gesangbuche

und

und der Bibel, auch Wörter aus fremden Sprachen, damit doch der Vortrag etwas gelehrt heraus komme, zusammen raffen, imgleichen bey Gelegenheit etwas aus der Ketzergeschichte anbringen. Denn das fällt doch sehr ins Gehör und erweckt die Aufmerksamkeit, wenn man dem gemeinen Mann so etwas von den Gnostikern, Manichäern, Calvinisten u. s. w. auf der Kanzel vorsagt. Man urtheile, was daraus für ein seltsamer Contrast entstehe und wie das alles gegen einander abstechen müsse. Für unwissende und unfleißige Pfarrer, die ihre Predigten auf der Flucht expediren, sind diese Dispositionen im Fall der Noth eine gute Zuflucht, aber für keinen Mann von Einsichten und Geschmack brauchbar. Wenn man doch bedenken wollte, daß die Ehre Gottes durch kein seichtes Geschwätz auf der Kanzel befördert wird. Bey der Zuschrift des Herrn M. K. an die Fr. v. N. worin er mit kriechenden und unerträglichen Schmeicheleyen unterthänig um Vergebung bittet, daß er den hochadelichen Namen der Fr. Hofräthinn Hochwohlgebohrnen Gnaden seinem Werk vorangesetzt habe, dachten wir: wenn werden doch die Deutschen, auch Leute, die noch mehr Geschmack haben, als Herr K. an Personen und von Personen eines gewissen Ranges mit Anstand schreiben lernen?

Johann Christian Pragers, Diaconi an der Stadtkirche zu Heldburg und der deutschen Gesellschaft zu Altdorf Ehrenmitglieds, Betrach-

trachtungen über die herrschende Mode andern zu gefallen zu sündigen. Coburg, verlegts Joh. Carl Findeisen, 1764. 8. 124 S.

Für was für Leser mag Herr P. diese Betrachtungen, welche nichts enthalten, was nicht schon unzählige mal und in allen moralischen Wochenschriften wäre geschrieben worden, aufgesetzt haben? Für Gelehrte sind sie überflüßig und Ungelehrte werden schwerlich mehr als etliche Seiten davon lesen können. Der Titel verspricht ein wohl abgehandeltes Stück aus der christlichen Sittenlehre, und bey der Fruchtbarkeit des Inhalts dieser Betrachtungen hätten sie auch überaus schön und nüzlich werden können, wenn die gut gewählte Materie von einer geschicktern Feder wären bearbeitet worden und Herr P. bey seinem rechtschaffenen Herzen, welches wir ihm zutrauen, die Welt mehr gekennt und die Kunst gut zu schreiben besser verstanden hätte. Was für wohl ausgemahlte Züge des menschlichen Herzens, was für verschiedene Charaktere aus der biblischen und weltlichen Geschichte oder aus dem Privatleben hätten sich hier zur Erläuterung der Hauptsache anbringen lassen. Alsdenn wäre die Abhandlung praktisch geworden. Aber damit muß er gar nicht haben umzugehen gewußt, ob er sich sonst wohl auf tägliche Erfahrungen beruft und höchstens ein oder anderes ganz bekanntes Exempel auf gerathe wohl wo hinwirft. Sein Plan war, nach einem kurzen Eingange von der nöthigen Selbsterkänntniß des Menschen, über die Sünden aus Gefälligkeit gegen andere,

dere, über deren verschiedene Arten, Quellen, Bewegungsgründe, Absichten und die dagegen dienende Hülfsmittel bloß zu dogmatisiren, und den hat er auch treulich, aber in einer so dürftigen Schreibart ausgeführt, daß weder Geist noch Leben in der ganzen Abhandlung ist. Uns wundert nur, daß ein Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft zu Altdorf so arm in der deutschen Sprache, so fehlerhaft in den Wortfügungen seyn und sogar gegen die Grammatik häufig verstoßen könne. Die Orthographie ist desto neuer und affektirter.

Brem- und Verdische Bemühungen, die Bekenner Jesu auf ihren allerheiligsten Glauben, Gott zur Ehre durch schriftmäßige Predigten zu erbauen. Zum Druck befördert von Johann Heinrich Pratje. Erster, zweyter, dritter Versuch. Hamburg bey Johann Christian Brandt, 1763. und 1764. 8. jeder Versuch 1 Alph. 11 oder 12 Bogen.

Der Herr Gen. Sup. P. macht durch dieses Werk nicht eigene, sondern fremde Arbeiten hannöverischer Prediger bekannt. Nur ein paar Reden sind von ihm selbst. Wir haben keine darunter gefunden, die nicht mit aller der Ordnung und Gründlichkeit ausgearbeitet wäre, welche die Kanzel erfordert. Doch dünken uns manche mehr gelehrte Abhandlungen als Predigten zu seyn, wenigstens verlangen sie aufmerksamere und im Denken geübtere

Zuhörer, als die meisten Leute in der Kirche zu seyn pflegen. Wenn indessen in den hannöverischen Herzogthümern viel Geistliche so gründlich predigen und ihre Gemeinden dem größten Theil nach diese Predigten verstehen und im Zusammenhange fassen, so gereicht solches beyden zum großen Lobe. Die Rede des Herrn Lappenberg im 2ten Versuch, von dem Meineyde und dessen Strafen, ist ein vortreffliches Stück, in dem rechten Kanzelstyl abgefaßt und voller geistreichen Beredsamkeit eines patriotischen Predigers.

Sammlung einiger Predigten, von Justus Christoph Kraft, Prediger bey der Ober-Neustadter deutschen Gemeinde zu Cassel, begleitet mit einer Vorrede über die Versuchung Christi. Marburg, bey Müllers Erben und Waldige, 1764. 8. 328 Seiten, und 3½ Bogen Vorrede.

Der Herr P. K. redet gewiß sehr gut. Sein Vortrag nimmt ein und ist immer interessant. Er mag von natürlichen oder geoffenbarten Wahrheiten reden, so weiß er den wahren Weltweisen und den erbaulichen Gottesgelehrten glücklich zu vereinigen. — Die Vorrede über die Versuchung Christi hat den Herrn P. Ungewitter, seinen Freund, zum Verfasser, und läßt sich ungemein gut lesen. Aber so wohl sie uns auch gefallen hat und so fortreissend sie geschrieben ist, so hat er uns doch nicht durchgängig für

seine

seine Einkleidung der Sache eingenommen. Seine Meynung von der Art, wie der Versucher Jesum auf die Zinne des Tempels geführt — er will behaupten durch die Luft, — ist so seltsam als möglich. Was nöthigt uns denn etwas so wunderbares, wir möchten fast sagen, poßierliches anzunehmen? und womit kann es nur wahrscheinlich gemacht werden? Herr U. wird doch wohl dem Satan keine unwiderstehliche Gewalt und Kraft über den Erlöser zuschreiben. Oder soll der Teufel so mächtig als Gott seyn? Wenn die benannten Versuchungen der Zeit nach nicht unmittelbar auf einander gefolgt sind, wozu soll denn die wunderbare Entführung? Sind wir es denn nicht gewohnt, daß die heiligen Geschichtschreiber Begebenheiten hinter einander erzählen, zwischen denen eine längere oder kürzere Zeitfolge verstrichen ist? Lucas sagt ja ausdrücklich, Jesus wäre vierzig Tage lang vom Teufel versucht worden, er ordnet auch die Folge der Versuchungen anders als Matthäus, wozu braucht denn nun das alles in einer Stunde und Minute geschehen zu seyn? — Das übrige, was Herr U. sagt, hat die größte Wahrscheinlichkeit.

Pastoralschreiben an die Gemeinen Gottes in Hamburg 1764. 8. 80 Seiten.

Es ist im Namen des Seniors, der Pastoren und sämmtlichen Prediger des hamburgischen Ministeriums ausgefertiget, um die christlichen Gemeinen

wider die steigende Verachtung des göttlichen Worts und den überhand nehmenden Unglauben, der natürlicher Weise eine Quelle so vieler Laster und Ruchlosigkeiten unserer Tage wird, zu warnen. Es kommen Stellen darinn vor, die in einem starken Eifer geschrieben sind, der aber hie und da wohl ein wenig gemäßigter hätte seyn können. Heftige Ausdrücke erbittern in solchen Schriften nicht selten anstatt zu bessern.

Das gottselige Leben und Ende der hochgebohrnen Gräfin und Frau, Frau Sophia Charlotta Gräfin zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Wernigerode und Hohenstein, Herrin zu Erstein, Münzenberg, Breuberg, Aigmont, Lohen und Clettenberg ꝛc. geb. Gräfin zu Leiningen, Hrn. zu Westerburg und Forbach, des heil. R. R. Semper-Freyin ꝛc. ꝛc. Halle, in Verlag des Waysenhauses, 1764. 8. 134 Seiten.

Die wahre Frömmigkeit ist wohl ohnstreitig der größte Ruhm eines Menschen. Aber, mein Gott! auf was für Abwege können doch Träume, Einbildungen und Phantasien des irrenden Gewissens ein Herz bringen, das es sonst redlich mit der Religion meynt. Gegenwärtige Lebensbeschreibung, welche nichts als gesammlete Nachrichten aus der Leichenpredigt und den eigenen Aufsätzen der sel. Frau Gräfinn enthält, giebt einen neuen Beweis davon. Ein Buch voller schmeichelhaften Komplimente für die Hochgräfliche Familie auf der einen, und voller Schwär-

Schwärmerey auf der andern Seite. Wenn das die rechte Pietät ist, was hier davor ausgegeben wird, und wenn die Lehre Jesu es wirklich verlangt, daß alle Christen so denken, so handeln, und sich so fühlen sollen, als hier beschrieben wird, so sehen wir nicht ein, was endlich aus der Religion und der menschlichen Gesellschaft werden soll. Für Leute, die in dem Christenthum alles nach dem sinnlichen Gefühl beurtheilen und fodern, daß man den Anfang des sogenannten Bußkampfs, und die eigentliche Zeit seiner Bekehrung müsse bestimmen können; für Leute, die die Religion in gewissen äußerlichen Handlungen setzen, und solche als die Wirkung einer erhitzten Phantasie, welche sich mit Erscheinungen, süßen Träumen und Entzückungen belustigt, vorstellen; für solche Leute muß dies Buch einen unbeschreiblichen Werth haben, weil es ihren der Natur und Pflicht entgegenstehenden Grundsätzen günstig ist, und solche auch an einer Standesperson bekräftigen soll. Wir machen uns von dem Christenthum den Begrif, den uns das Wort Gottes giebt, daß es durch die Kraft der Wahrheit eine Anleitung werden soll, unser Herz und unsern äußerlichen Wandel dem Erlöser nachzubilden, und da wir glauben, daß der Geist Gottes in unsern Zeiten in dem Reiche der Gnaden so ordentlich und mittelbar, als in dem Reiche der Natur wirke, so hat dies Buch Bedaurungen bey uns erweckt, daß gewisse eingebildete Heiligen noch immer zum offenbaren Nachtheil der Sache Gottes ihren Vorurtheilen folgen. Wenn doch dergleichen Seelsorger, wie M. Z. der die gottselige und tugendhafte Gräfin

bey ihrem ängstlichen und irrigen Gewissen nicht recht leitete, die Natur der menschlichen Seele aus der Psychologie besser kennen lernen, und die richtig bestimmte Sittenlehre Jesu mehr studiren wollten! Die gute Gräfin geht in ihrer Andacht oft dergestalt über die gesunde Vernunft hinweg, und drückt sich in ihren schriftlichen Aufsätzen auf eine für die Majestät Gottes, und für die Würde des vernünftigen Menschen so niedrige und unanständige Art aus, daß man es ohne Unwillen nicht lesen kann. Wir wünschten, diese Lebensbeschreibung wäre gar nicht gedruckt, oder vielmehr anders eingerichtet, denn wie sie hier erscheint, möchte sie wohl nur von einer gewissen Parthey mit Beyfall von aufgeklärten Christen mit Mitleiden und von Spöttern, wie wir sehr fürchten, zu noch größerm Hohngelächter der Wahrheit, die hier so sehr verstellt wird, gelesen werden.

Theologisches Magazin, worinn brauchbare Abhandlungen und Anmerkungen zur Aufnahme der Wissenschaften, sonderlich der theologischen, philologischen und historischen gesammlet worden. Dritter Band. Gotha, in Commißion bey Christian Mevius, 1764. 8. 21 Bogen.

Gesammlete Schriften dieser Art haben gemeiniglich die Unvollkommenheit, daß nicht alle einzelne Stücke darinn von gleicher Erheblichkeit und

Güte

Güte sind. Das erste in diesem Bande ist Hrn. J. L. Magnet, Pred. bey der reform. wallon. Gemeine zu Harlem, Betrachtung über die göttliche Drohung, gegen die Abgötterey, 2 Buch Mos. 20, 5. 6. und 5 B. Mos. 5, 9. 10. aus dem 4ten Theil der Abhandl. der holl. Gesellsch. der Wissenschaften genommen. Ein lesenswürdiges Stück, das sowohl wegen seiner Neuigkeit, als wohl erwiesenen Wahrheit, eine deutsche Uebersetzung verdiente. Der Hr. Verfasser erklärt darinn jene göttliche Heimsuchung der Missethaten der Väter an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, aus dem Zusammenhange der Schriftstellen selbst, und aus andern Gründen, für keine Handlung der Strafgerechtigkeit Gottes, sondern für ein Werk seiner Güte, Langmuth und erbarmenden Nachsicht, mit der sündlichen Nachkommenschaft gottloser Väter; welche Bedeutung das im Grundtext gebrauchte Zeitwort פקד in weitläuftigem Verstande leidet. Hier ist der paraphrasirte Sinn, den er diesen schweren Schriftstellen giebet: »Ob ich gleich Geduld und Nachsicht »brauche, gegen diejenigen, die mich hassen, und gegen »ihre Nachkommenschaft; ob ich gleich während drey, »ja wohl vier Geschlechter nichts versäume, um die »Nachkommen der Gottlosen vom Verderben zurück »zu holen, und sie zu verpflichten, daß sie nicht dem »bösen Exempel ihres Vaters folgen; ob ich gleich »Barmherzigkeit erweise, gegen diejenigen, die mich »lieben, und meine Gebote halten, und gegen ihre »Nachkommen nach ihnen in tausend Geschlechter, so »höre ich dem ohnerachtet nicht auf, ein starker eifer-

»süchtiger

»süchtiger Gott zu seyn, ein Gott, der seiner nicht »spotten läßt, ein Gott, den man nicht ungestraft »verhöhnt«. Wie er diese Auslegung beweise, und gegen alle Einwürfe rechtfertige, das verdient in der Abhandlung selbst nachgelesen zu werden, welches niemanden gereuen wird — Die übrigen Stücke des gegenwärtigen Bandes anzuzeigen, würde uns diesmal zu viel Raum wegnehmen.

Das Bild des leidenden Meßias, nach Anleitung des neun und sechszigsten Psalms, in dreyzehn Fastenpredigten seiner Gemeine vorgestellt, von Mathias Lüttmann, Past. zum Heil. Geist und am Gasthause. Hamburg, verlegts Johann Carl Bohn, 1764. 8. 272. Seiten, nebst 1 Bogen Vorrede.

Von einem so hohen und rührenden Gegenstande redet Hr. L. sehr dürftig, und wenn wir seine Tautologien und Wiederholungen wegnehmen, so bleibt auf einer ganzen Seite hie und da kaum ein Gedanke übrig. Wir lesen den David selbst mit weit stärkern Empfindungen, ohne als durch diesen Commentator, vor dem schon Rambachs Paßionsbetrachtungen unendliche Vorzüge haben. Er hat diese Predigten, die er selbst in der Vorrede weder für gründlich noch beredt ausgiebt, bloß seinen Freunden und Zuhörern zu gefallen drucken lassen. Wir würden in ein solches Begehren nie willigen, wenn nicht das Werk zugleich seinen Meister lobte.

Die

Die Harmonie der heil. vier Evangelisten, angefangen von D. Martinus Chemnitius, fortgesetzt von D. Polycarpus Lyserus, und zu Ende gebracht von D. Johann Gerhard, itzo aus der lateinischen Urschrift zu einem allgemeinern Gebrauch und mit Fleiß in das Deutsche übersetzt, unter der Veranstaltung und Aufsicht D. Otto Nathanael Nicolai, Pastoris zu St. Ulrich und Levin in Magdeburg, und der herzoglichen deutschen Gesellschaft in Helmstädt Ehrenmitglied, auch von demselben mit einer Vorrede begleitet, und mit nöthigen Registern versehen. Erster Theil. Magdeburg und Leipzig, im Verlag der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung, 1764. 4. 5 Alph. 4 Bogen, nebst drey Bogen Zuschrift und Vorrede.

Der vollständige Titel macht unsre kurze Nachricht bey nahe überflüßig. Bey der Seltenheit der lateinischen Ausgaben dieses alten und in vieler Absicht brauchbaren, obgleich gar zu weitläuftigen Werks, sind sowohl Gottesgelehrte als überhaupt Liebhaber der evangel. Geschichte, dem Hrn. D. N. für dessen veranstaltete deutsche Uebersetzung, keinen geringen Dank schuldig. Da man sich indessen seit den Zeiten des Chemnitz, Lysers und Gerhards auf die Sprachkunde, Kritik, Alterthümer, Kirchengeschichte, und andre zur richtigen Schriftauslegung dienliche und nöthige Wissenschaften mit noch mehrerem Fleiß gelegt, und also in der Exege-

tik

tik einen großen Schritt weiter zur Vollkommenheit gethan hat, so möchten die Erklärungen dieser sonst so würdigen Gottesgelehrten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts wohl hie und da große Verbesserungen nöthig haben, und itzt nicht mehr allgemeine Genugthuung geben. Der Herr D. N. hat solches selbst eingesehen, und macht deshalb in der Vorrede, welche von der Erbauung, als dem Hauptzweck aller Schriftauslegung aus 1 Cor. 14, 26. handelt, und zugleich einige Nachricht von dem Leben der drey Verfasser dieses Werks giebt, Hoffnung, daß vielleicht am Ende ein besonderer Band mit nöthigen und nützlichen Anmerkungen hinzugefügt werden möchte, welcher freylich nützlich seyn, aber das an sich schon große Werk noch größer machen, und doch schwerlich alle die guten und gründlichen Auslegungen enthalten würde, die man über unzählige Stellen aus der evangelischen Geschichte seit Gerhards Zeiten gemacht und bewiesen hat. Uebrigens soll, wie wir aus der Vorrede des Hrn. D. sehen, die deutsche Uebersetzung ohngefehr sechs Theile stark werden, wovon jährlich zwey ans Licht treten werden. Gegenwärtiger erster Theil enthält außer den Vorerinnerungen zur Harmonie der Evangelisten, unter acht Kapiteln, drey Bücher. Das erste Buch begreift dasjenige in sich, was vor dem öffentlichen Amte Christi geschehen, dahin die Empfängniß, Geburt, Auferziehung, und das bis zur Taufe Christi geführte Amt Johannis des Täufers, imgleichen auch die Empfängniß, Geburt und Auferziehung des Heilandes selbst gehören, Cap. 1 - 16. Das zweyte enthält

die

die Geschichte und Thaten des Erlösers im ersten Jahr seines Lehramts, Cap. 17-33. Das dritte Buch, ob es gleich nicht ausdrückl. angemerkt worden, fängt von den öffentlichen Predigten Christi in den Schulen zu Galiläa an, und hört mit Erwählung der zwölf Apostel auf, Cap. 34-50.

Erbauliche Abhandlungen eines Engelländers von der Vortreflichkeit der christlichen Religion, und vom Anfang und Wachsthum des geistlichen Lebens; nebst einem Brief des Erzbischofs Tillotson, und des Herrn D. Richard Lucas christliche Gedanken auf alle Tage des Monats. Mit einer Vorrede des Uebersetzers. Breslau und Leipzig, bey Daniel Pietsch und Compagnie, 1764. 8. 1 Alph. 1 Bogen Vorrede.

Rechtschaffenheit und Tugend unter den Christen würden unendlich dabey gewinnen, wenn dergleichen Schriften, wie diese, in allen Häusern gelesen würden. Die Originale davon sind nicht mehr neu. Aber die Wahrheit leidet keine Verjährung, und das menschliche Herz bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Ein Weltweiser und Gottesgelehrter wie D. Lucas erbaut auch in diesem Jahrhundert.

Predigten von M. Balthasar Münter, Superintendenten der Herrschaft Tonna. Fünfter Theil.

Theil. Gotha, 1764. bey Joh. Paul Mevius sel. Wittwe und Dietrich. 8. 1 Alph. 1½ Bogen. Nebst 4 Bogen Vorrede.

Herr S. M. hat Genie und Gaben für die Kanzel. Seine Predigten bleiben immer gute Muster, und gefallen uns ausnehmend. Sie sind zusammenhängend und gründlich abgefaßt, aber doch ungezwungen, leicht und faßlich für jedermann; sie sind redneriſch, und am rechten Ort pathetiſch, ohne den geringſten Schwulſt; und die bibliſche Sprache, die Hr. M. ſo meiſterlich redet, giebt ihnen die rührende und ſtarke Erbauung, die ſich ein andächtiger Zuhörer in der Kirche wünſchet. Auch über die Vorrede zu dieſem fünften Theil, worinn er die Urſachen, warum manche Prediger durch ihren Vortrag gar nicht rühren können, ſchön und richtig abhandelt, haben wir uns gefreut, und erſuchen den Hrn. Verfaſſer, um die weitere Erfüllung ſeines Verſprechens. Dem Verleger muß man es bey nahe übel nehmen, daß er für die äußere Schönheit der münterſchen Predigten, die ſie verdient hätten, in Anſehung des Drucks und Papiers nicht mehr geſorgt hat.

Daß Jairi Tochter nicht aus der Ohnmacht, ſondern dem Tode durch Jeſum erweckt worden: wider die neuliche Erklärung eines gelehrten Mannes aus heil. Schrift dargethan, von M. G. Ludov. Pacht, Pred. zu Lengelern und Holtenſen, bey Göttingen. Göttingen

tingen und Leipzig, verlegts Daniel Friedrich Rudler, 1762. 8. 126 Seiten.

Eine kleine Streitschrift wider das 88ste St. der hannöverschen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, vom J. 1761. und dessen Verfasser, den Hrn. P. Rautenberg, in Braunschweig. Im Anfange ist der Styl, wie in einem regenspurgischen Reichsgutachten kanzeleimäßig. Aber das schrecke niemanden ab, in der Folge wird er verständlicher und abgebrochener. Es schien dem Hrn. M. P. eine unanständige und gefährliche Meynung zu seyn, daß Hr. R. in dieser Abhandlung über die Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18. f. die gewöhnliche Bahn verlassen, und aus den Worten des Erlösers geschlossen hätte, das Kind sey nicht wirklich tod gewesen, sondern habe nur in einer tiefen Ohnmacht gelegen. Er bemüht sich hier, ihm mit vieler Sprachgelehrsamkeit und durch unzählige einfolglich das Gegentheil zu beweisen. Unser Zweck erfordert nicht den Streit zu entscheiden. Die meisten Stimmen möchten wohl auf des Hrn. P. Seite fallen, ob gleich seine Gründe nicht alle von gleicher Stärke, sondern zum Theil so schwach, als einige von der gegenseitigen Parthey sind. Gesetzt aber, es nähme jemand die Worte des streitigen Satzes mit Hrn. R. als entgegengesetzte Begriffe an, welches widerlegt wird, so bleiben ja doch alle andre Wunder Jesu unangefochten, und deshalb dünkt uns, als wenn Hr. P. die Folgen, welche aus seines Gegners Meynung fließen sollen, viel zu gefährlich vorstellt,

und solche bey vernünftigen Leuten wohl nicht zu besorgen sind. Uebrigens hätten alle Gegengründe zum Vortheil des Lesers kürzer gefaßt werden, und ein paar bittere Stellen gar wegbleiben können.

Vernunft- und schriftmäßige Betrachtungen über die Nutzbarkeit der Trübsalen, welche in denen ordentlichen Freytagspredigten, in der Kirche zu St. Nicolai in Leipzig im Sommer des 1763sten Jahres angestellt worden, von Christian Gottfried Mutthesio, der h. Schrift Doctor und Archidiaconus an dieser Kirche. Zweyte Sammlung. Gotha und Leipzig, bey Christian Mevius, 1764. 8. 1 Alph. 11 Bogen, nebst 1 Bogen Zuschrift und Vorrede.

Sehr moralisch und schön. Sie sind in jenen traurigen Tagen des letzten Krieges öffentlich angestellt, aber zum Druck noch weitläuftiger ausgeführt worden. Das Lob Gottes, die Dankbarkeit gegen Gott, die Heiligung, die Selbstverläugnung, die Ueberzeugung unsers Gnadenstandes, die Geduld, die Demuth, die Klugheit werden hier in acht Betrachtungen als herrliche Früchte der Trübsalen vorgestellt. Das ganze Herz des Redners drückt sich in seinem leichten und ungekünstelten Vortrage aus, und der Leser fühlt es in jeder Zeile, daß hier ein ehrlicher und rechtschaffener Mann rede, der von dem edlen Triebe beseelet ist, seine Zuhörer durch wahre Religion auf die schönen Wege der Tugend

und

und Gottseligkeit zu führen. Wir preisen diese Betrachtungen allen denen zum Gebrauch an, die ihre Privatandacht für sich befördern wollen.

Sieben und neunzigste Continuation des Berichts der königlich dänischen Mißionarien in Ostindien, worinnen nach der kurzgefaßten Nachricht vom Jahre 1762, das Tageregister der Mißion zu Trankenbar von der ersten Hälfte des gedachten 1762sten Jahres, und ein Reisediarium nach Tanschaur und Tirutschinapalli, nebst einem Anhange von dem Fortgange der englischen Mißion zu Madras in dem Jahre 1762, enthalten sind. Herausgegeben von D. G. A. Franken. Halle, in Verlegung des Waisenhauses, 1764. 4. 20 Bogen, nebst Vorrede drey und einen halben Bogen.

Auf dem Titel ist schon alles gesagt, was gegenwärtige Fortsetzung der Mißionsgeschichte enthält. Wenn diese Tageregister, deren Einrichtung aus so viel vorhergehenden hinlänglich bekannt ist, und die außer dem, was den Fortgang der Mißionen anbetrifft, noch manches merkwürdige enthalten, in einem etwas bessern historischen Styl abgefaßt wären, daß der Leser nicht durch die gar zu identische Art zu erzählen ermüdet, sondern in die verschiedenen Schicksale der Herren Mißionarien und ihrer Neubekehrten so mehr mit eingeflochten würde; wenn man darin die Geschichte von der Ausbreitung der

christlichen Religion unter den Ungläubigen und Heiden der neuern Zeit, in Verbindung mit den Sitten, der Staatsverfassung, den Alterthümern und Religionsgebräuchen dieser Völker, etwa in dem Geist eines Bossuet oder Cramers kurz erzählt fände, was für ein vortreffliches Werk würde alsdenn der christlichen Welt dadurch zu ihrer Belehrung in die Hände gegeben; ein Werck, welches wegen der Hauptsache mit einem gottseligen Vergnügen und wegen der Nebensachen mit großem Nutzen und von weit mehreren als itzt würde gelesen werden. Doch dazu gehörte, daß es mehr als ein bloßes Journal wäre, was es nur seyn soll, und denn müßten die indianischen Lehrer eines Theils mehr Muße und Ruhe zu ihren Berichten haben, als sie bey ihrem beschwerlichen Amte und beständigen Reisen haben können, andern Theils müßten sie eben so interessante Geschichtschreiber seyn, als sie würdige und rechtschaffene Mißionarien, Männer von wahrhaften Verdiensten um die christliche Kirche in jenen Welttheilen sind.

D. C. A. Heumanns Erweis, daß die Lehre der Reformirten Kirche von dem heil. Abendmahle die rechte und wahre sey. Eisleben und Wittenberg, 1764. 8. 80 Seiten.

Diese Schrift ist dem ausdrücklichen letzten Willen des sel. Heumanns zu Folge nach seinem Tode bekannt gemacht worden. Er gesteht darinn,

daß

daß er bereits seit 1704. die Lehre der Reformirten vom heil. Abendmahl für wahr erkannt, und sie auch in der Erklärung des Evangelii Johannis bey Cap. 6. v. 5. u. f. habe vortragen wollen. Allein auf Befehl seiner Obern habe er es müssen umdrucken lassen, und andere Worte lutherischer Gottesgelehrten an deren Stelle setzen; bey welcher Gelegenheit er auch sein theologisches Lehramt verlohren, doch aber seinen Gehalt und Rang behalten.

Die Gründe seines Erweises werden selbst nicht allen Reformirten gefallen. Er hat weder die stärksten ausgesucht, noch sie ordentlich und in ihrer Kraft vorgetragen. Man erkennet darin den alten Mann, den man schon in seinen letzten Schriften erblickt hatte. Daß sie ein Heumann, ein sonst geübter und vernünftiger Schriftausleger für wichtig hält, wird ihnen vielleicht bey manchen einiges Gewicht geben. Das merkwürdigste in dieser Schrift ist, daß er eine ziemliche Anzahl lutherischer Gottesgelehrten, worunter wir die Namen eines Lange, Buddeus, Baumgarten, David Chyträus, Musäus, antreffen, nahmhaft macht, welche in dieser Lehre mit den Reformirten im Herzen einstimmig gewesen seyn sollen. Er vermuthet auch, daß nicht wenige sie öffentlich bekennen würden, wenn nicht der Verlust der Aemter und zeitliche Verlegenheiten damit verknüpft wären. Sollte das wahr seyn, so muß man über die Fesseln trauren, die einer anständigen Freyheit zu denken angelegt worden sind. Der Verfasser hat aller Wahrscheinlichkeit nach eine sehr gute Absicht gehabt, er

wird aber wohl schwerlich etwas anders als Aufsehen und Krieg erregen.

D. C. A. Heumanns Erweis, daß die Lehre der Reformirten Kirche von dem heil. Abendmahl die rechte und wahre sey. Zweyter Theil, welcher die nöthigen Beylagen zum ersten Theil enthält. Heydelberg und Göttingen, 1764. 8. vier und einen halben Bogen.

Man wird sich einbilden, diese Schrift sey eine Fortsetzung der vorhergehenden. Man betrügt sich; sie ist eine sehr bittere Widerlegung derselben. Die Schwäche des Heumannischen Erweises wird dargethan, die Unordnung seines Vortrags bemerkt, und den Zeugnissen von solchen lutherischen Gottesgelehrten, die heimlich Reformirte gewesen, das von Langen ausgenommen, ihr Gewicht benommen. Der Verfasser zeigt sich hierbey als einen genauen und gelehrten Kenner der Lehre seiner Kirche. Aber der gute Heumann wird durch und durch, und nicht immer fein, noch im Grabe verhöhnt, und aus einem grundgelehrten, gründlichen und geschickten Mann, dafür ihn alle gelehrte Zeitungen bey seinem Leben erklärt haben, zu einem unwissenden, halbgelehrten, aufgeblasenen u. s. w. Mann gemacht. Das ist nicht fein, einen rechtschaffenen Mann, und das war Heumann gewiß, noch im Grabe zu schänden. Seine Schriften beweisen es, daß er mit vieler gelehrten Känntniß eine nicht ganz gemeine Beurtheilung

lung verbunden. Aber in seinen letzten Schriften sind deutliche Spuren seines hohen Alters. Das ist es alles. Sein Gegner wird doch auch gern alt werden wollen? — Der Geist der Bitterkeit, der in dieser und ähnlichen Streitigkeiten herrscht, ist nicht der Geist Christi. Er verräth, daß man seiner Sache nicht recht trauet; schadet der Wahrheit bey unpartheyischen; und macht, daß man den Seufzer des Verfassers gern hört, daß die Großen der Welt nicht mehr den Eiferern zur Seite stehen, und mit dem Schwerdte da zuschlagen, wo diese hinweisen. Fände sich einer, der dem Verfasser beystünde, so würde es nicht allein der sel. Heumann, sondern die ganze Universität Göttingen entgelten müssen.

M. Johann Friedrich Tellers abgenöthigte Kritik über seines Bruders Lehrbuch des christlichen Glaubens. Leipzig, in der Heinsiußischen Buchhandlung 1764. dreyzehn und ein halber Bogen in 8.

Einen Bruder zu widerlegen, ist an sich nichts unerlaubtes; aber es aus Furcht thun, man möchte sonst sein Glück nicht machen, ist für einen Bruder wenigstens unedelmüthig; was man nur muthmaßen kann, der Welt mit Zuversicht bekannt machen, daß die Liebe zum Neuen, Ehrgeiz und Eigendünkel die moralischen Quellen der Irrthümer seines Bruders wären, ist — ja, wir müssen es nur heraus sagen — ist schändlich; ihn über jede Klei-

nigkeit, gleich einem jungen Magister im Disputir-Collegio, und mit eben den Schwänken, chikaniren; mit Ausrufungen und erzwungenen Feyerlichkeiten ihn in Verwirrung zu setzen suchen; um unbedeutender Dinge willen weit ausholen und ein philosophisches Wortgepränge machen, könnte zuweilen Materie zum Lachen geben, wenn man nicht zugleich über den bittern Ton der darinn herrscht, und der mit dem scheinheiligen Ton der christlichen Liebe in einen seltsamen Accord gebracht ist, unwillig seyn müste. Der Mann muß in seiner Bibel die Lesart haben: Wenn dein Bruder von einem Fehl übereilet werden sollte, so hilf ihm wieder zurechte mit hämischem Geiste. Doch nichts mehr hievon. Wir erinnern uns eben, daß er die Recensenten, die nicht mit ihm zufrieden sind, in seiner Vorrede vor Gottes Gericht citirt. Das gute also aus dieser Schrift! Was er von der Person Christi und von dem heiligen Geiste sagt, ist gut; aber besser, kürzer und anständiger in den Ernestischen Recensionen vor ihm gesagt worden. Brüderlicher könnte sein Bruder nicht an ihm handeln, als wenn er diese Schrift mit Stillschweigen beantwortete, und dem Verf. im Herzen Glück wünschte, wenn er bey seinen Gönnern sein Glück dadurch machen sollte.

Heilige Betrachtungen eines Communicanten, von dem Verfasser des wahren Christen in der Einsamkeit. Zweyter Theil. Halle, bey Carl Christian Kümmel, 1764. 8. 7 und ein halber Bogen. Es

Es sind diese Betrachtungen aus zwo verschiedenen Federn geflossen. Die vier Stücke des ersten Abschnitts, 1) eine Anweisung zum würdigen Gebrauch des heil. Abendmahls, 2) eine Aufmunterung zur Ausübung der Gottseligkeit, 3) von der Verherrlichung Gottes in unsern gottesdienstlichen Handlungen, 4) von der einsamen Andacht eines Communicanten, sind eine Arbeit des bekannten Wilhelm Burkitt, die der Herr M. Sturm nicht nur frey übersetzt, sondern nach dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche zu accommodiren, oder wie er sich ausdrückt, für die Glieder seiner Kirche brauchbar zu machen, für gut befunden hat. Sollte denn Burkitt das ohne diese Veränderung nicht auch für Christen aus beyden protestantischen Kirchen gewesen seyn? Vielleicht wären hie und da manche Hyperbeln und Ausdrücke, deren Sinn nur errathen werden muß, weggeblieben, wenn man denen, für welche diese Betrachtungen gedruckt sind, das reine Original, ohne fremde Zusätze, in der deutschen Uebersetzung zu lesen gegeben hätte. Indessen sind die vier Betrachtungen des ersten Abschnitts, auch so, wie sie hier erscheinen, wegen ihres wichtigen Inhalts, recht sehr lehrreich und nützlich, und worden bey christlichen Lesern des guten Zwecks gewiß nicht verfehlen, zu dem sie aufgesetzt worden.

Der zweyte Abschnitt dieser Bogen enthält 6 Betrachtungen für Communicanten, vom Herrn Tresho. Hier vermissen wir aber die durchgängige Deutlichkeit, die Einfalt des Ausdrucks, den sanften und einschleichenden Vortrag, der in jenen Stücken

den gewonnenen Leser recht sehr erbauet. Dagegen treffen wir manche schwülstige Redensarten und übertriebene Figuren, zum Theil auch etwas falsche Gedanken an, die das übrige Wahre, das sonst mit einem gewissen Feuer der Andacht gesagt ist, verunstalten, und die Art des Tons, in den Herr Treſcho manchmal fällt, dünkt uns nicht die ächte Sprache der Lauterkeit und edlen Einfalt zu seyn, darin Gottesgelehrte, die für allerley Leser und zur Beförderung einer reinen und aufgeklärten Andacht schreiben, schreiben sollten. — Das erste Stück, eine Prüfung des vorigen Lebens, ist gewiß vortrefflich und recht hinreissend. Nur nennt er einmal natürliche Tugenden, die doch der Christ als Mensch ebenfalls übt, prächtige Sünden. Ist das ein gesunder Begriff? Und denn macht uns das Bild von Gott S. 76 schaudernd. „O Gott, wenn du mich ansiehest, sagt „er, so könntest du neue Blitze schießen und jeden „Blitz mit tausend Pfeilen schärfen, Aber von „Aber an mir martern und mich tödten, und wenn „du mich getödtet, mich wiederschaffen und mich „aufs neue schrecklicher quälen.„ Hier dichtet wohl der Poet auf Unkosten der wahren Theologie. Die stärksten Stellen der heil. Schrift bilden uns doch nie das höchste Wesen in seiner Strafgerechtigkeit so hart, wir wolten nicht gerne sagen tyrannisch ab. — Die folgenden Stücke haben nicht den Werth des ersten. S. 78 scheint Herr T. allen Unterschied in den Graden der Sünde und den Stufen ihrer Strafbarkeit aufzuheben, ob er gleich darin vollkommen recht hat, daß bürgerliche Pflichten und evangeli-

sche

sche Rechtschaffenheit des Herzens nicht einerley sind. Und was will er denn mit dem eigenen Heiligen, der im Schmuck seiner Tugend seine Beruhigung findet? Eine wunderbare Vermischung der Ideen! Ob gleich der Christ mit seinen Tugenden nichts bey Gott verdiene, und durch den Erlöser selig wird, leugnet denn Herr T. daß das Bewußtseyn eines christl. Wohlverhaltens unser Herz erfreue? Alsdenn hat David Unrecht, daß er in seinen Psalmen so viel von der Glückseligkeit derer, die Gottes Gebote halten, schreibt, und ein gutes Gewissen muß keine innere Zufriedenheit und Ruhe schaffen. — Die Seraphim, die S. 84. 85 vielleicht, wenn wir es sehen könnten, beym Abendmahl aufwarten — ein sonderbarer Ausdruck — und ihre Häupter mit ihren Flügeln vor Erstaunen und Bewunderung verhüllen, gehören in eine andere Welt, und sind Bilder einer ausschweifend erhitzten Phantasie, die kein Communicant fähig ist auf sich anzuwenden. — Läßt sich der Ausdruck S. 92 Gott am Kreuze, wohl rechtfertigen, und ist er nicht unbehutsam, ja falsch, da der Mensch, Jesus Christus, und nicht der Gott gekreuzigt wurde? — Die Versöhnung des Blutes Jesu eine Quintessenz alles Labsals zu nennen, ist uns ein anstößiger Witz, der dem Gedanken alle Stärke benimmt.

Daß Herr T. im vierten Stück wider den Mißbrauch des heil. Abendmahls auf dem Krankenbette eifert, ist sehr gut. Nur Schade, daß er, wenn er den einen Aberglauben niedergerissen, den andern wieder aufbaut; denn er will den gemeinen Mann eines beſ-

sern

sern belehren, und scheint doch mit ihm zu glauben, als ob auch der Leib oft eine besondere Stärke und Erneuerung seiner Kraft aus diesem Liebesmahl ziehen könne, wiewohl er eine Bedingung hinzu setzt, wenn das wahr ist, was ein grosser Gottesgelehrter schreibt, daß eine jede geistl. Erhebung der Seele auch wohl einen Einfluß auf den Körper haben mag. Das sechste Stück, von den seligen Wirkungen des Krankenbettes, wird mit Nutzen und allem Beyfall, den es verdient, gelesen werden.

Die Rechtfertigung und deren Versicherung im Herzen nach dem Worte Gottes betrachtet, von Philipp David Burk. Erster, zweyter und dritter Theil. Stutgard im Metzlerischen Verlag, 1763. Vierter, fünfter und sechster Theil, 1764. 8. 2 Alph. 18 Bogen, nebst zwey und ein halben Bogen Vorrede.

Von denen drey ersten Theilen erscheint schon die zweyte Auflage, die drey letztern aber sind neu. Die Lehre von der Rechtfertigung der Menschen bey Gott und deren Versicherung in unserm Herzen, von welcher Herr B. nur gar zu figürliche und sinnbildliche Vorstellungen macht, wird in dem ersten Theil nach Gründen der Schrift erklärt und bewiesen, in dem zweyten durch eigene und fremde Erfahrungen bestätigt, in dem dritten durch Beyspiele und Zeugnisse erläutert, und im vierten gegen verschiedene Einwendungen

dungen gerettet. Der fünfte Theil betrachtet die Gerechtigkeit, und der sechste die Liebe Gottes, nach dem Verhältniß, worin sie mit dieser Lehre stehet; und in dem siebenden soll noch eine kleine Nachlese in besondern Betrachtungen einzeler damit verbundener Stücke zu dem vorigen folgen — Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Buche für gewisse Leser vieles recht gut und erbaulich ausgeführt sey; aber die Weitläuftigkeit ist unbeschreiblich. Der V. hat sich nicht an den Beweisen aus der heiligen Schrift und mit einigen Citationen aus den symbolischen Büchern begnügt, sondern unzählig viel Stellen aus den Schriften des Prätorius, Flacius, Andrä, Chemnitz, Bogatzky und anderer ältern oder neuern Gottesgelehrten, desgleichen aus Predigten, Dissertationen und Briefen seiner Freunde zur Bestätigung seiner Hauptsätze und Anmerkungen allegirt — Die Schreibart ist voller niederdeutschen und Provinzialausdrücke, und wir haben überhaupt die Einwürfe, die ein vornehmer Politicus gegen selbige gemacht, und welche Herr B. in der Vorrede zum vierten Theil selbst, wiewohl mit einer unzulänglichen Beantwortung hat abdrucken lassen, nicht ungegründet gefunden.

Neue Sammlung einiger Predigten, besonders über Evangelia und einige andere Texte, von Johann Andreas Cramer, Königl. Dänischen Hofprediger. Dritter Theil. Leipzig 1764, bey Joh. Gottlob Rothen, Buchhändler

ler in Copenhagen, groß 8. 1 Alphabet, 8 Bogen.

Da Herr C. von Zeit zu Zeit so viele Predigten drucken läßt, so ist es um so mehr zu verwundern, daß er sich in der Stärke des Vortrags doch immer gleich bleibt. Wiewohl ein Genie wie das seinige, erschöpft sich nicht leicht. Es würde überflüßig seyn diese Predigten zu rühmen. Wir begnügen uns nur den Inhalt der in diesem dritten Theil enthaltenen anzuzeigen. 1. Von der Dankbarkeit gegen Gott. 2. Von der Thorheit sich Gott widersetzen zu wollen. 3. Ueber die Beschaffenheit einer gottgefälligen Betrachtung der Menschwerdung Jesu Christi. 4. Wichtige Fragen über die vergangene Zeit unsers Lebens. 5. Von dem allgemeinen Weltgerichte. 6, 7, 8. Von der Heiligung der Gedanken. 9. Ueber die Pflicht sich vor ängstlichen und ausschweifenden Sorgen zu bewahren. 10. Von dem vorsichtigen Wandel der Christen. 11. Von der brüderlichen Bestrafung. 12. Diese Welt, ein Stand der Vorbereitung und Probe. 13. Das Bild einer Seele, die dem Herrn angehört. 14. Von der Erleuchtung der Menschen. 15. Von der nöthigen Sorgfalt, die Lüste der Jugend zu fliehen. 16. Ueber die Gewißheit und Nähe des Todes.

Sammlung einiger Paßionspredigten, von Joh. Andreas Cramern, Königl. Dän. Hofprediger. Vierter Theil. Copenhagen, verlegts

legts Franz Christian Mummens sel. Wittwe, 1764, gr. 8. 1 Alph. 6 Bogen.

Abermalige Proben von dem unermüdeten Fleiß und der Kanzelberedsamkeit des Herrn Hofpredigers. Derselbe Geist und dasselbe Feuer in diesen Predigten, wie in den vorhergehenden über die Paßion. Sie sind folgenden Inhalts: 1, 2, 3, 4. Von der hohenpriesterlichen Fürbitte Jesu Christi. 5. Von dem Leiden Jesu Christi am Oelberge. 6. Von der Verrätherey Judä. 7. Von der Gefangennehmung Jesu Christi. 8. Ueber die Verlassung Jesu Christi von seinen Jüngern. 9. Von dem Verbrechen des großen Raths zu Jerusalem gegen Jesum. 10. Von der Feindschaft der geistlichen und weltlichen Obrigkeit der Juden wider die Unschuld Jesu Christi. 11. Von der Erduldung falscher Zeugnisse vor dem hohen Rathe, als einem großen Leiden Jesu Christi. 12 und 13. Von dem Fall des Apostels Petri. 14. Von der Vorsorge Jesu Christi gegen Petrum nach seiner Verleugnung. 15. Ueber die Buße des Apostels Petri.

Die strahlende Sonne der Gerechtigkeit in den durch sie gerecht erfundenen Menschen, betrachtet von der Verfasserinn der suchenden und findenden Gnade, in sechs und funfzig Ermunterungen. Frankfurt und Leipzig 1764. 8. 1 Alph. 3 Bogen.

Die

Die Verfasserinn wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihr wegen dieser Schrift die Schmeicheleyen nicht sagen, die das Frauenzimmer sonst leichte glaubt und gerne hört. Wir haben alle Achtung für ihre christliche Gesinnungen, für ihre Belesenheit und Gelehrsamkeit. Es ist lobenswürdig, daß ein deutsches Frauenzimmer sich mit Religionsbetrachtungen und dem richtigen Verstande der Bibel beschäfftiget, ja ein Wunder unserer Zeit, daß sie nicht nur den Luther und Arnd gelesen, sondern so gar mit den orientalischen Sprachen des Grundtextes, mit den Kirchenvätern, mit den römischen Weltweisen und den Ausländern bekannt ist. Aber sie würde bey dem allen mehr Ehre davon gehabt haben, wenn sie ihre Aufsätze dem Schreibepult zur ewigen Verwahrung anvertraut hätte. Die Wahrheiten, welche sie zu lesen giebt, sind so seltsam neben einander gestellt, daß wir gar keine Regel der Aehnlichkeit und Ordnung finden können, nach welcher sie muß gedacht haben. Jede Ermunterung ist ein confuses Chaos. Wir glaubten unter 65 Betrachtungen doch eine zu finden, darin sie einmal über einen bestimmten Hauptsatz ordentlich und zusammenhängend ihre Gedanken entworfen hätte, aber wir haben solche vergebens gesucht, und nicht leicht etwas gelesen, das so sehr ohne Wahl, Ordnung und Geschmack zusammengeschrieben wäre, als dieses Buch. Wenn sie biblisch schreibt, so ist alles gut, aber wenn sie selbst denken will, so fällt ihre Schreibart so sehr ab, daß sie undeutlich und schlecht wird. Ihre Favoritbilder sind bey allen Gelegenheiten von der Sonne hergenommen. Die übri-

gen

gen Gleichnisse, Metaphern und figürlichen Ausdrücke aber selten anpassend und die Allegorien nimmermehr richtig ausgeführt — Wie wagt sich doch die Verfasserinn bey so wenig Talenten auf die Bühne der Autoren? Sie muß noch erst mehr Theologie, Moral und Weltweisheit lernen, wenn sie eine Religionsvertheidigerinn vorstellen, und ihren Geschmack durch die schönen Wissenschaften mehr bilden, wenn sie unter den theologischen Schriftstellern nur eine gute Nebenrolle spielen will.

Friedrich Eberhard Rambachs Entwurf der Sonn- und Festtäglichen Vormittagspredigten in der Hauptkirche zur Lieben Frauen in Halle, auf das 1763 Jahr Christi. Halle, bey Joh. Emanuel Gebauer, 8. 15 Bogen.

Diese Entwürfe sind an sich sehr gut, aber weitläuftig und zu reichhaltig, weil die meisten Themata ganz allgemeine Sätze sind, welche sich in viele Theile und Unterabtheilungen zergliedern lassen. Soll alles gehörig ausgeführt werden, so muß man Tagelang darüber predigen, und wird doch kaum fertig. Will man den Vortrag auf eine Stunde einschränken, so muß man mit flüchtigen Schritten über jeden Theil hinweg eilen und alles ganz kurz sagen. Hat man denn aber auch den Zuhörer interessirt? hat man ihm nur das nöthigste und was er zu seiner Belehrung und Erbauung erwartete, vorgetragen? Oder hat man am Ende das wenigste von der Sache gesagt, weil

man zuviel, und mehr als der Zuhörer mit Nutzen überdenken kann, in einer Predigt sagen wollte? Den verdienten Hr. C. R. R. wird es nicht übel auslegen, wenn wir bey dieser Gelegenheit die Frage aufwerfen, ob es überhaupt für unsre Zuhörer nützlich sey, daß wir uns in unsern öffentlichen Predigten so ängstlich an ein gewisses Schema binden? Wäre es nicht besser, wir machten uns in unserm Vortrage mehr von solchen Fesseln frey? Daß man sich zum Eingange der Rede, wo man das Gemüth der Zuhörer bloß auf den Inhalt des Vortrages zubereiten will, mit gedehnten Auslegungen gewisser Schriftstellen, und mit logischen Zergliederungen besonderer oder allgemeiner Sätze aufhalte, dünkt uns dem Endzweck zuwider und offenbar fehlerhaft zu seyn, so eingeführt und gewöhnlich auch diese Methode bey vielen ist, von der man um ihres Alterthums willen vielleicht nicht gerne abgeht.

Christlicher Unterricht, oder Hauscatechismus, samt einigen Stellen der heil. Schrift und einigen Gebeten. Zum Gebrauch für kleine Kinder. Aus dem französischen des H. Vernet übersetzt. Lindau, bey Jacob Otto, 1764. 8. 158 Seiten, nebst 1 Bogen Vorrede.

Recht gut und brauchbar für die Jugend. Aber hie und da hätten die längern Fragen und Antworten wohl in mehrere und kürzere sollen aufgelöst werden. Man muß viel fragen, um kleinen Kin-

dern

dern etwas verständlich zu machen. Wenn sie die Antworten auch auswendig hersagen können, was hilft ihnen das, wenn sie solche nicht verstehen?

Sammlung der Jubelschriften, welche zum Andenken und bey öffentlicher Feyer des am 29sten Tage des Märzmonats 1763 in Breslau vergnügt erlebten funfzigjährigen geistlichen Amtsjubelfestes Sr. Hochwürdigen Magnificenz, Hrn. Joh. Friedrich Burgs, der heil. Schrift Doctors, königl. preußl. Oberconsistorialraths, der breslauischen evangel. Kirchen und Schulen Inspectors, beyder Gymnasien in Breslau ersten öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrheit, verfertiget und ans Licht gestellet worden sind; nebst einem historischen Vorberichte von den dabey sich ereigneten öffentlichen Feyerlichkeiten, herausgegeben von Carl Benjamin Stief, Prof. des elisabethan. Gymnasii in Breslau, wie auch verschiedener gelehrten Academien und Gesellschaften Mitgliede. Breslau und Leipzig, im Verlag George Gottlieb Horns, 1764. 4. 2 Alph. 18 Bogen.

Wir sehen aus diesen Schriften, wie die Stadt Breslau ihren evangelischen Bischof mit den größten Ehrenbezeugungen, deren dieser gelehrte Greis bey seinem hohen Alter und Verdiensten so würdig war, überhäuft hat. Man findet darinn die

Jubelpredigt des Herrn O. C. R. und nunmehrigen Doctors der heil. Schrift, zu welcher geistlichen Würde ihn die theologische Facultät in Halle aus eigener Bewegung erhoben hat, samt allen auf die Feyer dieses Tages in den breslauischen Gymnasien gehaltenen Reden, in Prosa und in Versen aufgesetzten Glückwünschen, eingesandten Zuschriften, und dedicirten Abhandlungen gesammlet. Einige darunter sind gut, andere mittelmäßig, andere schlecht. Unter den deutschen Lobrednern behalten der Hr. R. Katsch und Hr. P. Jachmann ohnstreitig den Preis. Wir nehmen einige lateinische Gedichte und die schöne deutsche Ode des Freyherrn von Arnold, S. 262. aus, welches ein vortreffliches Stück ist, und von dessen feinem Geschmack und poetischem Genie zeuget; die übrigen Dichter sind von den Musen schwach begeistert worden, haben aber doch mit kaltem Blute viel gereimt, und Hr. Stief nennet das, was sein Kiel dem Kiel geweiht, eine Ode, so wenig er sich auch zu dem Geist und Feuer eines Horaz emporgeschwungen. Er hat auch zu der ganzen Sammlung einen historischen Vorbericht gemacht, der sich aber wegen der altmodischen und kanzelmäßigen Schreibart, welche man von einem Mitgliede vieler gelehrten Academien und Gesellschaften nicht erwarten sollte, höchst unangenehn und nicht ohne Ekel lesen läßt.

Herrn Thomas Stackhouse Lehrbegrif der ganzen christlichen Religion. Siebenter und letzter

ter Theil. Aus der engelländischen Sprache übersetzt, und mit einigen Anmerkungen vermehrt, von Friedrich Eberhard Rambach, königl. preußl. Consistorialrath ꝛc. Rostock, verlegts Johann Christian Koppe, 1764. 8. 2 Alph. 5½ Bogen, nebst 1 Bogen Vorrede.

Da der schätzbare Werth dieses in der Uebersetzung nunmehr geendigten Werks in Deutschland längst bekannt ist, so dürfen wir es unsern Lesern nicht erst anrühmen. Das erste Kap. dieses letzten Theils enthält den Beweis, daß Jesus der wahre Messias sey. Das zweyte handelt von der Anrichtung des Gnadenreichs Jesu auf Erden, und von denen zu dem Ende verliehenen Gaben des heiligen Geistes. In dem dritten wird die Lehre von dem Zustande der Menschen nach diesem Leben vorgetragen. Der unermüdete Hr. Uebersetzer wird nunmehr auch die christliche Sittenlehre dieses verdienten Engelländers ans Licht stellen, sobald seine Betrachtungen über die neun und dreyßig Artikel der engelländischen Kirche werden vollendet seyn.

Weiland Hrn. M. Joh. Christ. Schmidts, hochfürstl. brandenburg. culmbachschen bestverdient gewesenen Oberhofpredigers, hochfürstl. Beichtvaters, dann Consistorialraths, Oberpfarrers und Superintendent. der Stadt und Diöces Bareuth, auserlesene heilige Reden, bey verschiedenen außerordentlichen und

merkwürdigen Gelegenheiten vor der durchl. Herrschaften, und der Schloß- und Stadtgemeinde zu Bareuth gehalten, itzo aber nach der Absicht des sel. Hrn. Verfassers, und dem häufigen Verlangen der Zuhörer herausgegeben, von Johann Theodor Künneth, d. g. W. Dienern an der Stadtkirche allda. Hof, verlegts Joh. Gottlieb Vierling, 1764. 8. 1 Alph. 4 Bogen, nebst 1 Bogen Vorbericht.

Der sel. Oberhofprediger war ein gelehrter und würdiger Mann, und Hr. K. wird sich durch die Herausgabe dieser heil. Reden, nach dessen Tode bey vielen Dank verdienen. Wenn sie gleich nicht, wie es in der Vorrede heißt, grade ganz außerordentlich und bewundernswürdig sind, so haben sie doch soviel vorzügliches vor hundert andern, daß sie allemal gute Muster bleiben werden. Ohne gesuchten Schmuck der Worte sind sie leicht, und in einem rührenden Rednerton abgefaßt. Besonders gefällt uns das ungemein an dem sel. S. daß er die Wahrheiten der Religion in ihrer biblischen Lauterkeit ohne scholastische Wortkrämerey und weitläuftige Eintheilungen, so wie es seyn muß, überzeugend, praktisch, und mit einem edlen Ausdruck der Sprache vorträget.

Sammlung gehaltener Predigten über alle Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahres, auch die in demselben vorgeschriebenen Bußtexte

Texte an denen drey allgemeinen Bußtagen ans Licht gestellet von M. Christian Ehrgott Raschig, Pastor in der Dreßdner Friedrichsstadt. Dreßden und Leipzig, in Verlag Joh. Nicolaus Gerlach und Sohn 1762. 4. 2 Alph. 5½ Bogen, nebst 3 Bogen Vorrede. Und unter eben diesem Titel eine andere, Dreßden, in der Grölliſchen Buchhandlung, 1764. 4. 5 Alph. 17 Bogen, nebst 3 Bogen Vorrede.

Zwey vollständige Jahrgänge. Der Herr Verf. entheilt in den Vorerinnerungen von seinen Arbeiten mit vieler Bescheidenheit und will sie nicht als Muster der Beredsamkeit und Proben der Gelehrsamkeit, sondern als Mittel zur Privaterbauung für seine eigene Gemeinde, auf deren Verlangen er sie drucken lassen, angesehen wissen. Ein desto besseres Zeugniß werden ihm seine Zuhörer geben. Die Wahrheit empfiehlt sich am häufigsten durch sich selbst und einen leichten Vortrag auch ohne Putz und Affect des Redners. Herr P. R. denkt zusammenhängend und drückt sich auch recht gut aus, aber seine Sprache würde rührender seyn, wenn seine Perioden, die durchgängig für eine Rede gar zu kurz und abgebrochen sind, hie und da ausgebildeter und länger wären. Man kann weiter nichts einzuwenden haben, so bald man ihn nach seiner eingeschränkten Absicht beurtheilt.

Herrn Friedrich Wittings, weiland ältesten Pastoris an der St. Michaelskirche, des Stadtconsistorii Beysitzers und E. E. Ministerii Subsenioris in Hildesheim fortgesetzte Erläuterungen der Lehrart Pauli, durch eine ungezwungene Zergliederung des Briefes an die Römer in Paragraphen und Anmerkungen nebst D. Joh. Carl Kokens Vorrede von der Vortreflichkeit der heil. Schrift in Ansehung ihrer Lehrart wider die alten und neuen Freydenker. Hildesheim, gedruckt in der Altstädter Waisenhausbuchdruckerey 1764. 4. 10 Bogen, nebst 3 Bogen Zuschrift und Vorrede.

Der sel. P. W. hatte schon im Jahr 1761. die Meynung vorgetragen, daß sich der Apostel Paulus in seinen Briefen der aphoristischen und tabellarischen Lehrart bedient habe und nach dieser Methode schon damals den Brief an die Philipper und den zweyten an die Corinther zergliedert. Er wollte behaupten, Paulus hätte die Hauptsätze des Briefes in einer Folge von §§. oben an geschrieben, die Beweißgründe derselben und die Anmerkungen Columnenweise neben einander darunter, die eingeschalteten Zwischensätze als Scholia aber zuletzt hinzugefüget. Dadurch wollte er manche vermeynte Lücke im Text ausfüllen und in andere Stellen mehr Zusammenhang hinein bringen, wenn er die Parenthese versetzte. Einige Gelehrte widersprachen ihm. Er ist aber, wie wir aus gegenwärtigen Zusätzen zu seiner ersten Abhand-

handfeste sehen, von seiner Hypothese nicht abgegangen, sondern hat sich bemüht, dieselbe als Criticus näher zu beweisen und die Einwendungen, welche dagegen von einigen gelehrten und namentlich von dem Herrn D. Ernesti Institut. Interpr. N. T. P. II. p. 86. gemacht werden, zu heben, ja so gar dem Apostel Johannes und manchen Profanscribenten, besonders dem Aristoteles eben die Lehr- und Schreibart zuzueignen. Die angeführten Gründe beweisen indessen nichts als die Möglichkeit derselben und der sel. W. müßte haben eine uralte Handschrift vorzeigen können, wenn er ihre Wirklichkeit hätte darthun wollen. Seine Hypothese mag aber stehen oder fallen, so hat er immer den Paulinischen Brief an die Römer nach seiner Art gründlich zergliedert und nach dem Grundtext ungemein richtig und gut übersetzt. Man ist dem Herrn D. Koke Dank schuldig, daß er die Herausgabe dieser Wittingschen Schrift mit einer wohlgerathenen Vorrede auch nach dem Tode ihres Verfassers besorgt hat, von dessen Geschicklichkeit in der Kritik, Theologie und andern Wissenschaften, wenn er länger gelebt hätte, sich die gelehrte Welt noch viel schönes und nützliches würde haben versprechen können.

2.

Arzneygelahrheit.

Der Römischkaiserlichen Akademie der Naturforscher auserlesene medicinisch-chirurgisch-anatomisch-chymisch- und botanische Abhandlungen,

lungen, 13ter Theil mit Kupfern. Nürnberg, bey Wolfgang Schwarzkopf, 1764. 4. zwey Alphabet acht Bogen.

Diese Abhandlungen sind, wie bekannt, aus dem Lateinischen übersetzt. Wir dürfen sie hier nicht erst anpreisen. Sie haben bereits längst unter den besten Schriften einen vorzüglichen Rang behauptet; wir wünschen nur eine fleißigere Fortsetzung dieser wohlgerathenen Uebersetzungen.

Commentarii de rebus in Scientia naturali, et Medicina gestis. Volum. XI. Pars III. Lipsiae 1764. apud Joh. Frid. Gleditsch, groß 8. zwölf Bogen.

Dieser Theil giebt denen vorigen Bänden an Gründlichkeit der Recensionen und an zierlichem Latein nichts nach. Diese so allgemein beliebte Schrift bedarf hier keines weitern Lobes.

Gottfried Samuel Bäumlers, ehemaligen Churpfälzischen Physici in Germersheim, präservirender Arzt, oder gründliche Anweisung zu einer ordentlichen Diät, u. s. w. aus den hinterlassenen Schriften des seligen Verfassers, herausgegeben von D. Georg Heinrich Behr, der kaiserl. Akademie der Naturwissenschaften Mitglied. Frankfurt und Leipzig, bey Heinrich Ludwig Bäumer, 8. ein Alphabet, funfzehn Bogen.

Dieses

Dieses Buch kam zuerst 1738. heraus. In gegenwärtiger neuen Ausgabe sind keine Vermehrungen oder Zusätze. Es kann von Aerzten füglich entbehrt werden, bey andern lehrbegierigen Lesern aber vielleicht einigen Nutzen stiften.

Des Herrn Abt Jacquins Abhandlung von der Gesundheit. Aus dem Französischen übersetzt von Georg Neuhofer. Augsburg bey Conrad Heinrich Stage, 1764. 8. ein Alphabet und drey Bogen.

Obgleich der Herr Uebersetzer von diesem Buch viel Wesens macht, so müssen wir doch bekennen, daß es, wenn wir verschiedenes gute ausnehmen, im Ganzen sehr mittelmäßig ist; und es ist weit gefehlt, daß der Autor, wie der Herr Uebersetzer glaubt, einem Makenzie oder Tissot an die Seite zu setzen sey.

Herrn Philipp Ambrosius Marherr chymische Abhandlung von der Verwandschaft der Körper. Aus dem Lateinischen übersetzt von E. G. Baldinger, der Weltweißheit und Arzneywissenschaft Doctor, Königl. Preuß. Feldarzt, der Herzogl. deutschen Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Jena Mitglied. Leipzig bey Christian Gottlob Hilschern 1764. 8. neun Bogen nebst einer Tabelle.

Wir

Wir kennen bereits den Fleiß des Herrn D. Baldingers aus verschiedenen kleinen Schriften. In gegenwärtiger Schrift, welche die Uebersetzung einer zu Wien vertheidigten akademischen Streitschrift ist, findet man verschiedene Erläuterungen und Verbesserungen der Geoffroyschen Tabellen von der Verwandschaft der Körper. Herr B. verspricht in der Vorrede, die wichtigsten und besten Dissertationen und kleinern Schriften aus allen Theilen der Arzneywissenschaft abdrucken zu lassen. Hiezu, und zu der von ihm zu besorgenden Fortsetzung der Börnerschen Lebensbeschreibung berühmter Aerzte, bittet er sich den Beystand der akademischen Lehrer und der andern Gelehrten aus.

Pinaeani Manes siue Dilucidationes vberiores circa signa virginitatis atque perspicua Hymenis illibati testimonia. Rostochii ap. Jo. Christ. Koppium, 1763. 4. sieben und einen halben Bogen.

Der Herr D. Geller ist der Verfasser. Er bestätiget die Existenz des Hymens bey den gesunden Jungfern aus seinen eigenen durch die Anatomie erlangten Erfahrungen, und theilet über die Zeichen der Jungferschaft solche Erläuterungen mit, die in der Praxi clinica nicht ganz unnütz sind.

Naturspiegel u. s. w. von Nikol. Amb. Kraft, Ph. und Med. Doct. wie auch der Marggräfl.

gräfl. Baaden-Baadenschen Herrschaft Mahlberg Landesphysico. Basel, bey Joh. Rudolph Imhof, 1761. Folio 7 Bogen nebst zwo grossen Kupfertafeln.

Dieses Buch, wovon wir den langen Titel unmöglich ganz abschreiben können, soll eine kurze Abhandlung seyn von der Erzeugung des Menschen und der Beschaffenheit des Fötus im Mutterleibe; aber es ist so undeutsch abgefasset (weswegen es auch vielleicht mit lateinischen Lettern gedruckt worden) und mit solchen bekannten Dingen erfüllet, daß wir nicht umhin können, dem Herrn Verfasser wohlmeynend zu rathen, die Welt mit seinen philosophischmedicinischen Gesprächen, deren Ausgabe er ankündiget, zu verschonen, wenn sie nicht von besserm Schlage sind: Denn sie könnten sonst sehr bald Maculatur werden. Die Zeichnungen zu diesem Werk sind herzlich schlecht.

D. Benedicti Muhlii Königl. Preuß. Hofraths und Bürgermeisters in Minden, verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglieds, auch Stadt- und Landphysici zu Minden u. s. w. medicinisch-physikalisch- und chymische Untersuchung des pyrmontischen Neubrunnens. Hannover, in Verlag sel. Nicol. Försters und Sohns Erben 1764. 8. 6 Bogen.

Dieser Brunnen kommt denen Bestandtheilen nach, welche hier durch angestellte chymische Unter-

Unterſuchungen näher beſtimmt werden, dem Selterbrunnen faſt bey. Da der ſel. Herr D. Seip bereits dieſes Brunnen in ſeiner Abhandlung vom Pyrmonterbrunnen erwehnet hat, ſo kann gegenwärtige Schrift füglich als ein Anhang dazu dienen.

Jo. Georg. Roedereri Opuſcula medica ſparſim prius edita, nunc demum collecta, aucta, et recuſa. Tom. I. Pars I. et Pars II. 1764. cum Elogio Abrahami Gotthelf Kaeſtneri in Conſeſſu Societ. Regiae ſcientiarum recitato. ap. Victorin. Boſſigel. 1764. 4. 3 Alph.

Sie enthalten die von dem ſeligen berühmten Manne ausgearbeitete Programmata und Diſſertationes, die übrigens ſchon bekannt genug ſind.

3.

Schöne Wiſſenſchaften.

Philipp Ernſt Bertrams, Briefe. Erſter Theil. Zwote verbeſſerte und veränderte Auflage, Gotha, bey J. P. Mävius ſel. Wittwe, und J. L. Dietrich 1764. 8. 8 Bogen.

Die Schickſale der Schriften ſind oft eben ſo unerforſchlich, als die Schickſale der Menſchen. Wer hätte wohl jemals dieſen Briefen eine zweyte Auflage prophezeyhen ſollen? ſelbſt der V. nicht, der in andern Schriften gewiß Verſtand und Einſichten gezeiget

gesetzet hat. Zur Zeitverkürzung mußten sie zu langweilig, zum Vergnügen zu trocken und frostig, und zum Unterrichte zu wenig gründlich scheinen; Witz und Kritik sind fast allezeit unglücklich darinnen angebracht. Indessen haben sie das Glück wieder aufgelegt zu seyn; und dieß allein macht alle Kritik zu Schanden.

Hrn. Heinrich Fieldings Esqv. Reise nach Lissabon von ihm selbst geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Nachricht von den Lebensumständen dieses berühmten Schriftstellers, Altona bey D. Iversen 1764. 8. 262 S.

Ein Uebersetzer, der weder die Sprache, aus welcher er übersetzet, noch die Muttersprache, in die er übersetzet, in seiner Gewalt hat, und leztere nicht einmal, rein und richtig schreibt, sollte am wenigsten gewählt werden, die Gedanken eines Schriftstellers in unsre Sprache zu übertragen, welcher einen eignen Witz und Humeur hat.

Vorschlag und Entwurf einer allgemeinen Büchermanufactur in und vor Deutschland, herausgegeben von einem deutschen Gelehrten. Frankf. 1764. 224 Seiten.

Es ist ein wenig grausam, daß der V. ein Mann, der viele Käuntniße mit einer Art von Laune verbindet, seine Leser verschiedne sehr witzige und satyrische Züge unter einem Wust von trivialen, übel zusammenhängenden und höchstlangweiligen Geschwätze hervorsuchen läßt, und zu sehr ermüdet, als daß viele Leser seinen Einfall bis an das Ende verfolgen dürften. Wir befürchten, daß in der vorgeschlagenen Bücherfabrike, von da aus alle Schriftsteller mit dem benöthigten Stoffe versehen, und für den Vertrieb ihrer Schriften gesorget werden soll, des Verfassers Schrift am ersten liegen bleiben werde.

Schriften der fürstl. anhaltischen deutschen Gesellschaft. Erstes Stück. Quedlinburg und Bernburg, bey Schwans Wittwe und Reußner, 1764. Zweytes Stück, 1764. jedes 6. B.

Diese in Köthen errichtete deutsche Gesellschaft hat ihre erste Zusammenkunft und Einweihung den 25sten des Windmonats 1761 gehalten. Von Mitgliedern finden wir unter gegenwärtigen Schriften einen Herrn J. L. A. Rusten, als Aeltesten, C. G. Meister, M. J. A. Köselitz, J. C. F. Bertram, C. V. F. Meyer ꝛc. Die Errichtung dieser Gesellschaft in einem Lande, wo die fruchtbringende Gesellschaft ehemals ihren Anfang genommen hat, ist an und für sich sehr rühmlich; und ob wir gleich gern zugeben wollen, daß deutsche Gesellschaften eben so gut, als die Sprachen nach der

gemei-

gemeinen Vorstellungsart, ihre Kindheit und so die folgenden Alter haben; so wäre doch für das Publicum so wohl, als für die Gesellschaft selbst zu wünschen, daß sie ihre Kindheit vorbey gehen ließ, ehe sie öffentlich aufträt, und daß sie mit dem Druck ihrer Uebungen oder Ausarbeitungen weniger eilte. Was eine erträgliche Vorlesung in einer solchen Gesellschaft abgiebt, ist noch kein Werk zum Drucken. Wir wünschten auch, daß sie sich bessere Muster wählte, die wirklich zur Bildung des Geschmacks dienten, aber nicht das allgemeine Verderben, die unedle, nachläßige und unbearbeitete Sprache des gemeinen Volks für das reine Deutsch, und eine jede gemeine und platte, zehenmal paraphrasirte und wiederholte Gedanke für eine witzige Ausarbeitung anzusehen, unterhielten.

Eine Cantate und Rede bey der Einweihung, von den hauptsächlichsten Veränderungen und merkwürdigen Denkzeiten der deutschen Sprache; ein sehr fertig gereimtes prosaisches Gedicht auf eben diesen Tag; ein homiletisches Sendschreiben an die Gesellschaft, welches sie vielleicht wieder zurück hätte geben sollen; eine abgetragene Erzählung, der leere Raum, den man vielleicht auch auf dem Blatte, statt der Erzählung selbst, lieber würde gesehen haben; Nachrichten von einigen alten deutschen Drucken, welches das wichtigste Stück, und dessen Fortsetzung sehr zu wünschen ist; und ein erstes Schreiben vom Nutzen des Tadels, ein vollkommenes Schulexercitium, macht das erste Stück aus. Von nur angeführtem Sendschreiben wollen wir nur den Anfang hersetzen; er ist hinlänglich, den Le-

ser mit dem Ganzen bekannt zu machen: »Nur diejenigen heitern Köpfe, welche das Tiefe und Gründliche der Wissenschaften mit dem Feinen und Faßlichen geschickt vereinbaren; nur die angenehmen und witzigen Geister, welche das Verborgene in zierlicher Wohlredenheit beliebt und deutlich, und das Erhabene im dichterischen Schwunge, mahlerisch, schön, und doch begreiflich vortragen; Nur die — aber wer wird sich aller dieser ungereimten Nur wegen ganz außer Athem setzen; genug, der Nachsatz ist: »verdienen allein den Namen der vorzüglich nutzbaren Gelehrten, welche die sämtlichen Bürger eines Staats wirklich weise, wahrhaftig klug und höchst glücklich machen können. Ihre süße und gefällige Sprache des Witzes, welche sie stets reden, (ein großes Unglük!) erwirbt ihnen alsbald Gehör und Beyfall.« Wir wollen hier nicht fragen, ob dieß die Sprache eines Sendschreibens ist, sondern nur, ob ein Mensch im Ernst sich so ausdrücken kann. Die ganze Gedanke ist falsch, wenn man sie unter den Bettlerflecken, mit denen sie ihre Blöße deckt, hervor suchet; denn des Herrn Pastors Meynung nach sind witzige Köpfe, Redner, Dichter und gute Schriftsteller die einzigen nutzbaren Gelehrten. Wie bescheiden ist dieß nicht! und wie mag der Herr Verfasser in Gedanken sich selbst heimlich Beyfall zugelächelt haben, da er den Maaßstab zu diesen allein vorzüglich nutzbaren Gelehrten von sich und seiner süßen und gefälligen Sprache des Witzes genommen hat! Aber wie ist diese Gedanke ausstaffirt! welche Antithesen! und welch Verhält-

niß

nis derselben einer zu der andern! Gewiß, man sollte das Recht, im homiletischen Ton Non-sense zu sagen, nicht bis auf die deutschen Gesellschaften ausdehnen. Im zweyten Stücke ist 1. vorläufig gerettetes Daseyn des Buchs von den drey Erzbetrügern; worinnen etwas bewiesen wird, dessen Beweis wohl niemand verlanget; denn daß ein solch Buch in Handschriften vorhanden ist, läßt sich gar nicht zweifeln; aber die Frage ist von dem alten, dessen Campanella gedenket, ob dieß wirklich vorhanden sey; 2. einige Quellen der falschen Glückseligkeit, ein moralisches Gedicht; 3. Gedanken über die gemeinen Ausflüchte, welcher man sich bedienet, um sich von der Verbindlichkeit zu der Religion frey zu machen; eine ehemals gehaltene Predigt, so viel wir vermuthen; 4. die Verschwiegenheit, ein Gedicht; 5. Mich. Panfords Abh. von der Rechtmäßigkeit der Satyren — und zwar selbst eine Satyre. Wir wagen nicht, unsere Meynung darüber zu sagen, wir möchten sonst in die gedrohete Fortsetzung mit eingerückt werden.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, 2ten Bandes 1stes Stück. Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung 1764. 13 und ein halber Bogen gr. 8.

Diese sehr bekannte periodische Schrift erhält sich noch immer bey ihrem Werthe. Man findet darinne richtige Urtheile über die neuen Werke der

Dichtkunst und Beredtsamkeit, und sie ist wegen der Nachrichten von den neuesten Werken der Malerey und Kupferstecherkunst, wenigstens in Deutschland, als die einzige in ihrer Art zu betrachten.

Etliche Gedichte von Gottlob Wilhelm Burmann.

Musis amicus, tristitiam et metus
Tradam protervis in mare creticum
Portare ventis. HORAT.

Hirschberg, gedruckt bey Christ. Wilhelm Reimers, 6 Bogen in klein 8.

Herr Burmann erbittet bey mehr als einem Stücke die Nachsicht der gütigsten Leser; er hat sie auch in der That nöthig. Sollte er aber nicht wissen, daß nicht alle Leser gütig sind, und daß schlechte Gedichte die Nachsicht auch der gütigsten Leser sehr leicht ermüden können. Diese Betrachtung wird ihn hoffentlich abhalten, wieder Gedichte drucken zu lassen, es sey denn, daß er mit Grunde nicht auf die Nachsicht, sondern auf die Gerechtigkeit seiner Leser sich verlassen könnte. Und das Wort Ode soll ihm hiermit ganz verboten seyn, über sein Geschwätz zu setzen, bis er wirklich weiß, was zur Ode gehört.

Die verlorne und gerettete Tugend, oder die lustwandelnde Dina und die badende Susanna, ein Drama in etlichen Gesängen, Erfurt

furt in der Homeierischen Buchhandlung, 1764. vier und ein halber Bogen in 8.

Das sind ein paar Dramata in Gesänge eingetheilt: so kauderwälsch dieser Titel ist, so kahl und ungeschmackt sind die Gedichte selbst. Der Verfasser plaudert langweilig in einer poetisch seyn sollenden Prosa, von zwey Geschichten, die in der heil. Schrift kurz und nachdrücklich erzählt werden. Es läßt seltsam, daß auf dem Titel dieser biblischen Gedichte anstatt einer Vignette die Figur eines Menschen zu sehen ist, der in einer nachläßigen halbliegenden Stellung in der rechten Hand eine Feder und in der linken Hand eine brennende Tabakspfeife hält. Vielleicht soll es das Bildniß der Stellung des Verfassers seyn, zu der Zeit, da er diese Bogen schrieb; wenigstens ist der Tabaksdampf kein unebnes Sinnbild der Dauer solcher Charteken.

Fabeln, Erzählungen, epigrammatische und andere kleine Gedichte 1. und 2ter Theil, Hamburg und Leipzig, bey Grunds Wittwe und Holle, 1763. 1764. 18 Bogen in 8.

Von kleinen Gedichten fordert man mit doppeltem Recht, daß sie äußerst fein ausgesucht und vollendet seyn sollen. Ein Mann, der achtzehn Bogen voll solcher äußerst feiner kleiner Gedichte geschrieben hätte, wäre ohnstreitig unter die großen Dichter zu rechnen. Unser Verfasser aber, der nichts ge-

thun, als wenige gute, aber desto mehr mittelmäßige, schlechte und elende Einfälle, in meistens sehr matte Reime gezwungen, wird hoffentlich selbst so bescheiden seyn, sich dieses Titels gutwillig zu begeben. Wir wollen unsern Lesern nur ein Epigram zum Beyspiel ausziehen; vielleicht hätte es der Verfasser selbst beherzigen sollen, ehe er seine Gedichte drucken ließ:

Auf Till:

Noch mehr gelehrten Mist?
Till! schmier nicht Buch auf Buch:
Wes Geistes Kind du bist,
Sieht, wer dein erstes liest,
Genug!

Gespräche mit der deutschen Muse, Berlin 1764. anderthalb Bogen in 4.

Dieß ist, wie man leicht bemerkt, eines von den flüchtigen Stücken eines großen Dichters, worinn man, der Flüchtigkeit ungeachtet, beständig Spuren eines guten Kopfes antrifft. Die deutsche Muse beklagt sich gegen den Dichter, daß sie der größte Held itziger Zeiten nicht liebt, und wer wird dieß nicht mit ihr beklagen.

Poetische Einfälle von A. L. Karschin, 1764. Erste Sammlung. Berlin, bey George Ludewig Winter. 4 Bogen in ganz klein octav.

Der Druck dieser Bogen ist ungemein artig, wir wünschten, daß wir von den Einfällen selbst dieses

dieses auch sagen könnten. Aber leider sind es nichts anders, als sehr gemeine Gedanken, in nette Reime gefaßt; die Mad. Karschin sollte sich besser zu schätzen wissen.

Moses in Midian, ein poetisch Gemälde, Erfurt, in der Homeierischen Buchhandlung, 1763. 6 Bogen in 8.

Ein mißgerathener Versuch, die Schreibart in Geßners Tod Abels nachzuahmen. Der Verfasser mag einen ziemlichen knak of writing verse und wenig wahres poetisches Genie haben. Dergleichen Leute können in allen Arten von Gedichten sich zeigen, und in allen — gleich mittelmäßig. Moses singt unter andern in diesem Gedichte ein paar anakreontische Lieder, davon wir den Anfang des einen, der Seltsamkeit wegen unsern Lesern vorlegen wollen:

Gesegnet sey der Hügel,
Auf dem ein lieblich Mädgen
Die Macht der Liebe fühlte,
Zum erstenmale fühlte,
Es wachsen schöne Blumen
Auf seinem grünen Rücken:
Kein böser Thau berauben
Ihn jemals seiner Zierde.
Dank sey den losen Büschen,
Die schützend ihn verriethen.

Und ihren Vorſatz ſtürzten,
Die Schäferey zu fliehen,
Und Wüſten durchzuwandeln
Und ewig nicht zu küſſen. u. ſ. w.

Ei! ei! der Altvater Moſes, ſingt er nicht galant, wie ein Magiſter und Mitglied von drey deutſchen Geſellſchaften!

Schilderungen für die Frauenzimmer, dem ſchönen Geſchlechte zur Beluſtigung gewidmet, von Ariſt, 2 Theile mit Kupfern 1764. vierzehn und ein halber Bogen in 8.

Sehr mittelmäßige Fabeln, kalte Moral und höchſtelende Kupferſtiche, die über jeder Fabel ſtehen, vermuthlich um zu verhindern, daß dieſe Bogen, die ohnedem niemand leſen wird, auch niemand einmal anſehen ſoll. Billig ſollte man ſolchen Leuten Feder und Dinte verbieten, die auch nicht nicht die geringſte Anlage nur zu einem erträglichen Schriftſteller, geſchweige zu einem guten Dichter, haben.

Ludwig Freyherrns von Holberg, Peter Paars, ein komiſches Heldengedicht. Neue, vermehrte und verbeſſerte Ueberſetzung. Nebſt einer Nachricht von dem Leben und den Schriften des Verfaſſers, herausgegeben von Joh. Adolph Scheiben, königl. Däniſchen Kapell-

pellmeister. Mit Kupfern. Kopenhagen und Leipzig, bey Franz Christ. Mummens Wittwe, 1764. 36 Bogen in gr. 8.

Holberg war allerdings ein Mann, der um die dänische Nation die größten Verdienste hatte, denn er hat ihre Sitten und ihren Geschmack auf eine merkliche Art verbessert. Seine satyrische Schriften finden daher in Dännemark noch bis itzt Beyfall, und diesem Beyfalle ist es ohnfehlbar zuzuschreiben, daß itzt die deutsche Uebersetzung des Peter Paars wieder gedruckt wird, die in Deutschland wohl sehr wenig wird gelesen werden. Deutsche Leser verstehen den größten Theil des komischen Witzes nicht, und was sie verstehen, kann ihnen wohl nicht gefallen; zumal da, wie wir gestehen müssen, Herr S. keine besondere Gabe zum Dichten hat. Das vorangesetzte Leben Holbergs, könnte denen gefallen, die das von Holbergen selbst lateinisch beschriebene Leben nicht gelesen haben. Ueberhaupt befürchten wir, daß Herr Scheibe so wenig Talent zur Biographie als zur Dichtkunst hat. Es ist wahr, er beschreibt alles, was geschehen ist, sehr genau und richtig, aber er weiß die Begebenheiten nicht zu verbinden, er weiß nicht wichtige Begebenheiten von schlechten zu unterscheiden, seine Schreibart ist sehr matt und schleppend; kurz, er hat alle Fehler der gemeinen deutschen Historienschreiber.

Gottlieb Wilhelm Rabners Satyren. Achte Auflage, 4 Theile. Leipzig, im Verlag der Dyckischen Buchhandlung, 1764. 66 und ein halber Bogen, 8.

Diese Ausgabe ist denjenigen zu Liebe gemacht worden, die die Rabenerschen Schriften für einen wohlfeilen Preiß besitzen wollen. Wir überlassen es denen, die den Preiß der Bücher verstehen, zu urtheilen, ob man, um diesen Zweck zu erreichen, die Schriften eines Rabeners eben hätte auf ganz schlechtem Papier, und mit alter abgenutzter Schrift, die dem Auge höchst verdrießlich wird, drucken müssen. Man hat ja von Herrn von Hagedorns Werken eine kleine Ausgabe, die auch wohlfeil ist, aber doch nicht wie ein Catechismus oder Gebethuch gedruckt worden. Ueberhaupt wollen wir bey dieser Gelegenheit die Verleger deutscher witziger Schriften ermuntern, auf bequeme Taschenedition zu denken. Die Franzosen und Engeländer, wenn sie ihre besten Schriftsteller prächtig drucken wollen, so drucken sie in Folio oder Quart, und zur Bequemlichkeit machen sie kleine niedliche Taschenedition in klein Octav und in Duodez; die deutschen Buchhändler hingegen haben sich in ein Format in groß Octav verliebt, das weder prächtig noch bequem ist. Dieß solte daher eigentlich auch blos nur zu gewöhnlichen Büchern bleiben, wo man viel Zeilen auf einer Seite haben, und sie doch nicht ganz auf Löschpapier drucken will; ferner zu Büchern, die in Bibliotheken stehen, und auch nur auf den Studierstuben der Gelehrten gelesen werden sollen, und doch

nicht so dicke sind, daß sie etwa könnten in Quart gedruckt werden. Ist es aber nicht ärgerlich, daß ein Frauenzimmer, das einen Gellert und Klopstock, ja auch einen Rabener (denn die gegenwärtige Ausgabe wird wohl nie auf die Nachttische der Damen kommen) gern mit aufs Land, oder in einen Garten nehmen wolte, sie zu Hause lassen muß, weil der unförmliche Band in groß Octav nicht in ihren Näheheutel Raum findet. Wie angenehm ist im Gegentheil nicht denen, die schöne Schriften auf ihren Spaziergängen, ja auf ihren Reisen mitnehmen wollen, das niedliche Format der Werke eines Geßners, oder die saubern kleinen Ausgaben eines Hagedorn oder Kleist? Den diesen letztern, die ihren Verlegern sonst wirklich Ehre machen, möchten wir nur erinnern, daß sie für Taschenedition en ein klein wenig zu groß sind. Liebhaber pflegen zu solchen Ausgaben das kleinste Octav zu lieben. Und wir wissen nicht warum unsere deutsche Buchhändler solch einen Abscheu vor dem Duodez haben?

Sammlung neuer Schauspiele, so wie sie auf dem Sebastianischen Schauplatze aufgeführt worden. Erster Band. Augspurg, bey Cletts Wittwe, 27 und einen halben Bogen, in groß 8.

Elende Uebersetzungen französischer und italiänischer Schauspiele. Herr S. solte seine Comödianten erst Deutsch lernen lassen, ehe sie sich unterstünden

Ueber-

Ueberseher zu werden. Doch wir irren; es ist auch ein Originalstück in diesem Bande unter dem Titel: **Constantia, oder die durch der Tochter Tugend ausgewirkte Versöhnung zwischen ihrem Vater und Großvater; ein moralisches Stück in fünf Aufzügen.** Der Verfasser dieses Stücks solte wenigstens auch Deutsch lernen. Witz und Beurtheilungskraft kann er ohnedem nicht lernen, da er sie von Natur nicht hat. **Die Matrone von Ephesus**, ist ein Stück, das einer unserer besten Köpfe in sehr jungen Jahren gemacht, und es vermuthlich itzt, ohnerachtet es nicht ganz schlecht ist, seiner nicht würdig hält, weil er es seinen Beyträgen zum Theater nicht einverleibet hat. Aber wie sehr geschieht diesem Stücke nicht unrecht, daß es zwischen den abscheulichen Uebersetzungen und originalen Unsinn herumziehender Comödianten stehen muß.

Die Verwandelungen, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Jacob Heinrich Graeser. Hamburg, 1763. 8 und einen halben Bogen, in 8.

Der Verfasser versichert in der Vorrede, daß er, wenn man ihn Sünden wider die Regeln der Dramatik vorwerfen wolle, nichts zu seinem Behufe anführen könne, als die Unschuld seiner Absichten. Nun kan unserer Meinung nach, die gute Absicht an einem schlechten Gedichte sehr wenig entschuldigen. Und wenn der Verfasser hinzu setzt, daß

zu

zu Beurtheilung dieses Stücks eine Kenntniß persönlicher Umstände nöthig sey, so können wir zwar die Nothwendigkeit davon nicht einsehen, wollen uns aber doch einer genauen Beurtheilung dieses Stücks enthalten, und den Verfasser den traurigen Vorstellungen von seinem Schicksale überlassen, welches, so viel wir aus der Durchlesung seines Stücks haben abnehmen können, darinn bestehen wird, beym Lesen mit Ekel weggeworfen, und auf der Schaubühne (wenn es ja dahin gelanget) ausgepfiffen zu werden.

Trauerspiele aus dem Englischen übersetzt, durch Johann Heinrich Schlegel, Professor bey der Universität zu Kopenhagen und Secretair in der Königl. Dän. Kanzley. Kopenhagen und Leipzig, verlegts Friedr. Christian Pelt, 1764. 23 und ein viertel Bogen, in gr. 8.

Es sind Thomsons Tancred und Eduard und Youngs Brüder, die hier in reimfreyen fünffüßigen Jamben deutsch geliefert werden. Wir wünschen mit dem Herrn Uebersetzer, daß diese Trauerspiele auf deutschen Bühnen möchten aufgeführet werden, wenigstens um zu sehen, was sie darauf für eine Wirkung thun könnten. Herrn S. Versification ist hin und wieder ziemlich hart, doch im Ganzen scheinet diese Uebersetzung zur Declamation bequem zu seyn, und das ist schon ein grosses Verdienst.

Sha-

Shakespear theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland, 4 und 5ter Band, groß 8. Zürch, bey Orell, Geßner und Compagnie, 1764. 4ter Band hält 31 und 5ter Band 27 Bogen.

Von Rechtswegen solte man einen Mann, wie Shakespear, gar nicht übersetzt haben. Ohne Känntniß der englischen Sprache, der englischen Sitten, des englischen Humeurs, kann man an dem größten Theil seiner Werke wenig Geschmack finden; wer also das obige versteht, wird diesen trefflichen Schriftsteller englisch lesen, und wer es nicht versteht, solte ihn billig gar nicht lesen. Die gegenwärtige Uebersetzung wird gewiß zu vielen schalen Urtheilen über Shakespear, und zu noch schalern Nachahmungen Gelegenheit geben. Wir können übrigens nicht verheelen, daß es uns an vielen Stellen scheint, als wenn Herr W. seinen Autor nicht genung studirt hat; seine Schreibart ist außerdem sehr unbiegsam und voller Provincialwörter, so daß seine Uebersetzung, die sonst überhaupt zu reden ganz getreu seyn mag, selten angenehm zu lesen ist.

Kleine Schriften aus den Schönen Wissenschaften und der Sittenlehre, von verschiedenen Verfassern. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1764. 13 und ein halber Bogen, in 8.

Vielerley Geschwätz durch einander. Bald Federwitz, bald seichte Kritik, bald unverdaute Gelehrsam-

lehrsamkeit, bald süße Zärtlichkeit, bald mittelmäßige Verse. So was stoppelt man zusammen, wenn man nach wohl zurückgelegten akademischen Jahren nun nach Hause kömmt, und seinen lieben Nebenbürgern zeigen will, daß man auch ein Büchelgen schreiben kann.

---

8. Johann Leonhard Staudners Rettung des Kanzleystils wider die Anfälle der Verehrer des guten Geschmacks.

In usum, non in praeconium, Simplici stilo scribe. SENECA.

Nürnberg, verlegts Wolfgang Schwarzkopf, 1764. 9 und ein halber Bogen, in gr. 8.

Da man auch dem Teufel die Defension nicht versagen soll, so kann man es dem Herrn S. nicht übel nehmen, daß er den Kanzleystyl nicht ungehört will verdammen lassen; nur wünschten wir, daß er hätte auf den Titel setzen wollen: wider den Gernwitz; denn in der That, was der Herr V. guten Geschmack nennen will, möchte wohl, wo er recht hat, nichts seyn als die Affectation solcher leute, die am unrechten Orte ihr bißchen Witz zeigen wollen. Was aber der wirkliche gute Geschmack am Kanzleystyle bessern will, möchte wohl nicht zu vertheidigen seyn.

Gellerts

4. Schöne Künste.

Gellerts geistliche Oden und Lieder mit Melodien, von Carl Philipp Emanuel Bach, in breit Folio, 60 Seiten. Berlin, bey Georg Ludewig Winter, 1764. Dritte Auflage.

Man verkennet auch in diesen Odenmelodien den feurigen und erfindungsreichen Geist unsers Herrn Bach nicht. Sie scheinen zwar eigentlich mehr zum Clavierspielen als zum Singen eingerichtet zu seyn. Indessen findet doch ein durch gute Vorübungen genugsam zubereiteter Hals hierbey vielfältige Gelegenheit, sich im guten Vortrage der kleinen Manieren, im Treffen verschiedener nicht ganz leichter Tonfolgen, und überhaupt im Ausdrucke fertiger und sicherer zu machen. Diese dritte Auflage giebt den verdienten Beyfall, welchen diese Oden bey dem Publico haben, genugsam zu erkennen. Als ein Anhang sind hiebey noch zwölf andere geistliche Odenmelodien von eben diesem Componisten dazu gekommen.

Kleine Sing- und Spielstücke fürs Clavier von verschiedenen Meistern. Erste und zweyte Sammlung. Berlin, bey Fr. Wilh. Birnstiel, 1764.

Die meisten dieser kleinen Stücke sind aus Herrn Marpurgs kritischen Briefen, und andern Sammlungen nachgedruckt. Die Liebhaber dieser Art von Oden scheinen nun bald wenigstens für 50 Jahre versorgt zu seyn. Berlin.

Berlin. Am letztverwichenen Charfreytage war in der hiesigen Peterskirche, durch die gute Ausführung verschiedener Königlicher und anderer Virtuosen, eine uns noch neue Passionsmusik zu hören. Der musikalische Verfasser derselben ist Herr Gottfried August Homilius, Cantor und Musikdirector an den beyden Hauptkirchen in Dresden.

Wir bedauern, daß der Text zu dieser Musik, bey einigen guten Gedanken, und bey einer zur Musik nicht unbequemen mechanischen Einrichtung, gar zu platt und gar zu unpoetisch ist. Desto mehr Dank aber wissen wir dem Tonsetzer derselben, welcher sich auch hierin als einen der besten itztlebenden Kirchencomponisten, aus dem sich Deutschland eine wahre Ehre machen kann, bewiesen hat. Schöne Melodie, reine Harmonie, feurige, fremde, andern nicht abgeborgte Erfindungen, ein richtiger, angemessener, öfters bis zu Kleinigkeiten witziger, aber doch darüber niemals ins Niedrige oder Läppische fallender, sondern immer ernsthaft und erhaben bleibender Ausdruck, sind die vornehmsten Eigenschaften seiner Arbeit. Seine Fugen sind weder seicht noch pedantisch. Alles verräth einen Mann, der mit der Musik auch Einsichten in andere Wissenschaften zu verbinden gewußt hat. Dieser geschickte Mann ist, wie wir merken, in seinem deutschen Vaterlande nicht so bekannt, als er es wegen seiner Verdienste würdig wäre. Wir haben einen Eilz, Gluck, Schwindt und andere seichte und elende Componisten oft in öffentlichen Blättern gerühmt

und — risum teneatis amici — wohl gar einem Graun oder Hasse an die Seite gesetzt gefunden; wir halten es also für unsere Schuldigkeit, dem deutschen Publicum einen Componisten bekannt zu machen, der alle Aufmunterung verdient, und durch seine glückliche Composition seinem Vaterlande wirklich Ehre macht.

5. Mathematik.

Beschreibung eines kleinen regulären sechseckichten Kriegsplatzes von einer neuen und des jetzigen gewaltsamen Angriffs mehr proportionirten Erfindung. Frankf. und Leipzig bey Brönner 1764. gr. 4. 7 Bogen 3 Bogen Kupfer.

Der Verfasser will keine Manier zu fortificiren angeben, die auf alle Vielecke paßte, auch nicht große Städte befestigen, sondern nur eine Festung vorschlagen, die einen Paß zu versichern u. d. g. dienen könnte, und keine Einwohner enthält, als die zum Soldaten gehören. Sie soll sich, nach des Verfassers Absichten, so lange halten können, bis sie der Erde gleich gemacht ist. Einen Begriff davon hier zu geben ist unmöglich, zumal da des Verfassers Entwurf von den gemeinen Manieren sehr weit abweicht. Diese wenige Bogen verdienen aber von Liebhabern der Befestigungskunst selbst mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, da sie sehr viel Gutes enthalten. Wo man

uns

uns recht berichtet hat, ist der Verfasser der gelehrte Professor der Mathematik und Philosophie zu Gießen, Herr Böhm.

Anhang zu Friedrich Wilhelm Gerlachs kleiner mechanischen Weisheit. Wien, bey Trattner, 1764, groß 8. 3 Bogen, 4 Kupfertafeln.

In dieser Sammlung von fünf Aufsätzen beschreibt der erste und zweyte eine Maschine, die Unrichtigkeit eines gewissen Hauptsatzes in des Verfassers Beschreibung des Druckwerks zu ziehen. Herr G. macht dieses hier mit einer lobenswürdigen Aufrichtigkeit bekannt. 3. Eine neue Windwaage. Der Wind erhebt eine Fläche aus der Verticallage in eine schiefe, deren Neigung sich messen, und dadurch die Stärke des Windes angeben läßt. Der Gedanke ist sehr artig; Herr G. weiß nicht ob jemand vor ihm darauf gekommen. In Herrmanns Phoronomie steht ein ähnliches Verfahren, vermittelst einer Kugel, die man an einem Faden in einen Fluß henkt, die Geschwindigkeit des Flusses zu messen. Robins Maschine, die Geschwindigkeit einer geschossenen Kugel zu messen, beruht auf einem ähnlichen Grunde, nur daß bey der Windwage die erhebende Kraft anhaltend ist. 4. Rechnung von der Schwere, Höhe und Dichte der Luft. Herr G. nimmt an, daß sich die Dichte der Luft wie die darauf drückende Luftsäule verhalte, und führt auf diesem Grunde mühsamere Rechnungen

als er nöthig gehabt hätte, da man bekanntermaßen vermittelst der Rechnung des Unendlichen ganz leichte fortkömmt, wenn man diesen Satz, oder irgend ein anderes Gesetz der Zusammenrückung der Luft annimmt. 5. Eine Regel, die Dicke der Futtermauer des Walles einer Festung zu finden. Wenn statt der Erde, welche von der Futtermauer zusammengehalten werden soll, Wasser wäre, so ließe sich der Druck desselben auf die Futtermauer, nach der bekannten hydrostatischen Lehre vom Drucke des Wassers auf den Seiten des Gefäßes bestimmen. Herr G. sieht die Erde als halb flüßig an, oder er setzt den Druck der Erde halb so stark als der Druck einer gleich schweren flüßigen Materie seyn würde; daraus leitet er seine Formeln her. Er scheint bey einer guten mechanischen Geschicklichkeit auch in der Theorie nicht unbekannt zu seyn, und seine Scharfsinnigkeit würde ihn ohne Zweifel noch viel weiter bringen, wenn er nebst den Anfangsgründen der gemeinen Algebra, in denen er geübt ist, sich auch der höhern bedienen wollte.

6. Naturlehre und Naturgeschichte.

Hauptsätze und Erklärungen jener physikalischen Versuche, welche auf dem akademischen Saale in München öffentlich angestellet werden. Auf Befehl der Churf. Akad. der Wissenschaften herausgegeben von P. J. K. München, mit akad. Schriften, 1763. 146 Octavseiten.

Diese

Diese Schrift ist nur denen zu gefallen abgefaßt, welche sich der gesehenen Versuche erinnern, oder was sie sehen werden, voraus wissen wollen. Mathematische Beweise haben wegbleiben müssen. In den Ausdrückungen scheinen hier und da kleine Unrichtigkeiten zu seyn. Z. E. 51 S. heißt es vom Magnet: der eine Pol ziehe das Eisen an sich, der andere treibe es weg, (unmagnetisches Eisen wird von beyden angezogen, und magnetisches nach Beschaffenheit der Umstände, itzt von dem, itzt von jenem weggestoßen, da hier gesagt zu seyn scheint, ein bestimmter Pol stieße allemal das Eisen weg) Die magnetische Kraft wird dem Eisen durch Reiben mitgetheilt (nicht durch so ein Reiben, wie die Electricität erregt. Eigentlich durch Streichen) die Nadel wird sich nie gerade auf der Mittagslinie stellen, (wo nicht in Baiern, doch an andern Orten.) Den Schluß macht die Naturgeschichte.

Onomatologia curiosa artificiosa et magica, oder ganz natürliches Zauberlexicon, welches das nöthigste, nützlichste und angenehmste in allen realen Wissenschaften überhaupt, und besonders in der Naturlehre, Mathematik, der Haushaltungs- und natürlichen Zauberkunst, und aller andern, vornehmlich auch curieuser Künste, deutlich und vollständig nach alphabetischer Ordnung beschreibet ⁄ ⁄ ⁄ von einer in diesen Wissenschaften sich sehr viele Jahre übenden Gesellschaft. Zwote viel vermehrte Auflage.

Nürnberg, auf Kosten der Raspischen Handlung, 1764, groß 8. 2 Alph. 6 Bogen 1 Kupfertafel.

Warum hat man denn diesem Buche einen Titel gegeben, dessengleichen in diesem Jahrhunderte noch nicht gelesen worden; denn hier ist kaum die Hälfte angeführt. Vor hundert Jahren waren solche lange Titel gewöhnlicher. Auch selbst das Hauptwort des Titels ist noch aus den Zeiten des Porta. Schwenter, der doch noch in den Hexenzeiten lebte, nannte ein Werk, das dem Inhalte, obwohl nicht der Einrichtung nach, gegenwärtigen ähnlich ist, mit besserm Geschmacke mathematische Erquickstunden. Diese Erinnerung wider gegenwärtigem Titel ist desto gegründeter, weil er wirklich ein ungegründetes Vorurtheil wider das Buch erregen könnte, denn die Sammlung selbst enthält viel angenehmes und nützliches aus den besten auch neuern Schriftstellern. Manche Artikel dürften freylich dem, den sie noch unterrichten sollen, unverständlich seyn; wie nothwendig ist, wo man Lehren aus ihrem natürlichen Zusammenhange reißt, und nach dem abc vorträgt. Da die Artickel fast durchgehends wahren Unterricht geben, so ist es schade, daß einige darinnen sind, wie 1345 Spalte: man solle sich so viel Vorderblätter auf den Kopf binden, so viel Stunden man schlafen will. Uebrigens dürfte jemand, der sich um die Naturlehre, Mathematik und Künste mit Eifer bekümmert hat, ein solches Werk allein zusammentragen können, ohne daß eben eine sich viele Jahre übende Gesellschaft dazu nöthig wäre. Mehr Kupfer würden manchen Artickel erläutert haben.

7. Philo-

7.

Philologie und Kritik.

Noua Clauis Homerica, cuius ope aditus ad intelligendos sine interprete Iliadis libros omnibus recluditur. Interspersae sunt selectae clariss. Virorum *Clarckii*, *Ernesti*, *Spondani* etc. annotationes et scholia. Opera *Io. Schaufelbergeri*, publici in Schola Turic. Paedagogi. Tom. III. I. P. Turici litteris Heideggeri et S. 1764. 22 B.

Dieser unglückliche Einfall, die grammatische Wortauflösung der Worte des Homers in vier groß Octavbänden herauszugeben, ist noch unglücklicher ausgeführet, indem Anfängern in der Sprache das Lesen und der Verstand der griechischen Worte doch nicht mehr erleichtert ist, als durch Aufschlagung eines Wörterbuchs geschehen seyn würde; außerdem aber Anmerkungen mit einer Wahl eingestreuet sind, welche sehr wenig Beurtheilung und Geschmack anzeigt, und auch zu nichts weiter dienen kann, als junge Leute zu veranlassen, mit eben so wenig Beurtheilung und Geschmack zu lesen.

Martianus Capella, editus cura L. *Walthardi*. Bernae aere Wagneri, 1763. 8. 92 S.

Ein überaus sauberer, und so viel wir sehen, correcter Abdruck eines Schriftstellers, der bey einer großen Gelehrsamkeit und einer lebhaften und

reichen Einbildungskraft doch ein schlechter Schriftsteller ist, und einen traurigen Beweis von der Unvermögenheit beyder Vorzüge den elenden Geschmack eines verdorbenen Zeitalters zu verbessern, abgeben kann. Die grotische Ausgabe, Leiden, 1599. ist zum Grund gelegt; was aber den Werth dieser neuen Ausgabe erhöhet, ist ein Anhang von abweichenden Lesarten, welche vom Bongars zu einem itzt in der bernischen Bibliothek befindlichen Exemplar aus der Heinrich Petrischen Ausgabe, 1532, am Rande beygeschrieben waren. Herr Walthard hat dem Ansehen nach den Entschluß gefaßt, mehr alte Schriftsteller auf gleiche Weise zu liefern, und mit den kleinen lateinischen Dichtern, dem Gratius Faliscus ꝛc. nach der burmannischen Ausgabe den Anfang zu machen.

Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica. Classis quartae, fasciculus primus. Bremae et Amstelodami, sumtibus Bibliopolarum G. W. Rumpii et H. Vieroot, MDCCLXIV. 8. 202. pag.

Gegenwärtiger Band enthält folgende Abhandlungen, 1) Olai Celsii historia linguae et eruditionis Arabum, Cap. I. et II. worinn von dem Ursprunge und den Schicksalen der arabischen Sprache vor den Zeiten Mahomets gehandelt wird. Wie sich solche in der Folge abgeändert, haben wir in dem künftigen Bande unter einigen Capiteln dieser gelehrten

lehrten und schätzbaren Dissertation zu erwarten. 2) Iohannis Christophori Harenbergii expositio Psalmi XCII, ad Iosaphati aetatem posteriorem revocati et expositi. 3) Henrici Heisenii Dissertatio philologico-theologica posterior ad Rom. I. 17. qua aliorum de τοις εκ πιστεως εις πιστιν sententiae trutinantur. 4) Ferdinandi Stosch, S. T. D. et V. D. M. Reg. Gymn. Ioach. Prof. etc. exercitatio philologico-exegetica, qua optimi sospitatoris promissio Ioh. XIV, 2. enodatur. Herr St. sucht die ganze Schwierigkeit dieser Stelle dadurch zu heben, daß er die Apodosin des zweyten Satzes frageweise ausdrückt: Wenns nicht so wäre, würde ich wohl zu euch sagen, daß ich hingienge, euch die Stäte zu bereiten? 5) Eliae Palair et Auctores Classici et quidem Marcus. 6) litteraria.

Mischnah oder Text des Talmuds; das ist: Sammlung der Aufsätze der aeltesten und mündlichen Ueberlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen pharisäischen Judenthums — Sechster Theil. Tohoroth von den Reinigungen nach den verschiedenen Arten der Unreinigkeit. Aus dem Ebräischen übersetzt, umschrieben und mit Anmerkungen erläutert, von Johann Jacob Rabe, Stadtcaplan in Onolzbach. Onolzbach, bey Jacob Christoph Posch, 1763. 4. 3 Alphabeth, 2 Bogen.

So mögen sie denn unaufgelöset bleiben, bis Elias kommen, drückt sich einmal der gelehrte Herr R. kurz und gut aus, da er die Klage eines Rabbinen über gewisse Schwierigkeiten einiger Erklärungen angezeigt — Uns fiel dabey der Gedanke unsers Glücks ein, daß wir auf keinen Elias weiter warten dürfen, der die Mischnah uns im Deutschen verständlich mache. Denn so schließt Herr R. mit diesem Theil die völlige Uebersetzung derselben. Die innere Einrichtung sowohl als die äußerliche Zierde krönen das Ende, wie sie den Anfang und Fortgang des, fast möchten wir sagen, gigantisch herzhaften Unternehmens, verschönert. Wäre es nicht zu spät, so würden wir noch ein fünftes allgemeines Register der verschiedenen Lesarten, die Herr R. fleißig in denen Anmerkungen angezeigt, uns gubitten — Und nun die Gemara. Doch dies hieße von einem so freygebigen Manne zu unverschämt fodern.

8.

Haushaltungskunst.

Abhandlung von Zwiehelgewächsen, worinnen alles dasjenige, was sowohl zu deren Bau und Fortpflanzung, als auch zu nöthiger Pflege und Wartung dieser Gewächse erforderlich ist, den Blumenliebhabern aus vieljähriger Erfahrung aufrichtig eröffnet wird; aus dem Französischen, des Herrn Nicolaus van Kampen und Sohn, Blumisten zu Harlem in Holland.

land. Regenspurg, verlegts Johann Leopold Montag, 1764. 9 Bogen in Octav.

In drey Abhandlungen wird von der Hyacinthe, Tulipane, Ranunkel und Anemone sehr schön und aufrichtig angezeigt, was ein Liebhaber zur Cultur dieser schönen Blumen zu wissen nöthig hat.

In der vierten Abhandlung werden diejenigen Zwiebelgewächse benennet, welche vom Februar bis im October blühen, wie selbige zu pflanzen, und wie sie außer und vor der Zeit zur Blüthe zu bringen.

Kurzgefaßte, doch gründliche Anweisung zu vortheilhafter Anlegung und Unterhaltung eines wohlbestellten Blumengartens, nebst genauer Beschreibung der Art, Gestalt, Pflege und Vermehrung diensamer Blumengewächse mitgetheilet, und mit vollständigen Registern versehen, von Johann Wilhelm Hönert, Prediger der Gemeine zu St. Jurgen, im Herzogthum Bremen, der bremischen deutschen Gesellschaft Mitgliede. Zwote vermehrte Auflage. Bremen, im Verlag Georg Ludwig Försters, 1765.

Der Verfasser hat dieses Buch aus denen selbst angestellten Versuchen und Beobachtungen geschrieben, es enthält kürzlich alles, was zu Anlegung und Unterhaltung eines Blumengartens erfordert wird.

Muſeum ruſticum et commerciale, oder auserleſene Schriften, den Ackerbau, die Handlung, die Künſte und Manufacturen betreffend, aus der Erfahrung genommen, und von verſchiedenen in dieſen Verrichtungen geübten Männern mitgetheilet, von einigen Mitgliedern der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte Manufacturen und Handlung aber durchgeſehen und herausgegeben, aus dem Engliſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. Erſter Band, Leipzig 1764. bey Joh. Friedrich Junius 1 Alph. und 7 Bogen, nebſt einem Kupfer.

Es beſteht dieſer erſte Band aus 55 Abhandlungen oder Briefen, welche der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte, Manufacturen und Handlung in England zugeſchicket worden. Obgleich ſelbige von Engländern zum Nutzen der engliſchen Nation geſchrieben ſind, ſo ſind dennoch einige Sachen darinn enthalten, welche in unſern Ländern zu neuen Verſuchen Anlaß geben, zum Theil auch mit Nutzen angewendet werden können.

Des Haußvaters. Erſtes Stück mit dazu nöthigen Kupfern verſehen. Inhalt: 1. der Pflug 2. Anweiſung, wie unſere Saatfelder beackert und beſtellet werden ſollen. Hannover. In Verlag ſel. Nic. Förſters und Sohns Erben

Hof-

Hofbuchhandlung 1764. 14 Bogen und 2 Bogen Kupfer, groß 8.

Da in unserm Deutschlande sonderlich in Obersachsen sich ganze Gesellschaften so zu sagen, um die Wette bemühet, zum Nutzen des Vaterlandes in der Haushaltungskunst lehrreichen Unterricht zu geben. So hat nunmehro auch der Herr Landdrost von Münchhausen angefangen, seine Anmerkungen, welche er aus einer 20jährigen Erfahrung gesammlet, bekannt zu machen, woraus diese periodische Schrift entstanden, welche die niedersächsische und westphälische Haushaltung zum Augenmerk haben wird. In gegenwärtigem ersten Stück ist 1) die umständliche Beschreibung eines deutschen Pfluges, nämlich, was die Structur und Theorie betrift, enthalten, die Verbesserung desselben hat der Herr Verfasser noch zurückgelassen, um sie durch den Beytrag einiger Landwirthe vollkommener zu machen: und 2) eine Anweisung, wie die Saatfelder beackert und bestellet werden sollen. Hier hat der Herr V. die Absicht, die ersten Gründe des Feldbaues in einem Zusammenhange so kurz wie möglich vorzutragen, so daß ein Haußhalter sich dieses Aufsatzes als seines Catechismus bedienen könne: worinn ihm die vornehmsten Arbeiten von Feldbau vorgeschrieben und alles aus einer langen Erfahrung, richtigen Gründen, und hinlänglicher Ueberlegung bestätigt und erwiesen worden. Der Herr Verfasser verspricht in den folgenden Stücken, deren 3. einen mäßigen Band ausmachen können, den Feld- Garten- Holz- und Wiesenbau betreffende

fende Abhandlungen, sodann eine umständliche Berechnung von den vornehmsten europäischen Maaßen und Gewichten, auch eine Beschreibung von allen bey uns bekannten Erd- und Steinarten folgen; und demnächst eine weitere Anweisung zur näheren Känntniß der Natur und zur Bildung des Herzens mitzutheilen gedenket, und auf solche Art soll das ganze Werk eine Aehnlichkeit mit des Herrn Abts Pluche Spectacle de la Nature haben. Zugleich offeriret der Herr Verfasser einige ansehnliche Prämia vor diejenigen, welche die besten Abhandlungen, auf die vorgelegte Fragen, so zu Ende der Vorrede beschrieben sind, einsenden werden.

9. Vermischte Nachrichten.

Der neue Bienenstock. Eine Sittenschrift der Religion, Vernunft und Tugend gewidmet. Von dem Verfasser und Herausgeber des ersten Bienenstocks. Erster Band. Hamburg bey J. C. Brandt, 1764. gr. 8. 1 A. 6 B.

Die erste unter dieser Aufschrift erschienene moralische Schrift ist zu rühmlich bekannt und hat so viele Leser gefunden, als daß zu Empfehlung sowohl als Bestimmung des Werthes von gegenwärtiger etwas weiter nöthig wäre, als zu sagen, daß sie sich von eben dem Verfasser, Herr J. D. Leyding, herschreibt, und daß dieser Band aus sechzig Stücken bestehet, welche das Gemüth des Lesers mit Empfindun-

pfindungen der Tugend und Religion erfüllen können.

Freye Beurtheilung die neueste Litteratur betreffend. Ersten Bandes erstes Stück. Jena und Leipzig, bey C. F. Gollner 1764. 8. 6 B.

Diese periodische Schrift tritt, so viel wir sehen, an die Stelle einer andern, der kritischen Nachrichten. Schwerlich dürfte dem Verfasser, denn alle Artickel gehen aus einem Tone, sein eigener Vorrath von Witz, Geschmack und Kunst sich wohl auszudrücken, ein Recht zur Beurtheilung andrer geben; gleichwohl sucht er an der Gottschedischen Schule zum Ritter zu werden. Wer glaubt seit einiger Zeit nicht Witz zu haben, der einen Lufstreich nach diesen Riesen gethan hat, den doch nichts verwunden kann. Das einzige vorzügliche, was wir an dieser periodischen Schrift finden, ist, daß wir daraus die Existenz zweyer bis dreyer witziger Schriften erfahren haben, von denen wir ausserdem in einer völligen Unwissenheit würden geblieben seyn.

Herrn Alexander Pope, Esq. sämmtliche Werke mit Wilh. Warburtons Commentar und Anmerkungen, aus dessen neuster und bester Ausgabe übersetzt. Fünfter Band, Altona bey Dav. Iversen 1764. 1 Alphabet gr. 8.

Dieser

Dieser Band begreift die Dunciade. Uns deucht, der Uebersetzer müsse wohl eine kleine Unruhe in seinem Herzen gespürt haben, als er an dieses Werk von Popen gekommen ist — denn vielleicht würde die allermühsamste Uebersetzung weit unter dem Original bleiben. Indessen ist in der That dem Ansehen nach dieser Theil etwas fleißiger gearbeitet als die meisten von den vorhergehenden.

Gesammlete Frauenzimmerbriefe zum Unterrichte und Vergnügen. Aus verschiednen Sprachen. Eilfter Band, Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1764. klein 8. 254 Seiten.

Den größten Theil dieses Bandes macht die Fortsetzung der witzigen und artigen Briefe der Mademoiselle de Jussy aus, von welchen die Uebersetzung leichter und ungezwungener gerathen ist, als einiger anderer in den vorhergehenden Theilen. Einige Briefe vermischten Inhalts aus dem Englischen, gehen voraus, unter welchen im sechsten und siebenten der Contrast der europäischen und chinesischen Galanterie besonders Aufmerksamkeit erreget und verdienet.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des ersten Bandes zweytes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1765.

Bibliothèque
universelle
des Dames

Nachricht:

Der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin erbiethet sich von itzt an bis zur Ostermesse 1766. inclusive folgende nüzliche Bücher, den Bücherliebhabern um sehr billige Preise, und zum Theil um die Hälfte des bisherigen Verkaufpreises gegen baare Bezahlung in wichtigen Louisd'or à 5 Rthl. gerechnet, oder in Münzen von gleichem Werth, zu verlassen, als:

1) Joh. Leonh. Frischens deutschlateinischen Wörterbuch, darinnen nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesezten allgemein gebräuchlichen Wörter; sondern auch die bey den meisten Künsten und Handwerkern, bey Berg- und Salzwerken, Fischereyen, Jagd- Forst- und Hauswesen, u. a. m. gewöhnliche deutsche Benennung befindlich, vor allen, was noch in keinem Wörterbuche geschehen, denen Einheimischen und Ausländern, so die in den mittlern Zeiten geschriebenen Historien, Chronicken, Uebersetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken verstehen wollen, möglichst zu dienen, mit überall beygesezter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen Bücher zu finden, sammt angehängter theils versicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und kritischen Anmerkungen; mit allem Fleiß viel Jahre über zusammengetragen, und jezt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbesserung überlassen. Nebst einem Register der lateinischen Wörter, 2 Theile.

Dieses sehr vortrefliche, und allen Liebhabern der deutschen Sprache genugsam bekannte Werk, ist das

beste deutsche Wörterbuch, so wir bis dato besitzen. Es zeuget von der großen Gelehrsamkeit des Verfassers; und ist allen denen, die die deutsche Sprache gründlich studiren wollen; unentbehrlich. Es bestehet aus zwey Bänden in groß 4. ist bisher für 5 Rthl. 12 gl. verkauft worden, und wird itzt für 3 Reichsthaler angeboten.

2) Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Diese Sammlung ist gleichfalls von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt. Sie enthält nicht allein, die wichtigsten Abhandlungen der Ausländer, die zur Beförderung der schönen Wissenschaften und schönen Künste gereichen können, sondern auch sehr wichtige Originalabhandlungen, wohin insbesondere eines Ungenannten Abhandlung vom Genie, und Herrn Prof. Sulzers Theorie der Empfindungen zu rechnen sind. Dies Werk bestehet aus sechs sauber gedruckten Bänden in groß Octav, welche mit den Bildnissen der berühmten Schriftsteller und Künstler, der Herren, Wille, Zachariä Sulzer, Graun, Schmid, Hasse, gezieret sind. Es soll für den sehr billigen Preiß von 2 Reichsthalern verlassen werden. Den dritten und die folgenden Bände wird man auch einzeln haben können; jeden Band der aus zwey Stücken bestehet für 10 Groschen, oder jedes Stück für 5 Groschen. Nach der Ostermesse 1766. aber, werden einzelne Stücke dieses Werks gar nicht mehr besonders gegeben.

3) The Works of *Alexander Pope* Esq. in ten Volumes complete; with his last Corrections Additions and Improvements as they were delivered to the Editor a little before his Death together with the

Com-

Commentary and Notes of *Mr. Warburton. X. Volumes.* Nebst einem von dem berühmten Meil, gezogten Titelblatte und vielen andern saubern Kupferstichen.

Diese vollständige Ausgabe von Popens Werken, ist sehr sauber und correct gedruckt, und enthält ausser des berühmten Warburtons, sämmtlichen Commentarien und Noten, alle Kupferstiche der englischen Ausgaben in groß Quart und groß Octav. Diese Ausgabe ward sonst für 8 Reichsthaler verkauft, man bietet sie aber itzt den Liebhabern der engländischen Litteratur für 5 Reichsthaler an.

4) D. Nathanael Lardners Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, darinn die im Neuen Testament beyläufig gemeldeten Begebenheiten, aus alten Schriftstellern die mit unserm Heilande und seinen Jüngern zu gleicher Zeit, oder derselben nahe gelebet, bestätiget werden. Aus dem Englischen übersezt. Mit einer Vorrede D. S. J. Baumgartens.

Dieses treffliche Werk einer der größten englischen Gottesgelehrten, beweiset die Wahrheit der christlichen Religion aus der Uebereinstimmung der Profanscribenten. Es erläutert zugleich die Kirchenhistorie der ersten Jahrhunderte, und da der V. sich beständig auf das Ansehen und die Schriften der Kirchenväter berufet, so ist es nicht allein für Protestanten, sondern auch für Katholische sehr nüzlich zu gebrauchen. Die fünf Bände in groß Octav, woraus dieses Werk bestehet, sind bisher für 4 Rthl. 9 gl. verkauft worden, und werden itzt für 2 Reichsthaler angeboten.

Nach der Ostermesse 1766. werden diese Bücher nicht anders, als um den gewöhnlichen Preiß, um den

sie bisher verkauft worden, zu haben seyn. Die Liebhaber, die sich diese nüzlichen Bücher für so niedrige Preise anschaffen wollen, belieben sich an den Verleger selbst nach Leipzig, Berlin und Stettin franco zu addreßiren, oder sich auch an die vornehmsten Buchhandlungen Deutschlandes, imgleichen an diejenigen Gönner, die ihnen diese Nachricht mittheilen werden, zu wenden.

Wer 10 Exemplare von einem Buche zusammen nimmt, oder colligirt, empfängt für seine Bemühung entweder das 11te umsonst, oder kann nach Belieben, von dem postfrey einzusendenden Gelde, von jedem Thaler 2 gl. abziehen. Sollte aber jemand von allen 4 Büchern 10 Exemplare zusammen nehmen, der soll nicht allein von jedem das 11te Exemplar umsonst, sondern noch dazu vom Gelde einen Rabbat von 8 pro Cent genießen.

Es werden keine Exemplare ohne postfreye Einsendung des Geldes verabfolget. Zu Leipzig, Berlin und Stettin werden sie franco abgeliefert, an andern Orten werden die Liebhaber sich gefallen lassen, die wenige Fracht zu tragen.

Leipziger Michaelmesse 1765.

Inhalt

der in dem zweyten Stück recenſirten Bücher.

I. L'Iliade d'Homere par M. Bitaube II Tom. Seite 1
II. Der flüchtige und wieder zurückgekehrte Mönch vom Berge Athos 37
III. J. H. Kirchhofs Abhandlung von beſondern Soldatenrechten, Vorzügen und Freyheiten 45
IV. S. F. Treſcho Briefe über die neueſte theol. Litteratur 1ſten Th. 51
V. Betrübte Folgen, welche der neue Münzfuß für das gemeine Weſen, beſonders das zu Frankfurth, nach ſich ziehet 75
VI. Stratonis aliorumque vet. Poetar. Graecor. Epigrammata, nunc primum a C. A. Klotzio edita 78
VII. W. Trilleri Theſaurus Medicamentorum tam ſimplicium, quam compoſ. locupletiſſimus 80
VIII. Evangelium Matthäi, Briefe an die Römer, Korinthier, Epheſer und Coloſſer von neuem überſ. 87
IX. Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder Abentheuer des Don Sylvio von Roſalva 97
X. Beurtheilung der Schrift: Vom Werth der 8 Geſichte im Chriſtenthum 108
XI. H. C. Bar. de Senckenberg obſervationes variae de iuſto cameralí hodierno etc. 122
XII. H. I. Collin Obſervationum acutos chronicosque circa morbos factarum P. I. 126

XIII. F. A. Sorgens Allerley über das mittlere Zeitalter des deutschen Reichs . . . 130
XIV. F. G. Meiers Beurtheilung der Betrachtungen des H. M. v. Argens über den Julian 134
XV. J. A. Cramers Andachten in Betrachtungen, Gebethen und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke, 1ster Th. . . . 151
XVI. Der Greis, 1ster bis 3ter Th. . . . 167
XVII. J. F. Barths paraphrastische Erklärung des Buchs Hiob . . . 178
XVIII. A. v. Haller Elementa Physiologiae corporis humani, T. VI. . . . 197
XIX. C. W. F. Walchs Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen ꝛc. bis auf die Reformation . . . 196
XX. Comische Erzählungen . . . 215
XXI. Cecilia, oder die gottlose Tochter . . . 228

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

J. D. Cube Anmerkungen über Heumanns Erweis ꝛc. . . . 234
J. C. Schorlers Paßionsbetrachtungen . . . 271
M. G. Rosts Auszüge h. Reden v. J. 1763 ebend.
Unpartheyische Geschichte der Religionsänderung des Herrn Landgrafens von Hessencassel . . . 278
Tellers Schreiben an Herrn Boysen . . . 285
J. E. F. Heusingers gesammlete Leichenpredigten . . . 288
Zwey Briefe an Hrn. M. C. F. Bahrdt . . . 345

2) Rechtsgelahrheit.

I. H. Boehmeri Exercitationes ad Pandectas S. 247
J. H. E. Selchows juristische Bibliothek 248
E. U. Grupens Anmerkungen aus den deutschen Rechten 249
J. B. Hofers Beyträge zum Policeyrechte der Deutschen 250
F. G. Pipers Beschreibung des Markenrechts in Westph. ebend.
I. Claprothii Iurisprudentiae heuremat. P. II. 252
J. F. Klotsch Untersuchung des Verzellens ꝛc. 253
Uhls zwote Fortsetzung des Sigelischen Corp. Iur. 254
I. G. Daries Institutiones Iurisprudentiae Vniuers. ebend.
C. Weidlichs Nachrichten von itztlebenden Rechtsgelehrten 6ter Th. 259

3) Arzneygelahrheit.

I. Huxham Opera physico-Medica T. I-III. 256
I. F. Rübelii Materia medica ebend.
C. Weisbachs Cur aller Krankheiten 257
Das bestrittene Vorurtheil, die Einpfropfung der Kindspocken und Beerdigung der Todten ꝛc. betreffend ebend.
M. F. L. Eisfelds Angenehmes und Unangenehmes bey Ausübung der Geburthshülfe ꝛc. 258
Mittel zur Fröhlichkeit nach Gründen der Arzneygelahrheit ebend.

J. G. Kölreuters fortgesetzte Nachricht von das Pflanzengeschlecht betreff. Versuchen S. 259
I. C. Hefteri Museum disputator. Phys. Med. tripart. V. I. ebend.
J. Astrues Abhandl. aller Venuskrankheiten 260
F. Martini Spur zum Begriff von Erschütterung des Gehirns 261
J Pauli medicinischer Richter 262
G E. Stahls Beweis von den Salzen 263
P. C. Fabricii Plantae Horti Med. Helmstad. ebend.
Florae Danicae Iconum Fasc. I. et II. 264
G. Morhofs Abhandlung von Verwandlung der Metalle ebend.
Der hermetische Triumph 265
G. Reygeri Tentamen Florae Gedanensis ebend.
Stücken aus dem Pflanzenreiche, welche in Apotheken aufbehalten werden müssen 266
I. G. Gleditsch Systema plantar. a staminum situ ebend.
N. I. Iacquin Obseru. Bot. Iconibus ab auct. del. Illust. P. I. 267

4) Schöne Wissenschaften.

Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums 268
Selinde, eine Rittergeschichte ebend.
Jüdische Schäfergedichte 269
Lieder zum unschuldigen Vergnügen 270
Humphrey Polesworth Trappenschütze 271
J. C. Cunots geistliche Lieder, 4 Theile 272
Fragmente, Versuche und Kleinigkeiten ebend.

S. Geßners Schriften, 4 Theile S. 273
Empfindungen eines Jünglings ebend.
Anakreontische Erzählungen 274
Herrmann, ein Heldengedicht aus dem Deutschen übersetzt ebend.
Der Auswähler 275
Der ehrliche Mann 276
Allgemeine Bibliothek des Schönen und Guten, 1ster B. 278
Versuche über den Charakter der italien. Dichter 279
Geschenke für meine Freunde und Freundinnen 280

5) Geschichte, Geographie, Staatsrecht.

F. C. Schminke Monimenta Hassiaca 280
G. D. Hoffmann Linguae Gallicae Ius publ. Germ. 282

6) Mathematik.

Der Schulzische Vorschlag, die Meereslänge zu finden 283
G. C. Renard Abhandl. von der 1764 sich ereigneten Sonnenfinsterniß 286

7) Naturlehre und Naturgeschichte.

Du Hamel du Monceau Abhandlung von Bäumen ꝛc. übers. von C. C. Oelhafen 287
Abhandlung aus der Naturlehre aus dem Schwed. übers. von A. G. Kästner 288

8) Philologie und Kritik.

B. W. D. Schulzens Kritik über Ausgaben der Ebr. Bibel 289

H. G. Clemmii nouae amoenitates litterariae S. 292

9) Haushaltungskunst.

J. W. H. Etwas von der Teicharbeit ꝛc. 292
Ebendesselben Anweisung zu Blumengärten 293

10) Vermischte Nachrichten.

Babioles literaires et critiques en prose et en vers 294
Die nach astronom. Lehrsätzen lehrende Chiromantie 295
P. J. Marpergers Handelscorrespondent 296
Briefe eines Chinesischen Weltweisen an seine Freunde, 2ter Th. 297
Der Müßiggänger 298
J. C. May Einleitung in die Handlungswissenschaft 299
J. F. Glasers Vorschläge, bey Feuersbrünsten Häuser und Mobilien zu retten 301
d'Argens Jüdische Briefe, 1 - 4ter Th. 303
11) Todesfälle 304
12) Auszüge aus Briefen verschiedener Correspondenten 307

I.

L'Iliade d'Homere, Traduction nouvelle précedée de Reflexions sur Homere par Mr. *Bitaubé*. II Tomes à Paris chez Prault, Imprimeur-Libraire, 1764. 2 Bände in 8.

Herr Bitaube hat sich das schlechte Glück, welches die Uebersetzungen des Homers bisher in Frankreich gemacht, nicht abhalten lassen, eine neue zu wagen, und endlich einmal aus diesem Meisterstücke des Alterthums ein Buch zu ziehen, das die Modeleser und Leserinnen zu Paris ohne Langeweile durchlaufen können. Gewiß! eine Unternehmung, die so viel Muth als Talente erforderte. Wie wir vernehmen, so ist die Arbeit des Herrn B. in Frankreich mit Beyfall aufgenommen worden, und wir können nicht unterlassen sie unsern Lesern bekannt zu machen, da die erste Auflage dieser Uebersetzung in Berlin heraus gekommen, und Herr Bitaube selbst ein gebohrner Berliner und folglich ein Deutscher ist. Unsere Leser werden zugleich daraus ersehen, wie seichte man in Frankreich vom Homer urtheilet.

Der Contraſt zwiſchen dem Genie und der Denkungsart der Alten und Neuern zeigt ſich nirgend deutlicher, als in ſolchen Arbeiten, da ein antikes Kunſtwerk nach dem neuern Geſchmack umgebildet wird. Den Engländern zu gefallen, mußten mit dem Homer einige Veränderungen vorgenommen werden; den Franzoſen zu gefallen, muß er beynahe aufhören Homer zu ſeyn.

Wir wollen unſern Leſern zu erſt einen Auszug aus des Herrn B. Betrachtungen über den Homer liefern, die voller nützlichen Anmerkungen ſind, und Geſchmack und Einſicht verrathen.

Herr B. handelt von dem lebhaften Streit, der in dem lezten Jahrhundert in Frankreich über den Werth des Homers entſtanden. »Perrault war der erſte, der den griechiſchen Dichter angrif. Er hatte Witz und Geſchmack; aber ſeine Kritik iſt nicht die richtigſte. Da er den Homer ſelbſt nicht beurtheilen konnte; ſo beurtheilte er ihn nach ſchwachen Dollmetſchern, und glaubte den Ausſpruch thun zu können. Er that noch mehr, er überſetzte Stellen aus lateiniſchen Ueberſetzungen ins Franzöſiſche, und begnügte ſich nicht wörtliche Ueberſetzungen, wieder wörtlich in ſeine Sprache zu übertragen; ſondern bediente ſich der niedrigſten Worte und Ausdrückungen, und entſtellte nicht ſelten ſo gar den Sinn des Originals. — Despreaux ergrif die Feder, den Homer zu rächen. — Allein Perrault wurde von der Begierde zu tadeln, und Despreaux von der Begierde zu loben hingeriſſen. Jener ſahe faſt gar keine Schönheit im Homer, und dieſer wollte

keinen

keinen Fehler in ihm erkennen. Von beyden Seiten gleiche Uebertreibungen, obgleich ihre Begriffe sich schnurstracks entgegen gesetzt waren. — Boileau trieb seinen Eifer für den Homer so weit, daß er aus dem Vitruv anführet, Zoilus habe den Tod verdienet, weil er den Homer getadelt; dieses unvernünftige Urtheil führet Boileau an und scheinet es fast zu billigen. — Sollte man wohl glauben, fragt Herr B. daß ein Mann wie Despreaux, in einem so erleuchteten Jahrhunderte, diese Stelle als eine vernünftige Autorität anführen würde? Homer selbst würde über die Waffen erröthen, deren man sich zu seiner Vertheidigung bedient hat. — Das Vorurtheil für den Homer war damals so mächtig, daß eine weit bescheidenere und billigere Kritik als die Peraultsche nicht anders als eine Störung der öffentlichen Ruhe in dem Reiche der Wissenschaften würde aufgenommen worden seyn; was konnte sich also Perrault versprechen, der, wenn er gleich zuweilen Recht hatte; dennoch öfters die Alten verdammte, ohne sie zu verstehen. — Er war der Meynung, die Iliade könnte gar wohl von verschiedenen Urhebern seyn. — Dieser Einfall wird von dem Herrn B. mit den gewöhnlichen und bekannten Gründen widerlegt. — Perrault fand ferner die Gleichnisse des Homers allzuoft wiederholt. Diese Bemerkung antwortet Herr B. mag in Ansehung unser richtig seyn. Was aber den Homer ein wenig rechtfertigen könnte, ist dieses, daß zu seiner Zeit das Feld der Vergleichungen weit eingeschränkter war als jezt, weil die Kännt-

nisse damals nicht so ausgebreitet gewesen, daß die ländlichen Gegenstände damals den stärksten Eindruck machten, und daher gar füglich ohne Ueberdruß öfters in das Gedächtniß zurück gebracht werden konnten.» Was Herr B. von dem Felde der Vergleichungen sagt, daß es durch unsere ausgebreitete Känntnisse erweitert worden wäre, erinnern wir uns öfters, aber niemals ohne Befremdung gelesen zu haben. So? besitzen wir ein so weites Feld für neue Gleichnisse, und gleichwohl sind seit dem Homer bis auf unsere Zeit vielleicht nicht so viel Gleichnisse erfunden worden, als dieser Dichter allein in seinen Heldengedichten gebraucht hat? Herr B. sagt selbst einige Zeilen darauf, Klopstock sey der einzige epische Dichter, der seine Gleichnisse nicht dem Homer abgeborgt; sondern lauter neue und originelle angebracht. Wie reimt sich dieses mit den ausgebreiteten Känntnissen der neuern Zeiten, die ihnen ein so weites Feld zu neuen Gleichnissen öfnen? diese Materie verdiente untersucht zu werden. Uns scheinet es fast, daß unsere neuerworbenen Känntnisse den Stoff zu Gleichnissen eingeschränkt haben, indem wir darüber die familiären Gegenstände mit allzu geringer Aufmerksamkeit betrachten. Künstliche Versuche und Beobachtungen, fremde Weltgegenden, mündliche Berichte oder Beschreibungen von ausserordentlichen Gegenständen der Natur sind so tüchtig nicht zu poetischen Gleichnissen, als alltägliche Erscheinungen, die uns in die Sinne fallen, die dem Leser nicht unbekannt sind, und da er die Einbildungskraft des Dichters mit der seinigen vergleichen kann. —

Jedoch

Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weitläufiger auszuführen. Wir kehren zu Herrn B. zurück.

»Homer sollte einen furchtbarern Feind haben in la Motte. Die Fehler sowohl, als die wahren Schönheiten der Iliade zu zeigen, gab er seine Iliade nebst seinem Discours über den Homer heraus. Jene sollte die Schönheiten der Iliade unter einem Gesichtspunkte vereinigen, und dieser ihren Werth festsetzen, und die Fehler verdammen, die eine blinde Anbetung über allen Tadel hinaus setzen wollte. — Der Einfall war gut; allein zum Unglück war seine Uebersetzung wenigstens in den Augen der Widersacher des Alterthums, dem Ruhm des Homers eben so nachtheilig als sein Discours. Dieser zeigte seine Fehler und jene schränkte die Anzahl seiner Schönheiten auf wenige ein, die noch dazu sich nicht sonderlich ausnahme. — Fontenelle, ein Widersacher des Alterthums und ein Freund des la Motte, behauptete, die französische Iliade habe nicht gelingen können, weil es die Iliade ist. Das heißt die Partheylichkeit auf der andern Seite gar zu weit treiben.« Herr B. zeigt mit vieler Scharfsinnigkeit die Ursache an, warum die Uebersetzung dem Herrn la Motte hat mißlingen müssen. Er war kein sonderlicher Versificateur, die Epopee war seine Gattung nicht, und die Homerische Einfalt seinem feinen und delicaten Geiste gerade entgegen gesetzt. Alle naiven Ausdrücke des Homers würzt er mit der ihm gewöhnlichen Feinheit. Das heißt, sagt Herr B. einem Dorfmägdchen rothe und weisse Schminke anstreichen. Ferner arbeitete la

Motte nicht nach dem Original; sondern nach der Uebersetzung der Dacier, die, wie bekannt, richtig übersetzt, aber ohne Harmonie, ohne Feuer und Geist. Er sagt zwar, die Schönheit des Ausdrucks setze er allenthalben zum voraus. Allein welcher Unterschied zwischen voraussetzen und empfinden! — Endlich war er auch wider den Homer allzusehr eingenommen, als daß er ihm hätte Gerechtigkeit wiederfahren lassen können. Die große Bewunderung, die ein Uebersetzer für sein Modell hegt, ist zuweilen lächerlich; aber ihm ist sie sehr nützlich, indem sie seine Gedult unterhält, und sein Feuer anfachet, wenn es erlöschen will. La Motte versprach sich allzu wenig von seinem Original, und sucht es daher so sehr zu verschönern, daß er nothwendig seinen Zweck hat verfehlen müssen. — Man kann also in einem andern Verstande gar wohl sagen, es sey dem la Motte nicht gelungen, weil es die Iliade war, das heißt, ein Heldengedicht, voller nachläßigen und einfältigen Schönheiten, weil es die Iliade war, die er in einer sehr prosaischen Uebersetzung gelesen hatte; weil es die Iliade war, die dieser Kunstrichter sehr lange mit allzustrengen Augen angesehen hatte.

Was die Sitten im Homer betrift, macht Herr B. keine Schwierigkeit, einzuräumen, daß ihre Rauhigkeit anstößig sey. Man würde, meynet er, die einfältige trockene Geschichte derselben noch eher ertragen, als den Enthusiasmus der Epopee, den sie uns vorstellet, daß wir sie bewundern sollen. Diesen Tadel hätten wir vielleicht nicht so schlechterdings

einge-

eingeräumt. Er gründet sich auf die Voraussetzung, daß der Dichter uns seinen Held, so wie er ist, zum Muster der Nachahmung anpreisen will. Beym Homer aber ist dieses auf keinerley Weise zu vermuthen, denn er mißbilliget mit ausdrücklichen Worten die Grausamkeiten des Achilles, und beschreibt sie als unerhörte Grausamkeiten. Man bedenke, ob Homer selbst, in dessen Seele, wie ein gewisser Kunstrichter bemerkt, der Haß niemals gekommen, ob er den nichtswürdigsten Feind so gemißhandelt haben würde, als er Achilles den Hektor mißhandeln läßt. Gesetzt, er hätte den Mann in seine Gewalt bekommen, an dem er sich in einem seiner Sinngedichte zu rächen wünscht, weil er das Gastrecht beleidiget; würde er ihn wohl umgebracht, und im Triumph an einem Wagen um die Stadt herum geschleift haben? — Wenn man ja in der Epopee durchaus Muster zur Nachahmung haben will; so sey es Achilles in Ansehung der Tapferkeit und der feurigen Empfindungen der Freundschaft, Hektor aber, was die Edelmuth betrift und die Liebe zum Vaterlande. — Herr B. bemerkt, die Grausamkeiten seyn zwar das alleranstößigste in den Sitten Homers, allein die Delicatesse seiner Landsleute dürfte vielleicht noch mehr durch die Grobheit derselben beleidiget werden. Er will indessen auch hierinn die Sache Homers nicht ganz aufgeben. Er macht einige Anmerkungen zur Vertheidigung des griechischen Dichters, unter welchen uns folgende gefallen hat. »Diese Grobheit der Sitten, spricht er, ist im Originale weit weniger anstößig, als in einer zugetreuen

treuen Uebersetzung. Die Wörter und Redensarten, mit welchen wir etwa niedrige Begriffe zu verbinden pflegen, beleidigen in einer fremden Sprache weniger als in der unsrigen. — Ueberhaupt wird es viel leichter ein Grieche zu werden, oder sich in die Sitten und Gewohnheiten dieser Nation zu schicken, wenn man die Iliade selbst lieset; jedes Wort erinnert uns, daß wir in einem fremden Lande sind. In einer Uebersetzung hingegen entschuldigen wir nicht nur kein niedriges Wort; sondern wir vergessen auch fast in jeder Linie, daß wir uns in entfernte Zeiten und Länder zu versetzen haben. Wenn wir unsere eigene Sprache hören, erwarten wir auch unsere Begriffe und unsere Sitten, u. s. w.» Hierauf widerlegt er einige besondere Kritiken des la Motte, z. E. daß die Helden Homers so unhöflich sind, sich selbst zu loben, daß Homer öfters sehr niedrige Gleichnisse hat, daß er im Gefechte lange Reden halten läßt, daß er so gar an Pferde läßt Reden halten. Wir übergehen dieses alles, um noch einige Worte von dem Abt Terrasson zu sagen, der mit noch mehrerm Eifer wider den Homer geschrieben.

La Motte war strenge gegen den Homer, aber er ließ dem schönen Genie (au beau genie) des griechischen Dichters auch einige Gerechtigkeit wiederfahren, und ward zuweilen sein Lobredner. Terrasson hingegen gehet weiter. Er möchte die ganze Iliade vernichten, und selbst die Trümmer davon nicht verschonen. Er setzte Homer noch unter Chapelain. Was das schlimmste war, die beyden vorigen Tadler des Homers verstanden das Griechische nicht, dem

Terras-

Terrasson aber konnte man diesen Vorwurf nicht machen.

Wir haben dieses französischen Weltweisen Dissertation sur Homere nicht gelesen. So viel man aber aus den Kritiken, die Hr. B. und aus einigen wenigen, die Clarke in seinen Noten anführet, urtheilen kann, besaß er mehr Spitzfindigkeit des Geistes, als Geschmäck und Empfindung, und war zu nichts weniger aufgelegt, als den Homer zu beurtheilen. Hr. B. führt folgende Kritiken von ihm an. Fürs erste findet er eine zweyfache Handlung in der Iliade, nämlich den Zorn Achilles anfangs wider den Agamemnon, und zuletzt wider den Hektor. Allein, wie genau hängen diese im Homer zusammen! der Zorn wider den Hektor, daß er seinen Freund Patroklus erschlagen, diese mächtigere Leidenschaft, bekämpft in der Brust des Achills den alten Groll wider den Sohn des Atreus, und macht, daß der Held zu den Griechen zurück kehret. Ist diese Handlung zweyfach? — Ferner soll die Iliade gar nicht die Erzählung einer Action, sondern einer Passion seyn. Ein Wortspiel, das aus der Zweydeutigkeit des Worts Action entstanden! Action heißt Handlung, und heißt auch Wirkung. Die Wirkung wird dem Leiden entgegen gesetzt, und Terrasson bringt, wenn wir ihn recht verstehen, Handlung und Leidenschaft in einen Gegensatz. — Die Gesandschaft des Homers an den Achilles findet der Tadler Homers nicht nur ohne Nutzen; sondern niedrig und der Majestät eines Königs unanständig. Als wenn die Griechen zu den Zeiten der Helden mit den jezt-

lebenden Franzosen von der Majestät eines Königes ähnliche Begriffe hätten haben können, oder sollen. Imgleichen findet Terrasson unritterlich und wider das Point d'honneur, daß Hektor zum Achilles sagt: du bist tapferer als ich. — Ueberhaupt gefallen ihm die Helden des Homers so wenig als seine Götter. Man siehet, daß dieser Abt sich niemals von Paris entfernen will. Herr B. widerlegt alle seine Einwürfe mit vieler Mäßigung, und bemerkt zuletzt, daß wenn auch alle Kritiken des Abts Terrasson gegründet wären, die Iliade gleichwohl ein vortrefliches Werk seyn kann. Es ist vielleicht kein Werk so vortreflich, sagt er, davon nicht eine vortrefliche Kritik gemacht werden könnte. Man kann an einem Werke sehr vieles tadeln, das deswegen nicht aufhöret bewundernswerth zu seyn. Hr. Terrasson hat alles, was ihm in der Iliade tadelnswerth geschienen, unter einem Gesichtspunkte versammelt, die Schönheiten desselben aber ist er mit Stillschweigen übergangen. Es sey nun, daß er diese selbst nicht erkannt, oder daß er seine Kritik dadurch hat heben wollen, in beyden Fällen läßt sich aus seiner Abhandlung nicht über den Werth der Iliade urtheilen.

Herr B. kömmt hierauf auf seine Uebersetzung des Homers, und zeigt die Regeln an, die er sich dabey vorgeschrieben. — Wenn die fremden Sitten etwas allzugrobes an sich haben; so muß man sie in einer Uebersetzung mildern, weil sie in dem Originale so anstößig nicht sind. Z. E. Achilles schoß ihm flammigte Blicke zu, o du, spricht er, der du die Augen eines Hundes ꝛc. Der niedrigste und krie-

kriechendste Uebersetzer wird dieses nicht beybehalten können. Im Griechischen und zu den Zeiten des Homers waren diese Ausdrücke nichts weniger als niedrig. Da sie es aber in unsern Zeiten sind; so würde man den Dichter entstellen, wenn man ihn Wort zu Wort übersetzen wollte. Pope hat dergleichen Stellen die Wendungen und Redensarten des Homers ziemlich gemildert. Indessen da unser (der französische) Geschmack noch schwieriger ist als der englische; so würde man Pope selbst nicht ins Französische übersetzen können, ohne ihn zu mildern. — Hr. B. muß den Geschmack der Nation kennen, für die er übersetzt hat. Welche Verzärtelung! Gottlob! daß der deutsche Geschmack so übersein noch nicht ist, die Sprache eines Pope ungeschliffen zu finden. Ein deutscher Uebersetzer der Iliade würde, ohne unsere Ohren zu beleidigen, noch weit homerischer seyn können, als Pope. Diese übertriebene Höflichkeit, dieser falsche Anstand in den Sitten, entnervt die Sprache der Poesie, beraubt sie der Stärke und Energie, welche die Sprache der Helden charakterisiret, und verzieret sie dafür mit witzigen Gegensätzen, überfeinen Sentiments und Sittensprüchen, wodurch sie der handlungsvollen, mimischen Dichtkunst des Alterthums schnurstracks entgegen gesetzt wird. Wir werden Gelegenheit haben bey Beurtheilung der bitaubeschen Uebersetzung ein mehreres hievon zu sagen.

In Ansehung der häufigen Beywörter, die im Homer vorkommen, hat sich Hr. B. folgende Regel vorgeschrieben: Wenn ein Beywort in der Uebersetzung

ſetzung mehr Raum einnimmt, als in dem Originale, und durch die Erweiterung den Sinn des Textes entſtellet, ſo iſt es erlaubt, das Wort gar weg zu laſſen, oder ein anders an die Stelle zu ſetzen, weil man ſonſt entweder dem Verfaſſer Fehler, die er nicht hat, leihen, oder die er hat, vergrößern würde. — Dieſe Regel iſt ſehr vernünftig; jedoch wird ein deutſcher Ueberſetzer des Homers nicht ſo oft Gebrauch davon zu machen haben, als ein franzöſiſcher, indem unſere Sprache zu Bildung ähnlicher Beywörter weit geſchickter iſt, als die franzöſiſche, und der größte Theil unſerer Leſer aus Gelehrten beſtehet, die mit dem Alterthume bekannt, und in der eigenen Manier des Homers nicht ſo fremde ſind, als der große Haufe franzöſiſcher Leſer. — »Ich geſtehe, fährt Hr. B. »fort, daß ich mehr als Worte weggelaſſen. Der »größte Fehler des Homers iſt, daß er ſich nicht ein»halten kann. Seine Helden reden oft zu viel, »aber ſie ſtreiten noch mehr, und alsdenn ermüden »ſie den Leſer mehr, als ſie ſich hatten ermüden kön»nen. Ich habe alſo dieſe Rede und Gefechte ein »wenig abgekürzt.» — Unſere Leſer ſollen erfahren, mit welchem Glücke Hr. B. ſich dieſer Freyheiten bedienet hat. — Ich habe mir viel Mühe gegeben, fährt Hr. B. fort, den Homer ganz beyzubehalten, wie er iſt; allein die Materie war von Zeit zu Zeit gar zu undankbar. »Ich konnte mich nicht »entſchließen, dem Gang dieſes Dichters allzugewiſ»ſenhaft zu folgen. Denn man kann ſagen, daß er »ungeſtüm und froſtig zugleich iſt. Oft entzündet »durch die Hitze ſeine Erzählungen, alsdenn iſt es

»wahr,

»wahr, daß er zum Ausgange eilet. Aber mitten im »Laufe hält er öfters ein, und wird matt; er scheinet sich erschöpft zu haben, und der Ruhe zu bedürfen. An solchen Stellen habe ich es für meine »Pflicht gehalten seinen Gang ein wenig zu beschleunigen.» — In diesem Tone fährt Hr. B. fort, die Freyheiten, die er sich in seiner Uebersetzung genommen, zu entschuldigen, und setzt endlich hinzu: »Ich hatte Anfangs mehr als die Hälfte der »Iliade ganz treulich übersetzt. — Allein ich überlas mein Werk mit aller möglichen Unpartheylichkeit, und sahe gar deutlich, daß Homer nicht ganz, »wie er ist, ins Französische übersetzt werden muß. — »Ich war so gar meine ganze Unternehmung aufzugeben entschlossen; allein ich bedachte hernach, daß »ich die Schönheiten der Iliade näher zusammenbringen, die Unvollkommenheiten etwas frey übersetzen, »und dadurch ein Werk hervorbringen könnte, das »sich nicht ohne Annehmlichkeit lesen ließe. Ich schien »damals zu mir selbst zu sagen:

„Votre Ilion encor peut sortir de la cendre.„

Ja, in der That Votre Ilion! möchte ein deutscher Leser hier ausrufen. Denn das alte ist es nicht mehr, ob es gleich an eben der Stelle erbauet ist. Wir wollen dem Hrn. B. nicht streitig machen, daß der Geschmack seiner Nation den Homer in keiner treuen Uebersetzung würde gebilliget haben; wir räumen ihm auch dieses ein, daß er derselben ein unterhaltendes Werk in die Hände geliefert, und daß, wer den Homer nicht gelesen, seine Uebersetzung mit Vergnügen lesen wird. Daß man aber in der Uebersetzung

tzung den Charakter und das besondere Genie des Originals wieder finden sollte, daß, wer jene mit Aufmerksamkeit gelesen, sagen könne, ich kenne nunmehr den Dichter Homer und den wahren antiken Geschmack, der in seinen Werken herrschet, dahin hat Herr B. wie es scheinet, bey der Unbiegsamkeit des Geschmacks und der Sprache seiner Nation gar nicht streben können. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Endzweck, den die Uebersetzungen der Alten haben sollten. Wenn wir nur für Zeitvertreib und Amusement sorgen wollen; so befiehlt uns die Klugheit, die Alten lieber zu bestehlen, als zu übersetzen. Allein wir möchten auch gerne dieses höhere Vergnügen haben, den Geschmack und die Sitten verschiedener Zeiten, wie nicht weniger die Gedanken erleuchteter Köpfe, die in denselben gelebt, mit einander zu vergleichen. Das Fremde und Ungewohnte, das wir an einem Alten oder Ausländer gewahr werden, kann uns nur alsdenn anstößig seyn, wenn wir alles auf nur beziehen, nur unsern Geschmack für wahr, und unsere Sitten für anständig halten, und für das Richtmaß aller Zeiten und Weltalter einsetzen wollen. Wenn wir aber, mit etwas weniger Zuversicht, in die Untrüglichkeit unseres Geschmacks, so wie in die Anständigkeit unserer Sitten, noch einigen Zweifel setzen, und diesen durch die vorhin beschriebene Vergleichung verschiedener Zeiten und Völker aufklären wollen; so bemerken wir diese Abweichungen von unserm Geschmack und Sitten mit Vergnügen, indem sie zur Gegeneinanderhaltung die beste Gelegenheit darreichen. Um unpartheyisch zu rich-

richten, verwechseln wir auch zuweilen die Standorte, versetzen uns ganz in die Denkungsart einer andern Nation, und bemerken, wie sich die Aussichten nach Verschiedenheit der Gesichtspunkte verändern. Nichts ist anständiger, nichts geselliger, nichts für Geschmack und Sitten zuträglicher, als diese Geschmeidigkeit, da hingegen der Eigendünkel ungesellig macht, und die Nationen den geraden Weg zur Barbarey zurück führet.

In diesem Punkte ist zwischen Franzosen und Deutschen eine merkliche Verschiedenheit. Jene haben seit langer Zeit in ihrer Sprache Originalschriften genug die müßigen Stunden eines Liebhabers der Litteratur anzufüllen, und ihren Geist auf eine so angenehme als nützliche Weise zu unterhalten. Daher bilden sie sich einzig und allein in ihrer Muttersprache, bekümmern sich wenig um dasjenige, was Ausländer gesagt und geschrieben, und erlangen zuletzt diesen eifersüchtigen Geschmack, der keinen neben sich leiden will; bis endlich ein Ausländer einmal das Glück hat, ihnen von einer vortheilhaften Seite gezeigt zu werden, alsdenn müssen sie auch natürlicher weise auf der andern Seite ausschweifen, und seine Verdienste über die Gebühr erheben. — Hingegen sind die Deutschen, die in den schönen Wissenschaften eine Zeitlang zurückgeblieben, an ausländische Schriften und Uebersetzungen gewöhnt worden. Unsere Großen wollen nur die Ausländer kennen. Der Haufe der Leser bestehet größtentheils aus eigentlichen Gelehrten, die ihren Geschmack durch die Alten gebildet. Der Ueberrest hat eine Menge Uebersetzun-

gen aus dem Französischen, Englischen, u. s. w. gelesen, wodurch ihr Geschmack verträglicher und ihre Beurtheilungskraft unpartheylicher werden mußte. Daher können in Frankreich Leute von großen Einsichten noch zweifeln, noch streiten, ob Homer ein guter Dichter und die Iliade ein gutes Heldengedicht sey; da in Deutschland kaum den seichtesten Köpfen ein so falscher Geschmack zu gute gehalten wird. Daher muß in Frankreich alles französisch seyn, bis auf den Helden und Barden des Alterthums, muß sich alles nach ihren Sitten und Gewohnheiten richten, was ihnen gefallen soll; da hingegen der Deutsche jeden in seiner Landesart und Sitten aufzunehmen bereit ist, und sich nach jeder Denkungsart bequemet. Daher endlich kann eine mehr als freye Uebersetzung, wie die Bitaubeschе des Homers in Frankreich ihr Glück machen; wir aber würden sie in unserer Sprache ganz unerträglich finden. Wir wollen die Gleichnisse des alten Dichters nicht so weggewischt, sein Gemälde nicht so verkürzt, und seine Reden nicht so verstümmelt haben. Ja unsere Gefälligkeit für das Genie des Homers gehet so weit, daß wir allenfalls lieber mit ihm zuweilen schlummern, als ihn von seinem Uebersetzer aufwecken lassen möchten. — Auch dieses ist ein Vorurtheil, wird man sagen! — Es kann seyn; aber Vorurtheil gegen Vorurtheil gerechnet, ist das unserige dem guten Geschmacke zuträglicher, weil wir dadurch die Alten in ihrer wahren Gestalt kennen lernen.

Wir haben die drey ersten und einige der letzten Bücher in der bitaubeschen Uebersetzung mit dem Origi-

Originale verglichen. Unsere Leser werden sich gefallen lassen, daß wir ihnen einige Stellen anzeigen, wo die Veränderungen, Abkürzungen und vermeynte Verbesserungen des Hrn. B. uns allzu kühn geschienen, und gewiß von keinem deutschen Uebersetzer gewagt werden dürften.

Wir haben fürs erste bemerkt, daß der Uebersetzer sehr oft das bescheidene und anständige Colorit des Homers mit einer allzuharten und in die Augen stechenden Farbenmischung verwechselt hat. Homer ist behutsam, sein Uebersetzer fährt dreist zu. Homer will öfters den Mund so voll nicht nehmen, sein Uebersetzer nimmt, was er nur fassen kann. Z. B. Homer sagt vom Wahrsager Calches, der das Gegenwärtige, das Künftige und das Vergangene begriff: Hr. B. il embrasse *d'un seul regard*, ce qui fut u. s. w. — Achilles sagt beym Homer: den größten Theil der Kriegsarbeit müssen meine Hände verrichten, nach der Uebersetzung des Hrn. B. C'est mon bras qui soutient *tout le fardeau* de la Guerre. Nur den Thersites hielt Homer einer ähnlichen Unbescheidenheit fähig, dem er auch wirklich dergleichen Rodomontaden in den Mund legt. Virum omnium ignauissimum, bemerkt Clarke, nach dem Plutarch, glorioſius *de ſe* inducit iactantem, quam ipſum Achillem omnium fortiſſimum, etiam ferocientem inſuper illum et iratum. Hierinn setzte Homer den Anstand, den ein Dichter zu beobachten hat. — Hr. B. läßt den Agamemnon den unbesonnenen Trotz ausstoßen: L'on craindra deſormais de s'oppoſer *a mes deſirs*. *A mes Deſirs?* wie unan-

ständig! wie despotisch! Im Griechischen sagt er nur, sich mit mir in Vergleichung zu setzen, welches er als die vornehmste Person im Lager gar wohl sagen konnte. Minerva erscheinet dem erzürnten Achilles, und B. läßt sie sagen: C'est pour *reprimer* ton courroux, que je quitte l'Olympe: Junon, qui vous cherit tout deux, m' ordonne de descendre sur la terre. N' arme pas ta main de ton epée, et si tu ne peut triompher de ta fureur, contente toi de l'exhaler en reproches. Un jour (c'est Minerve qui te le declare) Atride effacera cette insulte par les plus grands honeurs et par les plus brillantes offres. Homer läßt die Göttinn der Weisheit mehr rathen als befehlen. »Ich komme vom Himmel herab, deinen Zorn zu besänftigen, wenn du gehorchest, u. s. w. Einst wirst du für diese erlittene Schmach dreymal so viel herrliche Ehrengeschenke bekommen.» Sie sagt nicht, c'est minerve qui te le declare, sie bestimmt auch nicht, daß Agamemnon ihm diese Ehre erzeigen wird. — Je jure par ce sceptre, sagt der französische Achilles, qui separé de son trone, *comme tu va l'etre d' Achille.* — Welche Grobheit! für diesen beleidigenden Hochmuth hören wir den Achilles viel lieber sagen, Weinberauschter, der du im Antlitz die Kühnheit der Hunde, im Herzen die Verzagtheit des Hirsches trägest. — Wenn Agamemnon die Arbeit der Feldschlacht beschreibet, die sein Herr morgen vorzunehmen hat, Schweis rinne um jede Brust, vom Riemen des Schildes herab, der Arm ermatte an der Lanze. Schweis rinne von jedem Rosse u. s. w. so läßt Hr. B. jede Brust

von

von der Schwere der Lanze verwundet, und von Schweis überschwemmet seyn. Que votre sein, *blessé* du poid du bouclier soit *inondé* de sueur; que votre main *s'épuise* à lancer le javelot; que vos courfiers haletants trainent vos chars au milieu de la melée. Um die Pferde nicht schwitzen zu lassen, welches den Franzosen ekelhaft seyn mag, läßt Hr. B. den Feldherrn etwas sehr unnöthiges sagen: Lasset eure schnaubende Pferde den Wagen mitten ins Gedränge ziehen. — Ferner beschreibt Homer diesen Helden: Er glich dem Gott des Donners an Haupt und Antlitz, dem Mars an Kriegesrüstung, und an der Brust dem Erderschütterer (Neptun). Hr. B. il a les yeux de Jupiter, quand il lance la foudre, la taille majestueuse de Mars, et la force redoutable du Dieu qui de son trident ebranle la terre. Hr. B. hat allhier nicht nur alles ohne Anstand vergrößert, sondern auch ganz ohne Grund den Göttern andere Eigenschaften gegeben, als ihnen Homer hat zuschreiben wollen, und glaubt sein Original dadurch zu verschönern. Ueberhaupt darf Homer keinen kleinen Rauch aufsteigen lassen, Hr. B. verdunkelt so gleich die Luft damit, jeder Laut dringt ihm in die Himmel; und die Griechen dürfen nur mit Pfeilen und Wurfspiesen auf den Hektor zielen; so heißt es gleich ils l'accablent d'un nuage de traits. Homer sagt nur, Minerva war ihm (Achilles) allein nur sichtbar. Der Uebersetzer hat sogleich eine dichte Wolke in Bereitschaft, die Göttin einzuhüllen; als wenn eine der obersten Gottheiten sich ohne physische Mittel

nicht unsichtbar machen könnte, wem sie wollte. — Der Paris des Homers ist ein feiner, galanter Mann, der die Schönheit in der Natur und Kunst liebet, und dem Kriege nicht sonderlich ergeben ist. Indessen besitzet er einen hohen Grad der Ehrliebe, und ist von dieser Seite so empfindlich, daß die Ehrliebe bey ihm zuweilen die Stelle des Heldenmuths vertritt. — Hr. B. macht einen Geck aus ihm, der sich zum Zweykampfe mit dem Menelaus, wie zu einem Tanze zieret, une fiere aigrette flotte *avec grace* u. s. w. Homer sagt, fürchterlich winkte der Haarbusch von seinem Helme. Vermuthlich hat dieses dem Uebersetzer dem Charakter des Paris zu widersprechen geschienen. Uns scheinet es sehr natürlich aus demselben zu fließen: Paris wußte wohl mit wem er es aufzunehmen hatte. Durch dergleichen unnöthige Verzierungen verderbet man die Einfalt des Homer, und verändert seine ganze Manier. —

Die Gleichnisse und Reden, die Hr. B. nach Belieben abgekürzt, würden in einer deutschen Uebersetzung viel genauer beybehalten werden müssen. Unsere Leser mögen wählen, ob sie die ausführliche Mahlereyen des Homers, oder die Schattenrisse des Hrn. B. lieber wollen. — Das Volk eilet aus der Versammlung, wie auf der icarischen See, mächtige Wogen des Meeres sich wälzen, wenn aus den Wolken Jupiters der Ostwind und Südwind sie forttreibet, oder wie ein rauschendes Kornfeld, wenn von oben herab ein heftiger Zephyr hinein raset, und die schweren Halme niederdrückt; also stürzet das Volk mit lautem Feld-

geschrey

geschrey zu ihren Schiffen hin. — Hr. B. ainsi qu'au souffle de vents elancés du sein de nues, on voit se courber les epis de Cerès, ou la mer rouler ses flots bruyants vers le rivage; ainsi les Grecs courent à grands cris dans la pleine. Wir möchten wissen, was dem Uebersetzer an diesen Gleichnissen mißfallen, daß er sie so ganz unkenntlich gemacht hat?

Im dritten Buche nähert sich Hektor dem Griechischen Heere um einen Zweykampf in Vorschlag zu bringen. Die Griechen zielen mit Pfeilen und Wurfspießen nach ihm: Aber der König Agamemnon schrie mit mächtiger Stimme, haltet ein, Argiver! Werfet nicht, Söhne der Achäer! Held Hektor meynet einen friedlichen Antrag. Er sprachs; alsobald hielten sie ein, und standen ruhig und stille. Hektor aber sprach zu beyden Heeren: Vernehmet Trojaner, und ihr wohlgerüsteten Griechen! Vernehmet den Antrag des Paris, der Ursach gab zur Fehde. Alle Trojaner und sämmtliche Griechen, verlangt er, möchten ihre schönen Waffen hin auf den befruchtenden Erdboden strecken. Er allein will in der Mitte mit dem tapfern Menelaus um Helena kämpfen, und um ihr Geschmeide. Wer als Sieger davon kömmt, nehme die Schätze zu sich, und führe die Schöne in seinen Pallast. Wir aber wollen ewige Bündnisse und treue Freundschaft errichten. Diese Stelle ist vermuthlich eine von denjenigen, wo sich Hr. B. unmöglich hat entschließen können, dem langsamen Gang des Homers zu folgen, denn er hat ihn ziemlich beschleuniget. Il s'avance

enſuite vers les Grecs, qui *l'accablent d'un nuage de traits.* Mais Atride ordonne, qu'on le laiſſe approcher ſans obſtacle. Grecs et Troiens, dit Hector, ecoutés, ce que Vous propoſe Paris, l'auteur de cette guerre. Il demande à combattre ſeul contre Menelaus: Helene ſuivra le pas du vainqueur, et nous jurerons à la face des Dieux une alliance eternelle. Der wahre Charakter, der die alte Dichtkunſt von der neuen, unterſcheidet, iſt, daß jene das Maleriſche und Handlungsvolle, dieſe hingegen das Sententiöſe und Lehrreiche vorzüglich liebt. Der Graf Caylus hat in der einzigen Iliade mehr Mahlereyen gefunden, als in allen Heldengedichten der neuern Zeit. Wenn er Sentenzen geſucht hätte; würde er in der Ankündigung eines neuern Heldengedichts vielleicht mehr gefunden haben, als in der ganzen Iliade. Hr. B. ſcheinet ſehr von dem neuern Geſchmacke zu ſeyn, und an mahleriſchen Stellen kein Wohlgefallen zu finden. Allein ein Ueberſetzer ſollte uns den Geſchmack des Originals, nicht den ſeinigen zu erkennen geben.

An einigen Stellen ſcheinet uns auch Hr. B. die wahre Grazie der homeriſchen Poeſie nicht empfunden zu haben. Man trift den Sinn eines Homers nur halb, wenn man nur weiß, was er ſagt, ohne zu fühlen, was er verſchweigt. Antenor beſchreibet dem Priamus den Charakter des feindlichen Feldherrn Ulyſſes. Er war einſt mit dem Menelaus als Geſandter zu Troja, der Helena wegen. »Sie wurden in meinem Pallaſte (ſpricht der weiſe Antenor) freundſchaftlich bewirthet, und ich lernte beyder

beyder Gemüth und Einsichten kennen. Als sie in der Trojaner Versammlung erschienen, ragten, wenn beyde stunden, des Menelaus breite Schultern hoch hervor; aber wenn sie saßen, prägte Ulysses mehr Ehrfurcht ein. Als sie nun zu reden begannen, und ihre Rathschläge hören ließen, war Menelaus Vortrag kurz und nachdrucksvoll, hellklingend und lieblich von Stimme, doch ohne Wortgepränge und allezeit treffend, obgleich an Jahren der jüngere. Aber wenn der weise Ulysses sich erhub, stand er, schlug die Blicke nieder zur Erde, ließ seinen Zepter nicht rückwärts noch vorwärts wanken; sondern hielt ihn unbeweglich, wie ein schüchterner Mann. Du hättest ihn für blöde und geistlos gehalten, bis die mächtige Stimme aus seiner Brust zu erschallen begann, und Wort auf Wort, wie Schneegestöber an einem Winterabend, unabläßig sanken. O, da hätte es kein Sterblicher mit dem Ulysses aufgenommen, und wir bemerkten nicht mehr Ulysses Leibesgestalt. — Hr. B. übersetzet, ma maison fut leur demeure: tous deux avec un différent mérite attiroient notre attention. Etoient ils debout, Ménélaus imprimoit plus de respect par la hauteur de sa taille: les voioit-on assis; on trouvoit dans Ulysse quelque chose de plus venerable. Quand le Roi de Sparte faisoit valoir ses droits dans le conseil, il ne s'egaroit pas en longs discours, mais ses paroles etoient pleines de force. Lorsqu' Ulysse se levoit pour parler à son tour, ses yeux attachés à terre, son Sceptre immobile, tout annoncoit

de l'embarras, mais a peine avoit-il ouvert la bouche & fait entendre sa voix sonore, que ses expressions sortoient en foule comme une grêle abondante: on oublioit alors son exterieur moins imposant, & l'on n'etoit frappé que de sa vive eloquence. Es ist unnöthig lange zu kritisiren. Wir müßten unsern Lesern nicht den geringsten Geschmack zutrauen, wenn wir ihnen erst noch bewiesen, daß diese vortrefliche Stelle in der Uebersetzung Leben und Anmuth verlohren.

Folgendes trefliche Selbstgespräch aus dem 22sten Buche, hat Herr B. gleichfalls ziemlich entnervt. Die Trojaner hatten sich alle in die Stadt gerettet. Hektor allein bleibt draussen, ob ihn gleich Priamus und Hecube von den Mauern herab, mit Thränen beschweren, dem Heere zu folgen. Der furchtbare Achilles kömmt auf ihn zu. Er stehet, lehnet sein Schild an einen hervorragenden Thurm und überlegt; was fange ich an? gehe ich hinein in die Stadt; so kränket vornehmlich Polydamas mich mit gerechten Vorwürfen. In jener heillosen Nacht, da der edle Achilles wieder zu streiten begann, riethe er mir die Trojaner zurück in die Stadt zu führen; aber ich gehorchte ihm nicht, dem heilsamen Rathgeber! Mein thörichter Eigensinn hat das Volk hingerichtet. Welche Schande vor den Augen der Bürger und edlen Matronen, wenn mancher gemeine, verzagtere als ich, mir nachsagen darf: Hektor trotzte auf seine Stärke, und opferte das Volk auf. O wie würde ich mich alsdenn zurück

rück an diese Stelle wünschen, mit ihm einen Kampf zu wagen, ich kehrte als Sieger über den Achilles zurück, oder ich stürbe hier vor der Vaterstadt rühmlich unter seinen Händen. — Wie aber? wenn ich meinen Schild ablegte, und den mächtigen Helm, lehnte meine Lanze hin an die Stadtmauer, gienge dem tapfern Achilles entgegen, verspräche den Atriden ihre Helena sammt allen Schätzen auszuliefern, die Paris in den Schiffen mit nach Troja brachte, die Achiver aber aus dem Vermögen der Stadt zu befriedigen. Ihnen müßten meine Mitbürger, durch Eide verpflichtet, die Schätze der werthen Vaterstadt getreulich anzeigen, und mit ihnen theilen. — Aber was wähne ich? Wenn ich auch hingienge und bettelte, wird er sich erbarmen, wird er verschonen? Tödten wird er mich Waffenlosen, wie ein verzagtes Weib, wenn ich hier meine Waffen ablege. Wohlan! jezt ist die Zeit nicht, Märchen vom Baume und vom Felsen, wie Mädchen und Jünglinge pflegen, einander zu erzählen. Jünglinge und Mädchen mögen sich erzählen, hier muß ein Zweykampf entscheiden, und bald wollen wir erfahren, wem Jupiter Heldenruhm beschieden. — So weit Homer; man sehe nunmehr, ob er in der Uebersetzung des Herrn B. noch zu erkennen ist? — Rentrerai-je dans ces murs? Mais le Troyens m'y couvriroient de reproches; Polydamas me blâmeroit d'avoir combattu sans ses avis; c'est Hector, diroient les plus lâches, c'est Hector,

Ector, qui par sa valeur temeraire a perdu l'Armée. Non, ne nous montrons aux Troyens qu'avec les depouilles de leurs redoutable adversaire, ou terminons sous leurs yeux ma destinée par une mort glorieuse — Cependant si je proposois la paix au fils de Pelée, si j'appaisois son courroux par l'offre d'Helene, de ses trésors et de ceux de Troye — Mais quelle indigne crainte s'empare de mon coeur? Est ce à moi de lui parler en suppliant? et quand je pourrois m'abaisser jusqu'à la priere, puis-je esperer de l'adoucir, lui qui ne respire que fureur et que vengeance? Non, il n'est plus entre nous de Traité, et le sang seul peut assouvir une telle haine. Ne tardons plus à combattre, et voions qui de nous Jupiter veut couronner de gloire. — Wir enthalten uns auch hier der unnöthigen Vergleichung und begnügen uns, mit folgender Anmerkung. Herr B. glaubt vermuthlich die Ehre des Hektors gerettet zu haben, indem er ihn sagen läßt, welche unwürdige Furcht bemeistert sich meines Herzens? Soll ich mich zu flehen herablassen? wovon in dem Originale keine Sylbe anzutreffen. Wir wünschten aber, daß solche Stellen, die Gesinnungen und Charactere betreffen, in der Uebersetzung mit der größten Gewissenhaftigkeit beybehalten werden mögen. Der Hektor des Homers, würde, wie es scheinet, sich keinen Augenblick bedenken, dem Achilles fußfälligst den Frieden anzutragen, wenn er sein Vaterland dadurch hätte retten können. Seine Ehre kömmt mit der Erhaltung der Trojaner in keine Vergleichung. Der einzige Grund,

der

der ihn vom Flehen abhält, ist dieser, ich werde nichts damit ausrichten. Wenn eine solche Gesinnung in unsern Tagen verzagt heißt, so sind wir zu bedauren. — Und wenn wir auch Recht hätten; so sollte der Uebersetzer nicht unsere Art zu denken dem Homer aufdringen.

Kleinere Nachläßigkeiten übergehen wir aus Mangel des Raums. Wir haben so gar in der Uebersetzung einige Antitheſen angetroffen. Achilles antwortet dem Hektor, *la discorde* qui regne entre le loup et l'agneau, entre le lion et l'homme; *voila nos seuls traités.* Dieses voila nos seuls Traités ist ein Zusatz des Uebersetzers. Imgleichen in den lezten Worten des sterbenden Hektors, je connoissois la dureté pour esperer de la vaincre; mais un jour Apollon sera mon vengeur, et *percera ce coeur inflexible.* An solchen pathetischen Stellen macht der Witz eine sehr verächtliche Figur.

Ueberhaupt, möchten wir sagen, sind dem Herrn B. die Stellen, in welchen starke Gesinnungen und Heroismus herrschet, fast alle mißlungen. Er ist nicht genug in den Charakter der Zeiten eingedrungen, die Homer beschreibet, und ist allzusehr für das gesittete und galante Wesen der Neuern eingenommen, als daß er an jenem rauhen Heldenmuthe, an jenen starken und fast noch wilden Gesinnungen, die eine wahre Zierde der Epopee sind, Geschmack finden könnte. Er hat das Herz nicht einmal in einer Verwünschung des Agamemnons wider denjenigen, der den Bund brechen wird, zu sagen, sein und seiner Kinder Gehirn zerfließe an der Erde, wie dieser Wein.

Wein. Er ſetzet que ſon ſang etc. — Hingegen iſt er in denjenigen Stellen im Homer, wo Zärtlichkeit der Empfindungen herrſchet, glücklicher geweſen, und von dieſer Seite iſt ſeine Ueberſetzung beynahe der popiſchen gleich zu ſchätzen. Da es ihm weder an Gefühl noch an der Gabe des Ausdrucks fehlet; ſo hat er allenthalben, wo ihn die Verſchiedenheit der Zeiten nicht auf Irrwege geführet, ſeinem Originale Gerechtigkeit wiederfahren laſſen können. Wir begnügen uns folgende, ſehr ſchwer zu überſetzende Stelle aus dem 22ſten Buche zum Beyſpiele anzuführen. »Malheureux Hector! Malheureuſe Andromaque! Hélas! le même aſtre éclaira notre fatale naiſſance, & le deſtin devoit unir nos diſgraces. Priam! Eetion! pere infortuné d'une fille plus infortunée encore, pourquoi nous avez-vous donné le jour? Cher époux! tu deſcends dans les abîmes ſombres, demeure affreuſe de la mort, & tu me laiſſes abandonnée, dans le deuil, en proie à la douleur la plus profonde? Il ne me reſte qu'un fils, fruit malheureux de notre amour, un fils qui n'a plus de pere à l'abri duquel il puiſſe croître, & qui ne ſera point l'appui de ſon pere. Quand même il échapperoit au fer deſtructeur, que de dangers aſſiégeront ſon enfance! Le même jour qui fait un orphelin, le dépouille de ſes protecteurs & de ſon héritage †); Aſtyanax ne ſe montrera que le front baiſſé, d'oeil humide de larmes: il implorera le ſecours des amis de ſon pere, & ſe verra rebuté:

†) C'eſt le langage de la douleur qui exagere.

buté: va, lui diront-ils, ton pere ne partage plus nos fêtes. Alors il viendra pleurer dans les bras de sa mere delaissée, & cet enfant, l'objet continuel de notre tendresse, cet enfant, nourri sur les genoux d'Hector, & qui dormoit sur le sein d'Andromaque, ne pourra trouver d'asyle contre l'insulte & les mépris. A quoi lui servira le nom d'Astyanax †), nom glorieux que lui mérita la valeur de son pere? Car, Hector, tu défendois seul nos murailles; tu les défendois, & dans ce moment un barbare ennemi te traîne dans la poussiere! C'est donc en vain que j'avois préparé tant de vêtemens précieux pour ton triomphe; je ne t'en verrai point décoré: ah! je veux les livrer aux flammes: vaine image d'une pompe funebre! bucher stérile, le seul qu'il nous soit permis de t'ériger!»

So übersetzt Herr B., wo ihn der Modegeschmack nicht von der Bahn seines Originals abführt! welche vortrefliche Uebersetzung würde er geliefert haben, wenn er keine so unbiegsame Sprache und keinen so verzärtelten Geschmack vor sich gehabt, wir wagen es hinzu zu setzen, wenn er den Homer ins Deutsche übersetzt hätte. Unsere Sprache hat zur Uebersetzung überhaupt, und besonders zur Uebersetzung der Alten sehr merkliche Vorzüge, und wenn es nicht an unsern Uebersetzern liegt, so ist es fast unbegreiflich, warum wir noch so wenig gute Uebersetzungen aus den Alten in unserer Sprache besitzen.

An

†) *Astyanax* signifie proprement *Roi, défenseur de la ville.*

An Uebersetzungen der Dichter mangelt es noch völlig, und einige prosaische Schriften haben das Unglück gehabt, Pedanten in die Hände zu fallen, die getreulich alle Worte, aber den Geist nicht übersetzen. Laßt uns ja auf unsere Litteratur nicht trotzen, so lange wir noch den ersten Schritt zur Cultur des Geschmacks nicht gethan, so lange wir die Alten noch nicht übersetzt haben, so lange einem deutschen Liebhaber der Litteratur, der die Sprache der Alten nicht verstehet, Schwarz für Virgilen, Lieberkühn für Theokriten, und Reiske für Demosthenes gelten muß.

Seit einiger Zeit verspricht man uns aus der Schweitz eine Uebersetzung des Homers in Hexametern. Der Uebersetzer des euripidischen Theaters liefert uns am Ende der Phönicierinnen eine Stelle aus dem dritten Gesange der Ilias zur Probe, und giebt dem Publico »die angenehme Versicherung, daß man die Uebersetzung der ganzen Ilias von eben dieser Hand zu erwarten habe, und ein großer Theil derselben bereits zum Drucke fertig liege.» So viel man aus der Probe urtheilen kann, scheinet der Uebersetzer sein Original zu verstehen, aber seine Muttersprache desto weniger. Nicht den mindesten Begrif muß er haben von der Schönheit des Ausdrucks in der deutschen Sprache, da er niemals wählet, niemals ausbildet; sondern allezeit die ersten die besten Worte stehen läßt, die nur halbigt den Sinn ausdrücken. Diese zwingt er zusammen, und läßt sie Hexameter werden, sie mögen sich noch so sehr sträuben. Unsere Leser haben die Charaktere des Menelaus

laus und Ulysses in französischer und deutscher Prose gelesen. Hier sind sie in deutschen Hexametern!

Ich empfieng und küßte dieselben als Gäste in meiner Wohnung, und lernte beyder Gemüth und Rathschläge kennen.

Wenn sie in der Trojaner Zusammenkünften erschienen,
Traf im Stehn Menelaus mit breiter Lendengestalt vor,
Sassen sie aber, so schien Ulyß von edlerer Würde.
Wenn sie alsdenn mit dem Volk in Gespräch und Berathschlagungen traten,
Redete Menelaus, von Punkt zu Punkte forteilend,
Zwar mit Kürze, doch lieblicher Kraft, den Wortschmuck verschmäht er,
Und berührte nie fehlend den Zweck, obgleich noch der jüngere.
Wenn denn aber Ulyß sich erhob, an Rath unerschöpflich,
Stand er, die untergeschlagenen Augen am Boden geheftet,
Und bewegte weder zurück, noch vorwärts den Scepter;
Sondern hielt ihn ganz steif, als wärs ihm zu neu und zu schwierig;
Oder als wär er bethört, und seiner Sinne nicht mächtig.
Aber wenn itzt aus der Brust scharftönend die Stimme hervor drang,
Und die Reden, den wintergegossenen Schneeflocken ähnlich,
Alsdenn hatte kein Sterblicher mehr mit Ulyssen gestritten.
Damals vergassen wir seine Gestalt, wie itzt, zu bewundern.

Wir überlassen es den strengern Kunstrichtern alle kleine Fehler und Nachläßigkeiten in dieser hexametri-

metrischen Uebersetzung, von Punkt zu Punkt forteilend, zu rügen. Unsere Leser mögen dem Gehöre nach urtheilen, ob die sogenannten Verse wohlklingend, ja ob sie für einen, der nicht sonst etwa schon weiß, was der Dichter sagen will, gar verständlich sind. Eine solche Uebersetzung des Homers könnte unserm Publicum den Geschmack an der Dichtkunst der Alten völlig benehmen. Zeichnung und Ausdruck leiden entsetzlich unter einem so unausgesuchten Colorit, und kaum bleibt noch etwas von der Disposition und Erfindung zu erkennen.

Auch von Magdeburg aus scheinet man auf eine Uebersetzung des Homers, gleichfalls in Hexametern, Hofnung zu machen. Der Greis legt uns in seinem 107 und 114 Stücke einige Probe davon vor, dabey er aber, wie er versichert, nur die Absicht hat, einige Leser mit dem ältesten Denkmale des menschlichen Verstandes bekannt, und — woran wohl niemand gedacht hätte — auf die Meßiade wieder ein wenig aufmerksam zu machen. Dieses ist ihm auch meisterhaft gelungen, denn er zeigt eine so elende Uebersetzung des Homers, daß die Leser nicht nur die erhabene Poesie eines Klopstocks, sondern so gar die Prosa des Greises lieber lesen möchten, so daß der Greis auch nicht umhin kann, den größten Theil seiner Leser um Gedult und Verzeihung zu bitten, daß er ihnen noch ein Blatt mit dem Homer verderbt. Wir begnügen uns nur einige Verse aus der Uebersetzungsprobe anzuführen:

Singe, Göttinn! der Zorn Achilles des Peleiden,
Der in tausendfachs Weh, Achaias Völker versenkte.

Schaa-

Schaaren gewaltiger Krieger hinab erschlagen zum Orkus
Stürzt, und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube
Hingeworfen gab; Zevs Rathschluß gieng zur Vollendung;
Den er erregte zu erst des Grolls entglimmende Flamme
Zwischen der Könige Haupt, Agamemnon und zwischen Achilles.
Wer vom Olymp entflammte sie aber zu wüthenden Worten? u. s. w.

Schaaren gewaltiger Krieger hinab zum Orkus stürzt und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube, was für ein unverständliches Gewäsche! Homer sagt, mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Bestimmtheit »die tapfern Seelen der Helden hinab in den Orkus, sie selbst (ihre Leiber) aber den Hunden zum Raube hingab, und dem sämmtlichen Geflügel.« — Wer vom Olymp entflammte u. s. w.? Hat der Uebersetzer nicht so eben gesagt, Zevs erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme? (Wir sagen der Uebersetzer, denn der Grieche weiß nichts davon) oder macht er etwa einen Unterschied zwischen der Flamme des Grolls erregen, und zu wüthenden Worten entflammen, daß Jupiter jenes, sein Sohn aber dieses gethan haben kann? Oder hat er sich die Mühe nicht geben wollen, wenigstens die ersten zehn Zeilen seines Originals recht zu verstehen, und will den Homer in Hexameter übersetzen? Man muß erstaunen, wenn man die Entschlossenheit siehet, mit welcher unsere

junge Leute alles unternehmen, und unsere alten Kunstrichter alles loben, alles aufmuntern, und dieses thun doch wirklich sehr oft Kunstrichter von nicht gemeinen Einsichten. — Wer sagt uns aber, was folgende zwo Reihen wohl bedeuten?

Und der erhabne Stab mit der Wiedergabe Talenten
Neigt die Häupter all des Vaters Flehn zu gewähren.

Nur immer den Homer aufgeschlagen! das Original muß gar oft der Uebersetzung zum Commentar dienen. Es soll heissen, »nun waren es zwar alle übrigen Achäer zufrieden, dem Priester Hochachtung zu bezeigen, und die glänzenden Lösegelder anzunehmen.» — Wenigstens stehen diese Worte an der Stelle, wo der Deutsche jene unverständliche Zeilen hin gesetzt, denn die Wahrheit zu gestehen, will hier der Commentar nicht zureichen, und wir wissen noch nicht, was der Wiedergabe Talenten u. s. w. sey?

So begierig das deutsche Publicum nach einer Uebersetzung des Homers ist, so gern wird es noch Jahre in Gedult stehen, wenn unsere besten Köpfe sich wollten ermuntern lassen, eine mit Fleiß und Nachdenken auszuarbeiten. Unsere Anfänger mögen, wenn ja eins seyn muß, lieber selbst Heldengedichte schreiben, als die homerischen für einen künftigen bessern Uebersetzer verderben. Denn so scheinet es uns beynahe mit allen classischen Schriftstellern aus dem Alterthume zu gehen. Wir haben so lange, so laut und so sehnlich gewünscht, sie in unsere Sprache übersetzt zu sehen, daß die Uebersetzer geglaubt, wir könnten durchaus nicht länger warten. Nun

erschei-

erscheinen sie plötzlich alle nach einander übersetzt, und alle nach einander werden sie bessern Uebersetzern aus den Händen gerissen, und verdorben. — Will keiner von unsern großen Virtuosen die Arbeit allein übernehmen, weil sie gewiß keinem Deutschen, so reichlich belohnt wird, als einem Pope; so wünschten wir unsere besten Köpfe mit vereinigten Kräften an diesem Werke arbeiten zu sehen. Es sollte wohl nicht an 24 Männern fehlen, deren jeder ein Buch aus der Iliade mit Gemächlichkeit übersetzen könnte. Das wäre dem Publicum gleich viel, ob sie in Reime, in Hexameter, oder gar in Prose übersetzen wollten. Wenn sie sich nur vereinigen, nach einem Plane arbeiten, und sich einander die Schwierigkeiten wollten erleichtern helfen, wir würden gewiß mit unsern Uebersetzungen die Ausländer neidisch machen, und es gar nicht zu bereuen Ursache haben, daß wir etwas später kämen.

Wir erinnern uns zwar, daß bereits im Jahre 1754. die Ilias und die Odyssea von einer Gesellschaft gelehrter Leute den deutschen Lesern mitgetheilt, und zu Frankfurt und Leipzig in groß 4. sauber gedruckt worden sind. Allein diese Uebersetzung ist bloß zum Behuf der allgemeinen Reisen veranstaltet worden, daher die Uebersetzer auch den Homer bloß als einen Geschicht- und Reisebeschreiber angesehen haben. Sie theilen seine beyden Heldengedichte, wie ihre übrigen Reisen in §§ ein, und stimmen seinen Ton ziemlich zu gemeinen Reisebeschreibungen herunter. Wo wir nicht irren; so haben sie mehr aus der Uebersetzung der Dacier als

aus dem Griechischen übersetzt, und zu der Absicht, die sie hatten, reicht die Uebersetzung der Dacier wirklich hin. Um die Schönheiten des Homers war es diesen Uebersetzern gar nicht zu thun. Sie erlauben sich die niedrigsten Redensarten, pöbelhafte Sprüchwörter so gar. Agamemnon sagt vom Achill, »er will überall den Meister spielen, alles will er fressen.» Dieser antwortet; »ich müßte der verzagteste Kerl von der Welt seyn — Ich werde des Weibesstücks wegen — nicht den geringsten Lumpen — die große Juno spricht zum Jupiter: »Was ist denn das für Manier mit mir so zu sprechen? — Unruhige und naſenweise Göttinn! versetzte der Herr und Meister des Donners — sie setzte sich nieder und schwieg stock stille» Die von den Alten so sehr gepriesene, so oft nachgeahmte Beschreibung im ersten Buche der Iliade, wie Jupiter der Thetis zugewinkt: »Er sprachs, und mit schwarzen, majestätischen Augenbraunen winkt er das göttliche Zeichen ihr zu. Die ambrosialischen Haare des Weltbeherrschers wallten um sein unsterbliches Haupt, und der große Olymp erbebte» Dieses erhabene Gemälde verwandeln unsere Reisebeschreiber in folgende höchst poßierliche Ungereimtheit: »zu gleicher Zeit geschah das Zeichen mit seinen fürchterlich zusammengezogenen schwarzen Augenbraunen. Die Haare fiengen an, an dem unsterblichen Kopfe des Gottes zu Berge zu stehen, und der ganze Olympus erschütterte.»

Wir gestehen gleichwohl, daß wir diese Uebersetzung mit allen ihren Fehlern, lieber lesen wollten,

als eine ungerathene versificirte. Das Platte und Niedrige mißfällt so sehr nicht, als das Schielende, Unbestimmte und Falsche. An der Stelle, wo diese Uebersetzung das Niedrige vermieden, hat ihr Ausdruck so gar zuweilen eine gewisse Natur und Einfalt, die an einer Uebersetzung des Homers nothwendige Eigenschaften sind. Allein die große Schwierigkeit ist, diese Natur mit Würde und Anstand zu verbinden, und diese bäuerische Einfalt in die homerische Naivität zu veredlen.

G.

II.

Der flüchtige und wieder zurückgekehrte Mönch, vom Berge Athos. Aus den Berichten eines Heydenbekehrers an seinen Freund in Europa. Breslau, bey Johann Michael Gampert, 1764. 9 und einen halben Bogen in 8.

Unter der Person eines Heydenbekehrers, der sich zu Antiochien mit einem Mönch, welcher aus Unglauben sein Kloster auf dem Berge Athos, und zugleich die christliche Religion verlassen hatte, über die Gründe seines Unglaubens, und mit einem Muselmann über einige Punkte seines Glaubens in Unterredungen einläßt, hat der ungenannte Verf. zur Absicht, die Einwendungen der neuern Ungläubigen wider die christliche Religion und die Gründe, womit sie, wie noch jüngst ein Voltaire gethan hat, die Religion der Heyden und Muhamedaner über jene

zu erheben suchen, zu vernichten. Der Einfall, einer polemischen Schrift eine solche neue Einkleidung zu geben, ist vortreflich; die Welt ist der Streitschriften überdrüßig, die doch nothwendig sind: und die Gegner des Christenthums wenden allen Witz an, in einer Tracht zu erscheinen, welche gefällt. Aber Schade, daß Plan und Ausführung mit dem glücklichen Einfall nicht überein stimmen! Es sollen Gespräche seyn. Aber die Gedanken sind weder aus der Situation der redenden Personen natürlich herbey geführt, noch dialogisch ausgedruckt. Man lieset Fragen oder Einwürfe der einen Person, und lange dogmatische Antworten des Heydenbekehrers; dann kommen wieder neue Fragen, oder neue Einwürfe. Doch es seyn immer schlechte Dialogen; wenn nur noch die Beweise den zu bekehrenden Personen angemessen wären. Aber der Mönch sowohl als der Muselmann müssen erst einige Jahre auf einer deutschen Universität Philosophie und Theologie studiert haben, wenn sie den Mann, der sie bekehren will, verstehen sollen. Und der Vortrag dieser Beweise ist bald systematisch, bald deklamatorisch, bald gar homiletisch. Wir wollen hiemit beydes den Vortrag und die Beweise des Verf. nicht verächtlich machen. Er hat verschiedene gute und brauchbare Gedanken; man lieset einzelne Züge eines beredten Styls mit Vergnügen: aber sie stehen da, wo man sie findet, nicht an ihrer Stelle, oder haben nicht ihre zur Situation gehörige Wendung. So schwer ist es noch für unsere deutsche Schriftsteller, wenn sie sich aus dem akademischen Fache heraus

wagen

wagen wollen, den Paßen, dahin sie ein Strahl des Genies geführt hat, zu behaupten. Wir wollen die sechs Gespräche, daraus dieses Werk besteht, durchgehen, und werden von unserm Urtheil Beweise finden.

Das erste Gespräch ist mit dem Mönch Theokrit in dem anmuthigen Daphne bey Antiochien. Der unruhige und zweifelmüthige Mönch will wissen, warum man die Bibel eher für ein göttliches Buch halten solle, als das Zenda-vesta der Feueranbeter, und das Vedam der Braminen. Es wird ihm also aus dem Inhalte des erstern gezeigt, daß es weit jünger sey als Zoroaster, dem es beygelegt wird, und offenbar Nachrichten aus dem alten Testament genommen habe. Zoroasters Philosophie und Sittenlehre wird auch selbst nebst dem, was die Braminen noch itzt davon halten, aber nicht hinreichend, beleuchtet; und behauptet, daß sie ihre Lehre von dem Ausfluß aus dem unendlichen Gott, den sie das Wort nennen, und den Gedanken zu opfern, wie alle übrige Heyden, der biblischen Religion durch Tradition zu danken gehabt; in welchem leztern wir ihm Recht geben. Von dem Buche Vedam wissen wir eigentlich nichts; denn es ist in solchen Figuren geschrieben, die die Braminen selbst nicht mehr verstehen. S. 18. Aus einem andern Buche derselben aber wird ein kurzer Inbegriff ihrer Sittenlehre gegeben, die freylich verwirrt genug ist, und es nicht verdient, mit der Sittenlehre des Evangelii verglichen zu werden. Das wäre nun alles gut. Aber die Erwähnung eines Spinoza, die heftigen

Ausfälle auf die Encyklopädisten und andere neuere Zweifler würde man in einem Gespräch mit dem Mönch Theokritus zu Antiochien wohl nicht vermuthet haben. Noch unerwarteter ist es, daß eine kleine Logik vom Denken, Urtheilen und Schlüssen, vom Zeugniß und dessen Glaubwürdigkeit, vom möglichen und wirklichen, vom zureichenden Grunde u. s. w. diesem Mönch zur Vorbereitung aufs künftige sehr ernsthaft empfohlen wird.

Seltsamer ist es noch, daß dem gastfreyen Muselmann, der den Heydenbekehrer in sein Haus aufnimmt, die Immaterialität der Seele aus metaphysischen Gründen, und ihre Unsterblichkeit aus dem Grundsatze der kleinsten Kraft dargethan, auch zugleich der in Deutschland geführte Streit über die Erfindung dieses Grundsatzes gegen ihn erwähnt wird. Europäischen Gelehrten kann dieser Beweiß nicht unerheblich seyn; aber was sollte der gute Sheick (so heißt der Muselmann,) dazu sagen? doch antwortet der ehrliche Mann S. 43. aus Höflichkeit auf diese metaphysische Predigt: »Ich begreife, was du gesagt hast.« Von diesem Beweise kömmt der V. wir wissen selbst nicht durch welchen Sprung, auf die Versöhnung; und das läßt sich der gutherzige Sheick gefallen. — Wir haben zuvor gesagt, daß der V. einzelne schöne Züge hat, um welche es Schade ist, daß sie nicht an ihrer rechten Stelle stehen. Hier ist einer, den wir von S. 38. hersetzen wollen.

»Die denkende Seele (sagt er zum Sheick,) schwingt sich mit ihren Gedanken über die Erde, erforscht die Bahn der Sterne, spürt den Grundursachen

chen der Dinge nach, entdeckt sie aus den Wirkungen der Natur ihrer verborgenen Wesen; steigt bis zu dem Urheber alles erschaffenen Dinge, ist unersättlich im Erforschen, ihre wahre Wollust ist Wissen, und ihr höchster Wunsch ist alles zu wissen. Wenn sie im Gegentheil von den Sinnen bethört wird, daß sie vergängliche Eitelkeiten für die Mittel wahrer Glückseligkeit ansieht, und erlangt dieselben, so sättigen sie keine; sondern sie strebt immer nach mehrern; und wenn sie auch jeden Wunsch darinnen erreicht, so wird sie bald der höchsten Ehrenstaffeln, wie der Schätze und wollüstigen Freuden überdrüßig, und bleibt auf dem Gipfel der Eitelkeiten, wie unten auf der ersten Stufe unruhig, alles scheint ihr zu klein, und sie findet in nichts, was ihr Vergnügen befestigen kann. — Dagegen brennen in ihr lauter Begierden nach Freyheit, Vollkommenheit und Unsterblichkeit, die alle unermeßlich weit sich über dieß Wohnhauß der Erde erhöhen. Ihre Kräfte sind auch gar nicht auszumessen, sondern je weiter sie im Denken und im Wissen steigt, so eröfnet sich ihr immer noch ein größeres Feld, und noch ein ferneres Ziel für ihren Fleiß, gegen welches ihre erstiegene Höhe ihr niedrig und verächtlich wird. — Allemal aber in der eifrigsten Arbeit, in der heftigsten Begierde, und oft bey der besten Zubereitung in den Grund und Wesen der Dinge zu dringen, kommt der Tod, und führt die Seele von ihrem Stande auf der Erde hinweg, von welchem sie die Werke Gottes betrachtete.» In einer Rede, Selbstbetrachtung oder auch dogmatischen Abhandlung würde diese Stelle

gute Wirkung thun; aber in einem Gespräch, mit einem Muselmann, mitten zwischen metaphysischen Betrachtungen, macht sie eine wunderliche Figur.

Im dritten Gespräch, das wieder mit dem Theokrit geführt wird, ist ein förmlicher Beweiß von der Wahrheit der christlichen Religion, der aber nicht interessant genung vorgetragen ist, auch durch die eingemischte unzuverläßige Beweißgründe an seiner Bündigkeit verliert. So möchten wir uns z. E. nicht wie S. 51. auf die versteinerte Wagen und Waffen, die Pocock im rothen Meere gesehen haben will, zum Beweise des israelitischen Durchgangs, noch auf die Bäche in der Wüsten Sin, als auf Ueberreste des durch Mosen geschlagenen Felsen berufen. Wir würden den Empfang Alexanders des Großen durch den Hohenpriester Jaddua nicht als einen unüberwindlichen Beweiß von dem Alter der Schriften Daniels ansehen; einen Zweifler durch kurze Anführung der Verheissungen, die dem Adam und Abraham geschehen sind, den Weissagungen Jacobs und Davids, durch Auslegung der Vorbilder und Opfer im alten Bunde, noch viel weniger durch Deutung einer Stelle aus dem Hohenliede von der Wahrheit der Sendung Jesu und von der Göttlichkeit seines Amts zu überzeugen hoffen. Unsere europäische Ungläubige möchten so gutwillig nicht seyn, als Theokrit. Wer schon überzeugt ist, für den mag das zur Bestätigung gut seyn. Wir würden das Kreuz, das dem K. Constantin erschienen seyn soll, nicht nach S. 73. zu den Wundern für das Christenthum rechnen, und den K. Julian, der gewiß Verstand hatte,

aber

aber dabey ein seltsamer und vielleicht vorsetzlicher Schwärmer im Heydenthum wäre; nicht für einen einfältigen Herrn scheinen, und ihm gar keinen Schatten irgend einer guten Eigenschaft lassen: denn das verräth Affect. Wir würden dem Mönch nicht, wie S. 76. auch ein Schulsystem der ganzen Theologie entwerfen, das weder ihm noch den Ungläubigen einleuchten kann; noch ihn von der Demonstrirsucht, die ein paar deutsche Professoren etwa haben können, unterhalten, weil sie ihm gar nichts angeht. — Der V. hat auch wieder gute Beweisgründe, wer wollte das läugnen? Weil sie aber bekannt, zum Theil auch unvollständig oder nicht vortheilhaft präsentirt sind: wollen wir uns nicht dabey aufhalten. S. 71. 72. ist eine schöne Beschreibung von der Ausbreitung des Christenthums, die nur in einigen Zügen etwas übertrieben, und hier an dieser Stelle zu deklamatorisch ist. Von einigen Sätzen, die uns neu scheinen, hätten wir die Beweise zu lesen gewünscht; sie würden mehr zur Sache gehört haben, als manche zuvor angeführte. Wir zeichnen dem Verf. folgende zwey aus. Die christliche Sittenlehre paßt sich auf alle Himmelsstriche; auf alle Gemüthsneigungen und Lebensarten der Menschen; auf alle Regierungsformen. S. 79. Die Weltweisheit und die Regierungskunst haben ihre erweiterte Erkänntniß und ihre besten Regeln aus der heiligen Schrift gezogen. S. 83.

Im vierten Gespräch trägt Theokrit seine Einwürfe gegen verschiedene Theile der mosaischen Geschichte vor, die mehrentheils hinreichend beantwortet

ret werden, z. E. S. 91. u. f. woraus Moses seine Bücher in der Wüsten schreiben können; S. 95. daß sie wirklich von ihm und nicht einige hundert Jahre nach ihm verfertiget worden, u. a. m. Die Anmerkungen von der stufenweisen Offenbarung Gottes S. 105. sind auch richtig und brauchbar. Ob es aber den wichtigen Einwurf, warum Moses in seinen Gesetzen nicht deutlich auf die Unsterblichkeit der Seele gewiesen, zur Gnüge beantwortet, daran zweifeln wir; und daß er gegen die Ungläubigen mit niedrigen Spöttereyen um sich wirft, sie bald luftige Heroen, und ihre Einwürfe kahle Träume nennt, bald ihnen den dicken Schleim in ihrem Gehirne und dergleichen vorwirft, das wird man wohl überhaupt, noch vielweniger in einem Gespräch mit einem Ungläubigen, den er bekehren will, anständig finden.

Die folgende Unterredung mit dem Muselmann gefällt uns am besten. Die Sprache der Dialoge ist darinn am natürlichsten; die Materie von der besondern Vorsehung Gottes im Gegensatz des muhamedanischen Schicksals, den redenden Personen angemessen; und wohl ausgeführt. Und in der lezten mit dem Theokrit werden einige Kennzeichen von der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit Mosis, von der Wahrheit seiner Schriften, und von der Nothwendigkeit einer göttlichen Veranlassung zu seinem Verhalten gegeben, die untadelich sind. Der Verf. wird aber wohl nicht glauben, den Beweiß für die Göttlichkeit der Schriften Mosis hiemit erschöpft zu haben. Die Gottesgelehrten haben es noch immer leichter gefunden, aus der erwiesenen

Gött-

Göttlichkeit der Schriften des neuen Testaments auf die Göttlichkeit der Schriften des alten Bundes zurück zu schließen; als den umgekehrten Weg zu erwählen, den der Verf. S. 145 sicher und eben gemacht zu haben scheinen will.

Daß dieses Werk vielen bereits überzeugten Christen nützlich und erbaulich seyn könne, gestehen wir gern. Uns hat der Einfall, darnach die Anlage gemacht worden, gefallen; und dieses, nebst dem Wunsche, daß den zum Spotten so geneigten Gegnern des Christenthums etwas wäre entgegen gestellt worden, daß ihnen durch Richtigkeit, Vortrag und Einkleidung gleich starke Achtung abgefordert hätte, hat uns zu einer genauen Beurtheilung dieser Schrift veranlaßt.

B.

III.

Joh. Heinr. Kirchhofs, Sr. Königl. Maj. zu Dännemark, bestallten Justitzraths, Abhandlung von den besondern Soldatenrechten, Vorzügen und Freyheiten, mit einer Vorrede D. Gottfr. Schützens. Hamburg, bey Grunds Wittwe, in 8. 1 Alph. 8 Bog.

Die Bemühung des Hrn. Verf. verdienet das Lob, welches ihr der Hr. D. Schütze in der Vorrede billig ertheilet. Es fehlet uns zwar nicht an Schriften, welche theils einzele Kriegsrechte erklären, theils aber in ihrem Zusammenhange vorstellen. Allein die wenigsten sind mit der gehörigen Deutlichkeit und

Gründ-

Gründlichkeit abgefaßt, und werden, da sie lateinisch geschrieben, nur von einer kleinen Zahl Kriegsleute gelesen. Desto rühmlicher ist der Fleiß des Hn. K. welcher sich bemühet, alles, was zu seinem Zwecke gehöret, deutlich vorzutragen, und welcher das brauchbare mit dem angenehmen verbindet. Jedoch verrathen einige Fehler gar deutlich, daß der Hr. V. mit der alten Geschichte eben nicht die größte Bekanntschaft habe. Wir wollen unsere Leser mit der Schrift selbst genauer bekannt machen.

Das erste Hauptstück beschreibet die Soldaten und ihren Stand überhaupt. Wir finden viele gute, aber auch viele schlechte Anmerkungen. Die Alten werden mit gutem Grunde gelobet, daß sie nur Unterthanen, und nicht angeworbene Soldaten, in Kriegsdienste genommen haben. Daß aber die Reuterey der alten Deutschen, wie S. 11. behauptet, aus lauter Edelleuten bestanden, ist etwas unerweisliches. Der Hr. V. hätte nur die Spuren der alten Schriftsteller genau verfolgen dürfen, so würde er nicht so auf Abwege gerathen seyn. Cäsar unterscheidet die Sitten der Deutschen und Gallier mit großer Sorgfalt, allein hier wird dieser Unterschied vergessen und alles vermenget. S. 20. Was wir S. 23 gelesen, Ambacter wäre so viel als Angebackter, weil ein solcher gleichsam an seinen Herrn angeheftet wäre, das halten wir für einen, wiewohl nicht allzuwitzigen, Scherz. Eben so wenig wird S. 24 unsere Leser bereden, daß die Deutschen bereits zu des Tacitus Zeiten den Lehnsnexum gehabt, dieweil sie von dem Herrn Waffen und Unterhalt bekommen, ihm aber Kriegsdienste geleistet

leistet haben. Die Vorstellung einer römischen Legion S. 28, die aus 16000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferde bestehen soll, erreget bey uns den Wunsch, daß doch niemand eher etwas schreiben möge, als bis er wenigstens die bekanntesten Sachen gelernet. Wenn doch der V. des Nieupoorts Alterthümer gelesen hätte! Wie artig klingt die Anmerkung S. 49, daß Semperleute nichts als Kriegsleute gewesen? Jedoch er streuet verschiedene gute Anmerkungen von S. 50-57 ein, wo die Kriegsverfassung nach den Carolingern, die Veränderung, welche durch die Kreuzzüge entstanden, beschrieben, die verschiedenen Benennungen derer Soldaten entwickelt, Maximilian der Iste und andere Regenten aber wegen der Aufrichtung eines beständigen Soldaten gerühmet werden. Daß man die Gelehrsamkeit mit dem Soldatenstande nach S. 61 deswegen vergleiche, weil der Soldate ein aufgeschürztes, der Gelehrte ein langes Kleid trage, ist vermuthlich ein kleiner Schreibefehler. Daß aber der Hr. V. einen Soldaten nicht richtig genug S. 81 beschrieben, darüber werden sich alle Leser wundern. Die Hauptpflicht, welche den Soldaten unterscheidet, ist vergessen worden. Desto besser sind die Gedanken, welche man S. 74-79 von der Werbung und dem Rechte des Regenten die Unterthanen aufzubieten, findet. Er handelt hierauf von der Einrollirung, Beeidigung, von denen verschiedenen Arten der Soldaten, bis zu Ende, mit gründlichem Fleiße.

Er gehet S. 131 im zweyten Abschnitte zu denen Freyheiten der Soldaten fort, erzählet einige

allge-

allgemeine Rechte, und verwirft mit Grunde die Eintheilung der Soldatenrechte in persönliche und dingliche. S. 134. Von denen Belohnungen der Römischen Soldaten, ingleichen von neuern Belohnungen wird von S. 137-157 gründlich gehandelt und gezeiget, wie Invaliden versorget werden. S. 157-163. Hier hätte der Hr. V. die alten und nicht die neue Schriftsteller anführen sollen.

Das zweyte Hauptstück stellet den befreyten Gerichtsstand der Soldaten vor. Es theilet wichtige und brauchbare Anmerkungen von dem Auditeur, Kriegsgerichten und denen Personen, welche dergleichen Gerichten unterworfen, mit. S. 170-180. Die Meynung S. 183, als ob die Soldaten, die in einem fremden Lande ein Verbrechen begangen, ihrem Richter nothwendig ausgeliefert werden müssen, möchte wohl schwerlich von dem Leser zugestanden werden. Uebrigens ist alles bis zu Ende lesenswürdig.

Das dritte Hauptstück handelt von der denen Soldaten erlaubten Unwissenheit. S. 198. Hier wird S. 199 eine ziemlich dunkle Eintheilung gemacht, wenn der V. schreibet, man müsse dieses bloß von den menschlichen Rechten verstehen, und sie zu erlernen, entweder nach der Kunst beflissen seyn, oder mit Gelehrten Rücksprache halten. Ist denn dieses eine Freyheit der Soldaten, daß sie die Rechte nicht studiren dürfen? Man kann die Sache ja faßlich machen, wenn man behauptet, daß die Soldaten deswegen keinen Schaden leiden, weil sie die Landesgesetze und gemeinen Rechte nicht wissen. Wir möchten auch gerne die Ursache wissen, warum

die

die Soldaten der Verjährung nicht unterworfen seyn, wie S. 204 behauptet wird.

Das vierte Hauptstück enthält die Vorrechte der Soldaten in Ehesachen von S. 210. Er hält es für gut, wenn man den Soldaten die Ehe verbietet. S. 212. Die Pflichten der Soldaten, besonders des Weibes, welches zur andern Ehe schreiten will, werden S. 217 genau beschrieben. Möchte doch aber der Gedanke S. 223, daß castra a castrando genennet worden, dieweil dem Soldaten daselbst die Wollust abgeschnitten worden, ungedruckt seyn! Der Satz S. 230, daß ein Soldat einer geschwängerten Person keinen Brautschatz zu geben verbunden, erfordert auch eine deutlichere Bestimmung.

In dem fünften Hauptstück werden die Freyheiten der Soldaten von bürgerlichen Aemtern und Auflagen 233-241 abgehandelt. Die Anmerkung S. 235, daß heut zu Tage ein Soldat, der einem fremden Herrn gedienet, sich der Freyheiten nicht bedienen könne, welche die Römer denen ausgedienten Soldaten gegeben, ist allerdings gegründet. Daß übrigens die Soldaten von Vormundschaften und Advociren frey seyn, kein bürgerliches Gewerbe treiben sollen und keine Abgaben zu entrichten haben, wird umständlich erwiesen.

Das sechste Hauptstück erkläret die Vorrechte der Soldaten bey Errichtung ihres letzten Willens. S. 241-266. Hier wird der bekannte Unterschied zwischen denen, die in der Schlacht oder im Felde, und denen, die außer Gefahr sind, gemacht, und nur jenen das Recht, ohne alle Feyerlichkeit zu testiren, zu-

gestanden. S. 242-246. Im Lager und auf dem Marsche werden zwey Zeugen erfordert. S. 246. In der Schlacht kann er seinen Willen eröfnen, wie er will. S. 248. Die Frage, welche S. 252 aufgeworfen wird, ob ein blinder Soldat ein Testament machen könne, verdienet kaum eine Untersuchung. Daß aber der Hr. V. S. 255 folg. überall den Unterschied des römischen und heutigen Rechts bey zwar bekannten, aber doch nützlichen Materien, genau bemerket, gereichet dem Leser zum Vergnügen und ihm selbst zur Ehre.

In dem siebenten Hauptstück untersuchet er die Vorrechte der Soldaten in Absicht der gemachten Schulden und der Bezahlung S. 266-277. Auf die Montour, Waffen und Sold kann kein Arrest geleget werden, und der Soldat hat überall das Recht, sich den nöthigen Lebensunterhalt auszubitten. S. 268-270. Er soll aber seine Waffen nicht verpfänden. S. 271-273. Man kann ihn Schulden wegen nicht ins Gefängniß setzen, auch nicht an dem Orte, wo er vormals einen Contract gemacht, belangen. S. 271-275.

Das achte Hauptstück beschäftiget sich mit den Rechten der Soldaten nach dem Lehnrechte. S. 278-292. Das Geständniß S. 280, daß der Hr. V. nichts neues vorbringe, ist zwar aufrichtig und untadelhaft, wenn er nur denen bewährtesten Lehrern, einem Struv, Wolf und Mascov gefolget wäre. Den Ursprung der Lehne wird heut zu Tage wohl schwerlich jemand von dem Kayser August herleiten. Daß der Adel nach S. 283. alsdenn wehrhaft gemacht

macht worden, wenn er das Rennen im Turnierspielen wohl begriffen, ist eine neue Meynung, die aber keinen Beyfall finden wird. Wir übergehen andere Fehler mit Stillschweigen, und bemerken nur, daß die Lehnrechte nicht einzig und allein aus den Longobardischen Rechten zu erweisen. Von den Deutschen gedenket er nicht das geringste.

Das letzte Hauptstück enthält die Rechte der Soldaten in peinlichen Fällen. S. 293-422. Dieses verdienet die Aufmerksamkeit der Leser und den Beyfall der Kenner. Es werden die verschiedenen Verbrechen der Soldaten nebst denen darauf gesetzten Strafen aus denen Kriegsordnungen fleißig erzählet und geschickt entwickelt. S. 294-390. Man findet zugleich die Art und Weise, wie im Kriegsrechte verfahren wird, so weitläuftig und gründlich beschrieben, daß man völlig zufrieden seyn kann. Die Materien verstatten keinen Auszug und wir verweisen daher die Leser auf die Abhandlung selbst, welche die begangenen Fehler durch viele gute Eigenschaften wieder ersetzet. Q.

IV.

Briefe über die neueste theologische Litteratur, von Sebastian Friedrich Trescho, Diakonus zu Mohrungen in Preußen. Erster Theil. Berlin, bey Fr. Wilh. Birnstiel, 1764. 20 Bogen in 8.

Das Gefühl der Schwachheit des menschlichen Geistes; die Schwierigkeit, die man oft findet, bey den unzähligen Gegenständen der Erkänntniß,

niß, Wahrheit und Irrthum ſicher zu unterſcheiden; und die eigene Erfahrung, wie oft man durch ein blendendes Licht verführt werde, und durch wie viel Thüren der Irrthum in unſere Seele eindringen könne; machen ein edelgeſinntes Herz behutſam in Beurtheilung ſolcher Irrthümer, die man an andern wahrzunehmen glaubt. Betreffen dieſe Irrthümer noch dazu wichtige Religionswahrheiten, ſo muß man lieber weniger irriges vermuthen, als zuviel beymeſſen; ſo lange man wider die Redlichkeit der irrenden nicht ausgemachte Zweifel hat. So ſpricht die Vernunft, die Billigkeit und Klugheit zugleich.

Der Verf. dieſer Briefe muß dieſen Ausſpruch nicht gekannt, oder ihm zu folgen, nicht für anſtändig gehalten haben. Denn mit mehr als gemeiner Unbeſcheidenheit und Zuverſicht beſchuldigt er nicht allein große proteſtantiſche Gelehrte und angeſehene Kirchenlehrer grober Religionsirrthümer, ſondern verweiſet ſie auch mit unverzeihlicher Unbeſonnenheit in die Klaſſe der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, ſo wie ihm gerade einer von dieſen Namen in den Mund fällt. Ob er das Lehrſyſtem dieſer Religionsparthenen verſtehe; ob die Männer, die er angreift, damit übereinſtimmen? das iſt ſeine geringſte Sorge. Genung, er will zeigen, daß er die Unverſchämtheit habe, ſie für Socinianer u. ſ. w. auszuſchreyen. Wenn das wahr iſt, werden unſere Leſer ſagen, ſo verdiente ja nicht allein der unverſtändige Vorwitz dieſes Mannes, ſondern auch ſein Frevel eine ſcharfe Züchtigung: denn es iſt ja eben ſo boshaft, einen Kirchenlehrer fälſchlich als einen Socinianer anzugeben,

geben, als es gottlos ist, seinen Mitbürger als einen Dieb anzugeben, dem man es nicht beweisen kann.

Es ist mehr als zu wahr. Der V. kündigt sich selbst in der Vorrede so an. Ich will, spricht er, den allerneuesten Socinianismus beleuchten, und die Lehrer in Deutschland, kenntlich machen, die auf Mosis Stuhl sitzen, und als Feinde des Kreuzes Christi bewundert werden; aber, weil ich ihre Hörner und Klauen fürchte, will ich keinen nennen. Doch in eben dem Athem stößt er die Namen eines Büsching, Semler, Basedow, Crügot, Michaelis, Chevalier d'Arc, und in den Briefen selbst noch mehrere heraus; und gleich hinter her ist er unverständig genung zu gestehen: wenn er ihnen den Namen eines Socinianers gebe, so glaube er deswegen nicht, daß sie alle Irrthümer der Socinianer behaupteten, denn er hätte sie auch wohl Arrianer und Pelagianer nennen können. — Vortreflich! Die Ketzernamen sind ihm also gleichviel, so wie er sie etwa aus seinem Sacke herausgreift! Der Mann würde in den Zeiten der Unwissenheit ein großer Held geworden seyn; denn wider jeden, der es selbst zu denken wagte, wäre er zuerst mit dem verdammenden Ausrufe da gewesen: Siehe da, ein Manichäer! Möchte er doch erst den Unterschied der Lehrsysteme dieser Ketzer recht gelernt haben! Aber das will er nicht; dann könnte er an verdienten Männern nicht mehr zum Ritter werden. Wenigstens thut er zu Ende des ersten Briefes den lächerlichen Wunsch: auch deshalb die Vielwissenheit zu verachten, weil sie die Mutter des Irrthums ist. Bey der

Unwiſſenheit fühlt er ſich alſo klüger und fehlerfreyer, gelehrte Männer, um abweichender Meynungen willen, die er nicht verſteht, ihren nicht viel wiſſenden Glaubensgenoſſen verdächtig und verhaßt zu machen.

Wir überlaſſen es denen, die er angegriffen hat, ihn für ſeinen Vorwitz zu züchtigen oder laufen zu laſſen, wie ſie es für gut finden. Wir haben es immer bedauret, daß die, obgleich kleine Anlage zu einem guten Kopfe, die der Verf. hat, nicht mit mehrerer Unterſcheidungskraft bearbeitet und angewandt worden; und dieſe Briefe geben uns einen unangenehmen Beweis, daß ſein Urtheil in wiſſenſchaftlichen Dingen eben ſo unreif ſey, als es ſein Geſchmack in ſeinen poetiſchen Arbeiten geweſen iſt. Der Leſer mag aus folgenden Proben ſelbſt ſchließen, ob wir richtig urtheilen oder nicht.

Im zweyten Briefe will er zeigen, wie brauchbar manche Grundſätze der Weltweisheit des Hrn. Cruſius in der geoffenbarten Theologie ſind. Wir wollen hören; wie? Die Nothwendigkeit einer Offenbarung erhält daraus nach S. 9 mehr Licht, weil ſie aus der wichtigen Lehre von der Freyheit Gottes bewieſen wird, vermöge welcher er, ohne durch irgend einen zufälligen Grund aus der Verbindung der Welt gedrungen zu ſeyn, ſich ſelbſt dazu beſtimmt hat, die menſchliche Natur nicht anders als durch eine Offenbarung zu unterrichten. — Wir möchten dieſen Beweiß wohl ſehen. Wie aus der ganz unbeſtimmten Freyheit Gottes eine Nothwendigkeit folge, das muß ſeltſam genung zu beweiſen ſeyn. Und woher mag es denn Hr. Cruſius wiſſen, daß Gott die Menſchen

schen habe einrichten wollen, daß sie einer Offenbarung bedürften? Woher mag er wohl den Begriff der Freyheit in Gott genommen haben, die sich nicht nach dem Object bestimmt? Ueberhaupt ist der Beweiß von der Nothwendigkeit einer Offenbarung nur auf zweyerley Art möglich. Entweder a priori, aus den Zwecken Gottes und der Unzulänglichkeit natürlicher Mittel zu Erreichung derselben; und der Mensch, der diesen Beweiß unternimmt, ist immer ein Thor, weil er weder Gottes Absichten, noch die Brauchbarkeit der Natur mit seinem kleinen Verstande übersehen kann. Oder a posteriori, aus der wirklichen Erkänntniß und Ausbildung des Menschen, die nach dem Laufe der Natur gar nicht, oder nicht so geschwind, nicht in dem Grade erfolgt seyn würde, als sie doch angetroffen wird; und wer diesen Beweiß zu einer hohen Wahrscheinlichkeit bringen kann, der muß kein gemeiner Philosoph und kein schlechter Kenner der menschlichen Natur seyn. — Eben so hat Hr. Crusius die Grundtriebe in Gott ausfindig gemacht, und die Wahrscheinlichkeit des Geheimnisses der heil. Dreyeinigkeit auf eine sonderbare Art entdeckt. — Das ist wahrhaftig ein großer Mann, der in Gott die Grundtriebe erblickt! Und aus welchem Grundtriebe folgt denn die Dreyeinigkeit? Antwort: Aus der Liebe, vermöge welcher er sich mit andern vereinigen will. Eben daraus wollten wir gar leicht den Gott des Spinoza beweisen, der sich nach seinem unendlichen Grundtriebe mit allen nur möglichen Wesen vereinigen will. Warum nur in dreyen? Dies scheint eine Unvollkommenheit und Einschränkung des

Grundtriebes zu ſeyn. — Der Begriff, den Hr. Cruſius nach S. 15 von der Freyheit des Menſchen macht, und der S. 25 wunderſchön durch eine Radikalkraft des Geiſtes erkläret wird, ſieht ganz gefällig aus; wenn er nur in concreto angetroffen würde. Ueberhaupt müſſen wir den Verf. belehren, daß philoſophiſche Hypotheſen zur Erklärung der geoffenbarten Theologie gar nicht brauchbar ſind, ſondern von je her viel Schaden gethan haben. Man hat aus der Religion nur die Philoſophie zu machen geſucht, die eben Mode war; und ſich nicht an den wahren Grundſätzen der Vernunft und Erfahrung begnügen laſſen. Die Bibel, die einzige Quelle, hat man verlaſſen, und ſich in ſeinen Lieblingshypotheſen löcherichte Brunnen gegraben, darinn kein Waſſer iſt. Will das der V. auch noch mit ſeinem und ſeiner Helden Beyſpiel bewieſen haben? — Die Lehrſätze der Wolfiſchen Philoſophie hat er entweder muthwillig verſtellt, oder nur aus dem armſeligſten Collegio ihrer Gegner kennen gelernt. Die Lehre von der beſten Welt kann nicht beſtehen nach S. 13, weil ſich noch immer neue Vollkommenheiten zu einer endlichen Welt hinzudenken laſſen; ſie hebt alle Wunderwerke auf, und führt einen bloßen Mechaniſmus ein. Der Wolfiſche Begriff von der Freyheit hebt alle ſittliche Zurechnung, folglich alle Moralität auf, iſt der Genugthuung J. C. nachtheilig, und giebt dem Socinianiſmus ſtarke Stützen. S. 18. f. Die Lehre von dem nexu vniverſali verbannet alle Gnadenwirkungen des heil. Geiſtes, und hat den betrübten Irrthum des Abts Schu-

bert

hert erzeuget. Das und noch mehr sagt der Mann so ohne Beweiß hin, wie es ihm etwa im Collegio vorgesagt ist. Daran hat er wohl nie gedacht, daß die unrechte Anwendung auch der wahresten Grundsätze eine Quelle von Irrthümern sey. Und es mag nun Wolfische, oder Crusische, oder Aristotelische, oder gar eigengemachte Philosophie seyn, so werden immer Irrthümer entstehen, wenn man ohne das Lehrsystem der Bibel hinlänglich einzusehen, in der Theologie eine unrichtige Anwendung davon macht. Der Verf. selbst ist, auf einem guten Zuge, eine Crusische Theologie zu schmieden, wo andere Treschos genung zu verketzern finden werden.

Im dritten Briefe giebt er den Plan einer Charakteristick der Kanzelredner, die er meist ausgearbeitet, aber seinen Freunden zu gefallen, und niemand zu beleidigen, gar nicht bekannt zu machen beschlossen hat. Wir wundern uns über diese Delikatesse eines Mannes, der keine Scheu trägt, gegen verdiente Leute solche Beschuldigungen vorzubringen, die ihre Ehre, ihr Ansehen und ihren guten Namen weit mehr in Gefahr setzen, als für einen schlechten Redner gehalten zu werden. Was nun den Plan selbst betrift, so sind die theoretischen Regeln und Grundsätze die er anführt, recht gut; eine solche Charakteristick würde auch ein schätzbares Buch seyn: wir stimmen aber doch mit seinen vertrauten Freunden ein, daß es besser sey, wenn er nicht damit zum Vorschein kömmt. Die Anwendung dieser Regeln und die Zeichnung der Redner = Charaktere selbst erfordert solch geprüftes Urtheil, eine so große Gabe die Geister zu unterschei-

ſchetten, und eine ſo tiefe Einſicht in das menſchliche Herz, daß es unſers Bedünkens beſſer iſt, wenn er dieſe Arbeit einem andern überläßt. Wir wollen nur eine Stelle anführen. Sie ſteht S. 38: „Wenn der Endzweck der geiſtlichen Beredſamkeit, ſagt er, die Bekehrung der Zuhörer iſt: ſo kann ein Subjekt, welches gar nicht die unendlichen Kunſtgriffe der natürlichen Erklärung der Wahrheiten beobachtet, gar nicht die angenehme Kleinigkeiten, die einen Gedanken verſchönern, verſteht; gar nicht die Menſur, die Wendungen und die Grazien des Styls anbringen kann; dennoch der größte praktiſche Redner ſeyn; weil Gott ungebunden auf die Seelen ſeiner Zuhörer wirket.“ Was heißt das wohl? Wenn dieſer Grund gilt, ſo kann auch der elendeſte Schwätzer ein großer praktiſcher Redner heißen, weil bey Gelegenheit ſeiner Predigt in manchem Zuhörer Gutes durch Gottes Geiſt gewirkt werden kann. Wenn aber die Beredſamkeit des Predigers mit zu den natürlichen Vorbereitungsmitteln der Bekehrung vieler Menſchen gehört, ſo kömmt ja viel darauf an. — Und was will er mit den unendlichen Kunſtgriffen, den angenehmen Kleinigkeiten, der Menſur und den Grazien des Styls ſagen? Beſteht denn darinn die geiſtliche Beredſamkeit? Wenn es ja unendliche Kunſtgriffe der natürlichen Erklärung der Wahrheiten giebt, das wir nicht unterſuchen wollen, weil wir nicht verſtehn, was der Verf. mit dieſer Unendlichkeit meynt; ſo ſind ſie doch für den geiſtlichen Redner nicht, der beynahe nur dieſe eine Hauptregel des Erklärens hat, alles Abſtrakte auf das Concrete zu reduciren. Und die angenehmen

men Kleinigkeiten, die Mensur und Grazien des Styls gehören so wenig zum Wesen der geistlichen Beredsamkeit, daß sie oft ihrer Würde und Gravität zuwider sind. Dies sind wichtige Kleinigkeiten für den Redner, der bloß gefallen, höchstens beschwatzen will; aber für den, der unterrichten, überzeugen, zur Thätigkeit und zu anhaltenden Entschliessungen bewegen soll, wie der geistliche Redner, kein erhebliches Augenmerk. Mit Beobachtung aller dieser Dinge wird man kein großer praktischer Redner seyn; und viele kennen sie auch nicht einmal dem Namen nach, und sind es deswegen doch auch nicht. — Wie seltsam ist doch das durch einander geknetet! Kann man sich da wohl auf einen Mann verlassen, bey dem an einem Gedanken so viel zu rectificiren ist? Aus dem einzigen Perioden sollte man vermuthen, daß der Verf. von der geistlichen Beredsamkeit keinen bestimmten Begrif habe.

Im vierten Briefe hat es der V. mit dem Benson und besonders mit dessen Abhandlungen und Predigten zu thun. Er zieht auf den evangelischen Prediger, der sich zur Calvinischprotestantischen Kirche bekennet, los, welcher die Schriften dieses Mannes, und das darinn liegende Socinianische Gift durch seine Uebersetzung in Deutschland ausgebreitet hat. Man bemerke doch hierbey den neuen hämischen und sanftscheinenden Namen, den er einer verschwisterten Kirche giebt. Ganz ohne Noth fällt er aber so sehr über den Uebersetzer her. Er gesteht ja selbst, wie es denn auch wahr ist, daß Bensons irrige Meynungen und Erklärungen nichts neues und

unge-

ungesagtes enthalten. Aber davon schweigt er ganz still, daß viele in Deutschland, und nicht wenige Gottesgelehrte, aus seinen Schrifterklärungen viel lernen können, das sie noch nicht wissen. Ein unpartheyischer Leser prüfet nach Pauli Regel, läßt das Schlechte, das bereits dafür bekannt ist, oder das er bey weniger Untersuchung finden kann, liegen; und macht sich das Gute zu Nutze. Und in dieser Absicht können die Bensonschen Schriften mehr Nutzen als Schaden in Deutschland stiften. Es ist auch ganz falsch, und dem Manne, der sich durch Bescheidenheit und kalte Wahrheitsliebe eben so viel Beyfall erworben hat, als durch seine Gelehrsamkeit, angedichtet; daß er die Lehrsätze der Rechtgläubigen hämisch durchgezogen, oder vorsetzlich in der Schrift verkannt habe. Er glaubte ehrlich, was er glaubte; er war durch Vorurtheile geblendet, die er als Grundsätze ansahe, wie es ja andern ehrlichen Leuten auch geht; und grif Vorurtheile und Irrthümer an, die nur allzuviel Menschen aus richtigen Lehren des Christenthums ziehen. So muß man offenbar die Stelle S. 70. nehmen, darüber der V. solch ein Geschrey erhebt. — Doch auf die Sachen selbst. Wir glaubten hier einige exegetische Beweise gegen Bensons angeführte Erklärungen zu finden; aber dafür hat sich der Verf. gehütet. Er bestreitet ihn und die Socinianer mit dogmatischen, oft gar mit homiletischen Gründen, die manchmal noch dazu so unzusammenhängend und durch einander geworfen sind, daß mancher Socinianer Mitleiden darüber mit dem V. haben wird. Bekehren

wird

wird er gewiß keinen. S. 54. f. wird gesagt, aber weder aus dem Zusammenhange noch Sprachgebrauch bewiesen, daß der natürliche Mensch, 1. Kor. 2, 14. nicht den sinnlichen Menschen bedeuten könne. Wir sind der Meynung auch, aber nicht aus den unbestimmten Gründen, die der V. anführt. S. 58. will er Bensons Meynung widerlegen, daß das Wort Geheimniß im N. T. nichts anders als eine Begebenheit und Wahrheit bedeute, welche verborgen gewesen, und hernach entdeckt worden. Nun, beweißt er etwa, daß es in einigen Stellen des N. T. diesen Verstand nicht habe? Keinesweges. Er sagt, daß es in der Natur Geheimnisse gebe, die wir glauben; daß Gott zur Prüfung unsers Gehorsams, Glauben an Geheimnisse von uns fordern könne: läßt es aber S. 61. indessen gelten, daß das Wort nach Bensons Begrif allein im N. T. statt habe; und macht die kahle Ausflucht, daß wir ja nicht nöthig hätten, das unbegreifliche, das wir in der Religion glauben, Geheimnisse zu nennen. Bene, bene respondere! Von dem Worte Sünder, und den Gerechten, die der Buße nicht bedürfen, macht Benson eine falsche Erklärung; das ist wahr. Aber Herr Tresho erklärt es eben so falsch, und macht von Petro, der sich einen sündigen Menschen nennt, und den Christus einmal Satan heißt; von Paulo, der sich für den vornehmsten Sünder hält; von den Sünden der Unwissenheit und Uebereilung; von dem Mangel der Lauterkeit der Tugend, welches alles vor Gott eben so schändlich wäre, als die Ruchlosigkeit, u. s. w. ein gar wunderliches Geschwätz. Das, was

er

er S. 67. von denen ſagt, die bey den Lehrzeiten Chriſti die große Buße ſchon gethan hatten, übergehn wir; denn wir wiſſen nicht, ob wir dabey lachen oder weinen ſollen. Wider Benſons Meynung vom Gebet macht er im fünften Briefe einige gute Einwendungen, ſie ſind aber nicht ordentlich und einleuchtend genung vorgetragen. Wenn man ernſthafte Betrachtungen in den Briefſtyl einkleidet, hat man deswegen kein Recht hinzuſchreiben, was einem am erſten einfällt. Der V. hat ja einen großen Zweck. Er will Deutſchland bekehren. Licht und überzeugende Gründe ſind hierzu nothwendig.

Vom Benſon geht er in eben dieſem Briefe mit einer Klage über den einreiſſenden Indifferentismus in Deutſchland, zum D. Semler über. Bey dieſer Klage wollen wir nur anmerken, daß deswegen die Wahrheit noch nicht in Gefahr ſteht, weil das bald zum Irrthum ausgelegt wird, wie er S. 83. 84. ſagt, was vor funfzig Jahren recht war, und was ein jeder aus den ſymboliſchen Büchern bewieß. Die Verjährung findet bey der Wahrheit nicht ſtatt. Die Religion ſteht auch nicht in Gefahr, wenn einer dieſe, der andere jene, und noch ein andrer eine dritte Schriftauslegung giebt. Iſt es denn ſonſt anders geweſen? Wie berüchtigt iſt nicht das vergangene Zankſeculum wegen dogmatiſcher Streitigkeiten? Und weiß dann der V. nicht, daß wir jezt in der Schriftauslegung viel weiter kommen, als unſere Vorfahren? Kann alſo wohl alles recht ſeyn, was vor funfzig Jahren recht war? Wozu doch dieſe Deklamationen!

Doch

Doch zur Sache. Herr Semler, sagt der V. schleichend, ist kein Socinianer. Nein, so unehrlich kann er nicht seyn. S. 84. Er hat selbst die Versöhnung Jesu bewiesen, S. 85. aber behauptet, daß mancher Theologe einen schweren Stand mit ihnen haben würde, wenn er persönlich mit ihnen zu thun hätte; er glaubt auch, der Socinianer irre nicht aus Bosheit, S. 86. Da haben wirs. Zeigt das nicht, daß er selbst wanke? Würde er nicht sonst das Fürchterliche ihrer Schlüsse bekannt machen? über sie zu triumphiren suchen? S. 87. — Doch wir wollen unsre Leser mit mehr dergleichen Tiraden verschonen. Das sind die Gründe, daraus Tresho zu verstehen geben will, daß Semler doch ein Socinianer sey. — In eben dem Athem kömmt er auf das Schimpfen des Herrn Semlers in einem Buche, das wir nicht gelesen haben, und also auch nicht darüber urtheilen können. Und von diesem Schimpfen auf die alte Streitfrage von bekehrten oder unbekehrten Lehrern, wo er ängstlich und mit vielen Ausschweifungen nichts weiter beweiset, als dieses, daß ein bekehrter Lehrer besser sey, als ein unbekehrter. Es herrscht darinn zugleich so viel Unbescheidenheit gegen diesen wirklich gelehrten Mann, daß nur das Schimpfen noch fehlt, das Maaß der Paßion und des hämischen Eifers voll zu machen. Doch findet man hier auch S. 91. 92. einige nicht gemeine, und wahre Anmerkungen. — S. 95. will er Hrn. Semlers Begrif von der Erleuchtung widerlegen. Aber es fehlt dem V. selbst an Licht und Bestimmung, und wenn man ihn und Herr

Sem-

Semlern ihre Meynungen deutlich ſagen lieſſe, ſo würde alles, was der V. ſagt, auf eine Logomachie hinaus laufen. Ueberhaupt iſt der V. im Widerlegen ſehr unglücklich. Er hat den Kopf von ſo vielen Dingen voll, die er ſagen will, daß alles durcheinander heraus kömmt, und weder Worte noch Gedanken gehörig abgemeſſen ſind, noch auch einmal bey der Sache geblieben wird. Das ſieht man wohl, daß der V. gern ein Pfeiler der Orthodoxie ſeyn will, aber wir fürchten, daß er nur zu den leimernen gehören wird, wie ſie ein großer Mann nennt, die aus Koth und Leimen zuſammen gekleckt ſind. — Hier iſt er noch gnädig mit dem D. Semler umgegangen, aber im 14ten Briefe heißt er S. 275. ein erklärter Socinianer. So lange hat doch der V. ſeine Tücke noch verbergen können. Und warum heißt er ſo? Weil er ſagt, daß die Väter vor der Nicäniſchen Kirchenverſammlung von der Gottheit Jeſu dunkel und unbeſtimmt geſchrieben haben. Und was folgt daraus? Daß er entweder in einem hiſtoriſchen Irrthum ſey; oder daß man ihm Dank ſchuldig iſt, wenn er es hiſtoriſch bewieſen hat, daß dieſe Väter noch in ſo glückſeligen Zeiten lebten, da man der philoſophiſchen Beſtimmungen zu Erklärung des quomodo noch nicht bedurfte, und ſie zum weſentlichen der Religion nicht rechnete. Doch Herr Semler ſoll auch irgendwo den Gliedern der Nicäniſchen Verſammlung allen Menſchenverſtand abſprechen, und ſie einer elenden Erkänntniß und ſchlechten Gemüthsart beſchuldigen. — Herr Treſcho führen Sie fein die Stellen an, woraus Sie ſolche Anklagen

klagen nehmen. Man kann Ihrem Herzen nicht ganz trauen. Doch gesetzt, Herr Semler hätte so gesprochen, so wäre es zwar ganz allgemein genommen, zu übereilt gesagt, oder folgt daraus wohl handgreiflich, daß die Lehre, die auf dieser Versammlung festgesetzt worden, alsdenn durchaus nicht richtig seyn könne? Muß man nicht über den Mangel einer gesunden Logik bey diesem Manne lachen, oder über sein verkehrtes Herz traurig seyn, das solche Folgen für handgreiflich hält? Weiß er denn nicht, daß die Aussprüche der Kirchenversammlungen uns die Wahrheit unsrer Glaubenslehren nicht entscheiden? daß es rechtgläubige Gottesgelehrte gegeben hat, die auf die dogmatischen Bestimmungen der Kirchenväter nichts gehalten haben? daß sie überhaupt nur als historische Zeugnisse gelten? Und daß wir ganz ruhig die Gottheit Jesu glauben könnten, weil sie die Bibel so deutlich lehrt; wenn auch die Arianer, wie es leicht hätte geschehen können, die Oberhand zu Nicäa behalten hätten? Herr Semler ist lobenswürdig, wenn er den blinden Glauben vieler unwissenden Gottesgelehrten in der Kirchengeschichte zu heilen sucht, und Herr Treschо muß entweder seinen Verstand preiß geben, das er doch nicht wohl kann; oder die Schandflecken recht häßlicher Leidenschaften tragen, die ihn zu solchen schmähenden und grundlosen Folgerungen verleitet haben.

Die mit Recht verlachten poetischen Predigten; Herr Boysens unreifen Einfall, in Paulo den Schriftgelehrten zu finden, der Jesum versucht hat; und die typischen Schwärmereyen vieler Gelehrten

konnte der V. nach Gefallen durchziehen; nur höher hätte er ſich nicht wagen ſollen. Die Erklärung der Stelle 5 B. Moſ. 19, 6. vom Bluträcher im 7ten Briefe konnte weit kürzer und exegetiſch richtiger ſeyn. Beym achten Briefe müſſen wir uns etwas verweilen. Erſt werden Herveys Briefe ſehr gelobt. Sie verdienen auch Lob. Hervey hatte bey einer ſehr lebhaften Imagination ein vom Chriſtenthum ſehr durchdrungnes Herz. Sein einziger Fehler iſt, daß er Einfälle der Imagination nicht ſelten mit Empfindungen verwechſelt hat, und ins ſpielende verfallen iſt. Wir ſtimmen alſo gern in das vernünftige Lob des V. ein. Aber das klingt uns ſchwärmeriſch, daß nach S. 148. eine göttliche Salbung auf ihm geruhet habe. Ferner. »Ueberall iſt Chriſtus: Im Anfange, in der Mitte und am Ende. Alles würzt er mit Gnade und mit Gedanken von Gnade. Für Jeſum erfindet er immer die beſten Namen, die geſalbteſten Ausdrücke.» So weit haben es Paulus und die andern Apoſtel alſo nicht gebracht. Sie ſchrieben natürlich; denn ſie wuſten, daß der Menſch ohne Affectation oder Schwärmerey nicht immer in einem Stande der Empfindungen ſeyn könne. — Nun kömmt ein Ausfall auf Herrn Erneſti wegen ſeiner Recenſion dieſer Briefe, wo ſich der V. wieder in ſeiner Natur zeigt. Herr Erneſti iſt unzufrieden darüber, daß Hervey von Franken in Halle ſagt: Er ſey einer der erhabenſten Chriſten, und auſſerordentlichſten Männer geweſen: weil dies ein Lobſpruch ſey, womit er kaum die Apoſtel beehre. — Daß Franke ein frommer

Mann

Mann gewesen, und das thätige Christenthum sehr zu Herzen genommen, wird Herr Erneſti sowohl glauben, als wir. Aber wo das erhabenſte Christenthum an ihm zu finden sey, und warum er unter die ausſerordentlichſten Männer gehöre, darnach kann man mit Recht fragen. Weil nun Erneſti nicht so an Franken glaubt, als Hervey und der W. so wird der leztere erboßt; bekömmt wieder seinen Paroxismus, nachtheilige Folgerungen zu machen; und glüht so vor Eifer, als ob die ganze Sache des Christenthums in Gefahr wäre. Man höre nur, wenn man kann, ohne Lachen: »Aus diesem Urtheil des Herrn E. iſt der Verfall im praktiſchen Christenthum offenbar zu ſehen. — Eine reinere und gottesfürchtigere Nachwelt wird diejenigen verabſcheuen, welche mit einem Kopf voll Gelehrſamkeit die bloße Theorien der Religion lehren. — Der gemeine Chriſt wird vernachläßiget. Die Sache des inwendigen Reichs Gottes wird übel beſchrien,« u. ſ. w. — Das ſieht Herr Treſcho alles ſonnenklar in Ern. oben angeführtem Urtheil.

Hervey löſet die Frage, warum viele Gelehrte und weltkluge Leute gegen die Religion gleichgültig bleiben, damit auf, daß er ſagt; es rühre daher, weil ſie nicht um den heil. Geiſt bitten. Herr Erneſti ſagt hierauf ganz recht; die Antwort iſt zu allgemein, jeder Schwäzer kann eben ſo antworten, er kömmt kurz und gut davon. — Iſt denn das nicht wahr? Heißt denn das die Quelle dieſer Gleichgültigkeit entdeckt; werden denn die innern Urſachen ihres Verderbens angezeigt? Iſt man nun einen Schritt

weiter, ſie auf beſſere Gedanken zu bringen? Warum beten ſie nicht um den heil. Geiſt? Dies war die Frage, die aufgelöſet und aus der Lage ihres Herzens beantwortet werden muſte. — Unſer Verf. verdreht dieſes Urtheil des Herrn Ern. und will es lächerlich machen. Es iſt aber ein ſo läppiſches Geſchwätz, daß wir uns ſchämen, es herzuſetzen. — Herr Erneſti tadelt die affektirte Erbaulichkeit am Hervey; und wer nur ein richtiges Gefühl hat, wird geſtehn müſſen, daß viel geſpieltes und affektirtes in ſeinen Schriften ſey, dazu ihn vielleicht ohne ſein Wiſſen, ſeine allzu herrſchende Einbildungskraft verleitet hat. Darüber wird Herr Ern. für einen Lügner geſcholten, der den boshaften Endzweck gehabt, die Gottſeligkeit des Hervey anzuſchwärzen. — Es gereicht ihm zur ewigen Schande — es ſchmeckt nach Verketzerung — Gewiß, nicht kühlen Tadel, ſondern Geiſſel verdient ein Mann, der ſo wütend ſpricht; und es ganz vergißt, was er ſeinem Amte, der Welt und verdienten Gelehrten ſchuldig iſt. Er, der die Unverſchämtheit hat, das Epiphonema anzuhängen, daß das odium theologicum noch ſehr herrſche, beweiſt es am meiſten durch ſein Exempel, wie ſehr er ſelbſt davon angeſteckt ſey. Er verräth ſich nur allzuſehr, daß er zu den ſich brüſtenden Frommen gehören wolle, die nicht allein alle, die mit ihnen nicht einerley Sprache führen, für keine Chriſten halten; ſondern auch gegen die, welche an ihren Anſtalten was auszuſetzen finden, heimlich oder offenbar ſo wütend werden, als nur je die Juden bey Anhörung einer Gotteslä-

ſterung

sterung haben seyn können. Franke, Liborius, Zimmermann, und wie sie alle heissen, die rechtschaffenen Leute! Sie haben sich es wohl nicht träumen lassen, daß sie mit vergüldeten Strahlen geziert, beynahe zur Anbetung aufgestellt; und alle die wütend angefallen werden sollten, die nicht auch vor ihnen die Knie beugen würden. — Doch genung hievon. Es wird ekelhaft!

Mit Herrn Büsching und seiner problematischen Theologie geht er ein grosses Theil gelinder um; der doch von einem, der Feuer und Galle gegen die Heterodoxie ausspeyen will, eben die, und noch mehrere Wut verdient hätte. Woher diese Gelindigkeit? Vermuthlich hat sich dieser nicht so als einen Widersprecher pietistischer Anstalten gezeigt, als Herr Semler. Drum ist auch der fromme Treschow weniger wütend gegen ihn. Herr Büsching hat seine problematischen Sätze schlecht bestimmt, und sein Beurtheiler, der auch nicht gern mit bestimmten Begriffen etwas zu thun hat, schweift nach Belieben in Consequenzen und Folgerungen herum. Das ist es alles, was man aus diesem Briefe lernen kann. Man lese nur z. B. die Frage S. 174. von der obedientia Christi passiva; S. 177. de fide parvulorum. — Der Verf. hat selbst nach S. 180. wichtigere problematische Fragen in petto.

Sobald der V. aufhört polemisch zu seyn, und dogmatisch wird, erlaubt es ihm sein ruhigers Blut auch, richtiger zu urtheilen. Dies beweist der zehnte und eilfte Brief, welche über die Dunkelheit der Glaubensartickel im A. T. Anmerkungen enthalten.

halten. Die Gründe, wodurch er S. 187. f. Gott zu rechtfertigen meynt, wenn die zur Seligkeit nothwendige Wahrheiten auch im A. T. dunkel gewesen wären, wollen uns zwar nicht ſchmecken, weil ſie uns keinen ehrerbietigen Begrif von Gott machen: denn Gott denkt nicht ſo hartherzig als Herr Treſcho. Aber wenn er S. 191. f. ſagt, daß den Juden ſo viel deutlich genung offenbart war, daß ſie an einen zukünftigen Erlöſer glauben, durch ihn die Errettung von ihren Sünden erwarten; und aus dieſer Erwartung Haß gegen die Sünde, und Liebe zu dem Guten, das Gott von ihnen forderte, bekommen; durch das ſo oft angeprieſene Gebet zu einem gewiſſen Grade der Erleuchtung vom Geiſte Gottes gelangen; und aus der Erfahrung der Heiligung, des Troſtes und der Ruhe des Herzens, von der Gnade Gottes, die mit ihnen ſey, gewiß werden konnten: ohne von den Subtilitäten zu wiſſen, wie und auf was Art das geſchehe; ſo ſcheint er uns auf einem richtigen Wege zu ſeyn. Noch allgemeiner würden wir ſagen: das Vertrauen auf Gottes Verheiſſungen von dem Erretter, durch welchen er den Schaden der Sünde aufheben, und das, was durch dieſe Sünde verlohren gegangen, wieder herſtellen wolle, ſey in verhältnißmäßiger Deutlichkeit und Beſtimmung zu dem Grade der mehreren Entwickelung dieſer Verheiſſungen, ſey nebſt den Früchten und Wirkungen ſolches Vertrauens, die ſeligmachende Heilsordnung des A. T. geweſen. Nach Verſchiedenheit der Stufen göttlicher Offenbarung hat dieſes Vertrauen auch nähere Beſtimmungen, höhere Grade

und

und einen ausgebreitetern Einfluß erhalten müssen. — Die Meynung, daß unter dem A. B. von Adam an eine deutlichere mündliche Offenbarung gewesen, als die schriftliche, welche nur einen Auszug davon enthalte, ist eine zu leere Hypothese, als daß der Verf. mit Widerlegung derselben seinen eilften Brief hätte erfüllen sollen.

Wer es unternimmt, über die Ursachen, warum Gott dieses oder das thut, warum er dies Mittel wählt, und kein anders, u. s. w. zu philosophiren, der scheint uns allezeit zu radotiren. Der V. muß eine gröſsere Zuversicht zu seiner Vernunft gehabt haben, denn er unternimmt es nicht allein im zwölften Briefe die Ursachen anzugeben, warum Gott die Seligkeit an die Bedingung des Glaubens geknüpft habe, sondern er fordert auch seinen Leser S. 225. mit solcher Zuversichtlichkeit zu Anhörung derselben auf, als ob er auf dem Delphischen Dreyfuß säße. Aber seine angezeigte Ursachen sind so ängstlich gesucht, und so unzusammenhängend erwiesen, zum Theil so unverständlich erläutert, als S. 230. und manche Gründe müssen sich so sehr wundern, sich neben einander zu finden; daß man lieber gar keine Ursachen, als auf diese Art, wird angeben wollen. Was er S. 220. von dem Glauben Adams sagt, ist ein bloßes Wortspiel; wie er denn überhaupt das Wort Glauben bald in dieser, bald in jener Bedeutung nimmt, je nachdem er eine davon am besten zu brauchen gedenkt. Den Ausdruck willkührliche Gerechtigkeit S. 219. verstehen wir gar nicht; in unsern Ohren ist das ein Widerspruch.

Der Beweiß S. 224. daß die Gottſeligkeit eine Frucht des Glaubens ſeyn müſſe, iſt recht lächerlich gezwungen, und der Natur der Sache gar nicht gemäß. Das, was er S. 226. f. ſagt, iſt noch das beſte, nur ſeltſam durch einander geworfen. S. 230. geben wir zum Rathen auf, wer den Verſtand und Zuſammenhang treffen könne. Die Hypotheſe, die er von S. 231. bis zu Ende des Briefes beweiſen will, daß in der Zeit zwiſchen dem Tode und dem lezten Gericht denen, die Chriſtum nicht haben auf Erden erkennen können, noch das Evangelium werde geprediget werden, überlaſſen wir andern Treſchos zur Verketzerung. Wie bunt ſieht es doch in dem Kopfe aus! rudis indigeſtaque moles! Wir laſſen uns an ein paar Proben begnügen. »Wer dieſen Brief lieſet, heißt es S. 232. der kann ſich mit dieſer vermuthlichen Gnadenzeit nicht tröſten, denn er kann in dieſem Briefe den richtigen Weg zur Seligkeit erkennen.« Wer alſo an dieſen Brief, und an den Apoſtel Treſcho nicht glaubt, der geht verlohren! — Die Schriftſtellen 1 Pet. 3, 19. 20. und Kap. 4, 5. 6. ſind S. 239. f. ganz verdreht, und wider dem Contexte erklärt, und doch verlacht der V. alle andere Erklärungen. — S. 233. 234. finden ſich einige ſtarke Gründe; nur ſchade, daß ſie der Ungläubige auch wider den Verf. ſelbſt brauchen kann. — Uebrigens haſſen wir, ſo wie er S. 244. alle unbarmherzige Theologie, und verabſcheuen auch noch die unbarmherzigen ſektiriſchen Theologen dazu.

Ob und wie fern der Menſch von Natur gut oder böſe ſey; das müſſen andere unterſuchen, die

das

das menschliche Herz tiefer untersuchen, und genauer kennen, als der Chevalier d'Arc und Herr Treschow. Der erstere führt einige Gründe für die natürliche Güte des Menschen an, die nach Art der neueren philosophirenden Franzosen mehr blendenden Glanz, als wahre Gründlichkeit haben. Der leztere sagt in seinen Widerlegungen nach seiner Gewohnheit, manches, das brauchbar ist; vieles, das am unrechten Orte stehet, manches nimmt er an, das sein Gegner nicht zugiebt; manches sieht er für Wahrheit an, das sonst kein anderer dafür halten wird. Wer hält es wohl, wie er S. 278. für wahrscheinlich, daß die Seelen der Menschen schon im Adam existirt, und wirklich in seine Sünde gewilliget, und dadurch ihre Neigungen verderbt haben? Wer sieht, wie S. 283. den herrschenden Trieb, nach einer ewigen Glückseligkeit zu streben, für ein Kennzeichen der unverderbten Natur an? Diesen Trieb fühlt jeder Mensch herrschend: das Verderben liegt in der Verblendung, das Falsche für das Wahre zu ergreifen, oder unrichtige Mittel zu wählen. Was er S. 285. f. von dem Mangel politischer Belohnungen für die Tugend sagt, ist noch das beste und natürlichste in seiner Antwort.

In den drey lezten Briefen findet man viele einzelne Anmerkungen über das akademische Leben angehender Gottesgelehrten, die zwar nicht unbekannt, aber doch gut sind, gesagt zu werden. Der prüfende Geist des Lesers muß aber immer genauere Bestimmungen zu dem, was er lieset, hinzuthun. Eine Warnung S. 310. unsre besten moralischen Dichter

mit Behutſamkeit zu leſen, hat uns zum Lachen gebracht. Wer ſollte es wohl rathen, warum dieſe Behutſamkeit nöthig ſey? »Die meiſten unter ihnen, ſagt Herr Treſcho, ſind pelagianiſch.« Wie ungereimt dies Urtheil ſey, läßt ſich nicht wohl ausſprechen. Soll denn der Dichter, der ſeine tugendhafte oder gottesfürchtige Empfindungen ausdrückt, und von ihrer Schönheit und Kraft begeiſtert iſt, etwa immer die dogmatiſche Erklärung beyfügen, wie und woher ſie entſtanden ſind? Genung er fühlt ſie; und wer ihn lieſet, wird von eben dieſem Gefühl erwärmt, und es iſt in Abſicht des Nutzens gleich viel, er mag wiſſen oder nicht, ob ſie mittelbar oder unmittelbar durch Gottes Geiſt hervorgebracht ſind.

Wenn Herr Treſcho mehr prüfen wird, ehe er ſchreibt; beſtimmter von dem denken wird, was er ſagen will; das erſt recht zu verſtehen ſucht, was er beurtheilen will; mehr Beſcheidenheit und weniger Zuverſicht bekommen, und den ſektiriſchen Eifer für das, was er für wahr hält, und wider alles, das ſeinen oft unreifen Meynungen zuwider iſt, ablegen wird: ſo kann er noch einſt ein brauchbarer Schriftſteller werden.

B.

V. Be-

V.

Betrübte Folgen, welche der beliebte neue Münzfuß für das ganze gemeine Wesen, besonders das zu Frankfurt und die dasige Kaufmannschaft nach sich zieht. Frankfurt, bey Brönnern, 1765. 4to 3 Bogen.

Die vordern Reichskreyse haben schon mehrere Jahre fruchtlose Berathschlagungen angestellt, den bekannten zwischen Oesterreich und Bayern getroffenen sogenannten Conventionsfuß auch in den vorliegenden Landen des Reichs allgemein zu machen; die Verschiedenheit des Handlungsinteresse, die Rücksicht auf den Münzfuß von Frankreich und den Wechselhandel mit Holland und die daher entstandene Uneinigkeit über das wahre Principium der Verhältniß zwischen Gold und Silber haben aber bisher unüberwindliche Schwürigkeiten in den Weg gelegt. Endlich haben es in jetztlaufendem Jahr Churmainz, Churpfalz und die Reichsstadt Frankfurt, denen auch Hessendarmstadt beygetreten, und einige andere Stände nachgefolget sind, übernommen, ohne Beytritt der übrigen Kreyse mit Einführung des Conventionsfußes in ihren Landen den Anfang zu machen; das dahin zielende Edikt wurde den 4ten März publicirt und mit dem 13 Junii in allen diesen Landen vollzogen. Die angezeigte Schrift will den Schaden davon zeigen. Der erste Beweis geht die Stadt Frankfurt allein an und daß durch die Verordnung des Edikts, alle Briefschulden in dem neuen Cours zu bezahlen, die Schuldner, so auf ihre Häu-

ser

ser und Güter Geld gelehnt, um etliche Millionen zu schaden kommen würden. (Dieser Punkt ist, wie wir nachher erfahren, von der Frankfurter Bürgerschaft bey dem Kayserl. Reichshofrath besonders eingeklagt und so wichtig befunden worden, daß dieserhalb besondere Verordnung ergangen ist). Hierauf wird bewiesen, daß die Fabriquen, Manufakturen, Eisenhämmer, Bergwerke, der Wein- und Holzhandel einen totalen Stoß dadurch erleiden, andere einen geringern Münzfuß habende Nachbarn davon profitiren, der übrige Waaren- und Wechselhandel darunter Noth leiden und ein allgemeiner Geldmangel die Folge davon seyn würde. Es wird hierauf die Unbilligkeit des in dem neuen Edikt verbothenen Wechsel-Agio und die Unmöglichkeit, solches zu beobachten, aus dem Wesen der Handlung und dem Beyspiele der größten Handelsstädte gezeigt; hierauf einige wichtige Fragen als Aufgaben vorgelegt und mit dem Beweis: daß ein hoher Münzfuß vor die Rheinische Gegenden der verträglichste sey, beschlossen. Daß in diesen Sätzen viel wahres sey, daß die Fabriquen schon merklich leiden und viele hundert Manufakturiers nach andern Gegenden ziehen, daß es unmöglich sey, in so vermischten Landen den Geld- und Consumtibilienpreis in eine wichtige Verhältniß zu bringen, bezeugt die Erfahrung schon seit der kurzen Zeit des Edikts, und der Erfolg wird die Wahrheit jener Sätze noch mehr bestätigen. Die Ausführung ist aber zu seicht und zu eilfertig gerathen, sie setzet an zu vielen Orten Känntnisse voraus, die wohl ein Kaufmann, nicht aber ein Minister hat,

welcher

welcher bey Lesung einer solchen unhinlänglichen Schrift mehr in dem Vorurtheil des Kaufmännischen Eigennutzes bestärket, als auf bessere wichtige Einsichten geleitet wird, sie verdiente daher, wann sie überzeugen solle, erst eine gründlichere Um- und Durcharbeitung. Zu diesem Streite gehöret auch folgende kleine Schrift:

Briefe, die neuerlich zu Frankfurt am Mayn unter dem Titul: Betrübte Folgen ꝛc. herausgekommene Schrift betreffend. Hanau bey Brüchern, 1765. 8. 2 Bogen.

Diese Briefe sollen eine Widerlegung vorstehender Schrift enthalten; der Verfasser ist aber so ehrlich, auf allen Seiten zu gestehen, daß er die Materie nicht verstehe und schließt mit den Worten: »O mein Herr, was lieset man nicht bisweilen in diesen aufgeklärten Zeiten für unaufgeklärtes Zeug. Schon lange ermüdet Sie dieser Jargon, den ich in 28 guten Seiten daher schwatze. Deplacirt in eine Rolle, die mir nicht zukommt, sehe ich das Schicksal derselben voraus und zische mit. Ja, mein Herr, verwerfen Sie diese Briefe, Sie werden ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.« Wir leisten ihm diese willig, dann der Schluß ist wirklich die schönste Stelle der ganzen Schrift, die übrigens vor das Schul-Exercitium eines artigen jungen Menschen paßiren kann.

S.

VI.

Stratonis aliorumque veterum Poëtarum graecorum Epigrammata nunc primum a *Christ. Adolpho Klotzio* edita. Altenburgi ex officina Richteria MDCCLXIV, fünf und einen halben Bogen.

Wir können diese Ausgabe füglich in zwey Helften theilen. Die erstere enthält die Vorrede, die andere die Epigrammata selbst und einige Anmerkungen zu denselben, wie auch den Index.

In der Vorrede spricht Hr. K. von der Anthologie und ihren Sammlern, verweiset aber auf die Gelehrten, die weitläuftig davon geschrieben haben, und redet alsdenn, nachdem er verschiedenes Unnöthiges dazwischen geworfen, z. E. vom Thryllitius und D. Reiske, und oft sioppisch geworden, von dem Strato selbst. Die Epigrammata selbst hat er aus einem Kodex der Weimarischen Bibliothek abgeschrieben, der hundert und sechs und zwanzig Stück in sich enthält unter dem Titel: Excerpta ex Anthologia Graecorum epigrammatum, quae est in biblioth. Il. Vossii. Diejenigen Epigrammata des Strato, quae Virginibus puerisque ingenuis recitari non possunt hat Hr. K. weggelassen: warum er aber die gelieferten nicht übersetzt hat, davon sagt er kein Wort, und man könnte zu seiner Entschuldigung sagen, wie er auch selbst versichert, daß er sie nur für die Gelehrten herausgegeben habe, die sie ohne Uebersetzung verstehen müssen. Zuletzt wünscht er, daß sich jemand finden möchte, der die Anthologie von neuen heraus-

Herausgäbe, wodurch nicht nur den Gelehrten ein Gefallen geschehen, sondern der Herausgeber selbst Vergnügen genung dabey finden würde. Quot, ruft er aus, leges carmina; omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poëtis dictassae videntur! Ja, aber auch einen großen Theil nicht!

Die Sammlung selbst besteht nicht aus lauter Sinngedichten vom Strato; es sind in derselben auch einige vom Meleager, eins vom Alcäus, Automedon, Pelystratus, Rhianus und andere.

Die Anmerkungen, die er auch nur Notulas nennt, betreffen meistentheils Lesearten, Kommata, Punkte, Kola, und sie werden einem zum Verständniß der Sachen wenig oder nichts helfen. Ja man lieset mehr als einmal, non intelligo, non capio, non assequor sensum, non liquet u. s. weiter. Ich wollte also lieber, daß Hr. K. notas geschrieben, und nicht in der Vorrede gesagt hätte: neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Das erstere ist offenbar unwahr, und das letztere will ich wohl glauben; und ich hätte deshalb gewünscht, daß Hr. K. die ganze Herausgabe so lange aufgeschoben hätte, bis er Zeit genung erhalten, seine Autor zu erklären und zu erläutern. Das viele Bücherschreiben dient zu nichts. Man läßt vieles unvollendet und unausgeführt, und macht manches nur halb. Ich weiß nicht, ob die Entschuldigung eines Gelehrten angenommen werden kann? Ich hätte es wohl vollkommner machen wollen, wenn ich Zeit gehabt. Der Richter wird immer sagen: Du hättest dir welche nehmen, oder die

Sache

Sache so lange anstehen lassen sollen, bis du Zeit und Muße bekommen. Martial sagt:

— — facile est epigrammata belle
Scribere, sed librum scribere difficile est.

Vielleicht hat das Hrn. K. von der Ueberſetzung abgehalten.

D.

VII.

Dispensatorium pharmaceuticum vniuersale, siue Thesaurus Medicamentorum tam simplicium quam compositorum locupletissimus etc. Curante *Daniele Wilhelmo Trillero*. Phil. et Med. Doct. Consil. Aul. Reg. Pol. et Elect. Saxon. Med. Prof. Primar. Witteberg. Et Illustr. Acad. Scientiar. Bonon. Sodali. Tomi 2. Francofurti ad Moenum. Apud Franciscum Varentrapp. 1764. 4to, 164 Bogen.

Mancher flüchtiger Kopf hält es zwar für sehr was leichtes, die zerstreueten Erfahrungen anderer, und die Früchte ihres mühsamen Fleißes, zu sammlen, und gleichsam in ein allgemeines Magazin zu bringen. Freylich ist es nicht schwer, ein bloßer Sammler zu seyn. Aber um die Entdeckungen vieler Jahrhunderte aus einem confusen Chaos herauszulesen, und in Ordnung zu bringen; und um die widersinnigen Sätze, die sich widersprechenden Erfahrungen, mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, und sie nicht mit der Wahrheit in einer Reihe zu setzen; dazu wird eine große Gelehrsamkeit, gute Beurtheilungskraft, starke Beleſenheit,

und

und ein Mann erfordert, deſſen Gemüth von keinen andern Geſchäften zerſtreuet wird. Wir glauben daher dem Hrn. Tr. vollkommen, daß ihm die Ausarbeitung dieſes Univerſaldiſpenſatorii in ſeinem Alter unſägliche Mühe und Beſchwerlichkeiten gemacht habe. Wir ſind aber auch überzeugt, daß ihm dieſe Mühe in Betrachtung des großen Nutzens, welchen dieſes Werk ohnfehlbar ſchaffen muß, nicht gereuen werde.

Die Abſicht des Hrn. V. war, ein Werk zu liefern, worinn alle oder wenigſtens die mehreſten Compoſitionen der Arzneymittel, die in den verſchiedenen Ländern gebräuchlich ſind, aus allen Diſpenſatoriis geſammlet und aufgezeichnet ſind. Ein jedes Land, und faſt jede anſehnliche Stadt, hat ihr eigenes Diſpenſatorium. Ihre Menge iſt ſo groß, daß man allein eine kleine Bibliothek davon ſammlen könnte. Es iſt kaum möglich ſich alle anzuſchaffen. Dennoch kann man ſie nicht wohl entbehren, weil beynahe jedes Diſpenſatorium einen Vorrath von zuſammengeſetzten in andern Ländern weniger gebräuchlichen oder ganz unbekannten Arzneyen enthält, deren oft in den praktiſchen Büchern Erwähnung geſchieht, ohne daß ihre Compoſition mitgetheilet wird. In ſolchem Fall weiß man nicht, wo die Compoſition beſchrieben ſtehet, oder man muß erſt mit großer Mühe und Koſten dasjenige Diſpenſatorium aufſuchen, wo man ſie zu finden glaubt. Wir haben ſelbſt zu weilen dieſe Unbequemlichkeit mit großem Verdruß erfahren. Nunmehr aber haben die Aerzte den wichtigen Vortheil, daß ſie in dem Univerſaldiſpenſatorio ihre Neugierde ſtillen, und die mehreſten nur irgendwo beſchriebenen

Arzneymittel um so bequemer finden können, da der Hr. Verf. die alphabetische Ordnung beybehalten hat, und außerdem noch ein vollständiges Register hinten anfügen lassen. Die Formeln selbst hat er ohne alle Wahl, schlechte und gute untereinander, eingerücket, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, ihren Werth oder Unwerth näher zu bestimmen; deswegen hat er den mehresten Mitteln sein auf seine in der medicinischen Praxi erlangte Erfahrung gegründetes Urtheil nebst den Meynungen der berühmtesten Aerzte, kürzlich beygesetzet. Die Formeln sind nicht allein aus den Dispensatoriis; sondern auch aus vielen bewährten Schriftstellern, die jedesmal angezeiget und benennet werden, genommen worden. Solchergestalt hoffet der Herr Hoffrath mit gutem Grunde, daß manches vortrefliche Mittel durch dieses Werk werde bekannter werden; ja er hat selbst verschiedene Formeln von Arzneyen, die er in seiner Praxi durch tausendfältige Proben sehr heilsam gefunden, mitgetheilet. Endlich hat er auch den Gebrauch und die Dosis der mehresten Arzneyen angezeiget. So viel von der Haupteinrichtung dieses Werks, dessen erster Theil alle einfachen Arzneyen, der zweyte Theil aber die Formeln aller zusammengesetzten Arzneyen enthält.

Dieser letztere ist der beträchtlichste und nach unserer Meynung der allernützlichste Theil des ganzen Werks. Er führt den Titel Pharmacopola vniuersalis. Der Hr. Verf. giebt nicht allein in der Vorrede, sondern auch bey vielen Formeln, seine Verachtung wider manche Arzneyen zu erkennen, die entweder ganz unwirksam, oder sehr unsicher und schädlich

lich ſind, und er bricht mit ſeinen berühmteſten Vorgängern in die größten Klagen aus, über den Mißbrauch dieſer Arzneyen, die entweder wegen ihrer Unwirkſamkeit, oder wegen der gar zu großen Wirkſamkeit, den Menſchen tödten. Wir wünſchen zwar mit ihm eine allgemeine Reformation der Apotheken von ganzem Herzen; aber wir bedauren nur die Unmöglichkeit davon, ſo lange es noch Aerzte giebt, die in Perlen und Edelgeſteinen große medicinische Kräfte ſuchen, in langen Recepten und Formeln, die aus dreyßigerley Ingredienzien beſtehen, ihre Gelehrſamkeit ſetzen, und wider die Krankheiten nicht anders als mit Schwefel, Bley und Queckſilber, zu Felde ziehen. Viele Arzneyen, als die Saturniniſchen, Jovialiſchen, Cauſtiſchen, und grobe mineraliſchen, haben ſchon längſt von den vernünftigen Aerzten einmüthig ihren Abſchied erhalten. Von den aber, welche noch itzt ihre Vertheidiger und Verächter finden, wollen wir hier des Hrn. T. Meynungen anführen.

Den mineraliſchen Aethiops, der nach dem Beyſpiel der Engländer noch heut zu Tage von vielen berühmten Aerzten gegeben wird, hält er mit Boerhaven, Cartheuſern und Hundertmark, vor ein Mittel, das bey Erwachſenen unwirkſam, und bey Kindern oft ſchädlich iſt, weil ihr Magen ſelten ohne Säure iſt, welche das Queckſilber angreifet. Daß das Antimonium Diaphoreticum nicht ſo unkräftig ſey, wie viele glauben, aber auch nicht ſo ſicher einzugeben ſey, wie viele meynen, wird dadurch bewieſen, weil es die Kraft der Brechmittel erhöhet, und,

wenn es schon lange gelegen, mit andern erdigten Mitteln vermischt, zuweilen grausame Zufälle hervorbringet, wovon Hr. T. selbst die Erfahrung gemacht. Er warnet daher die Apotheker, eine zu große Menge zu machen, weil es durch Länge der Zeit wieder eine caustische Schärfe annimmt; und den Aerzten räth er, behutsam damit zu verfahren, und es nie anders als frisch zu verschreiben. Von dem Gebrauche des auri fulminantis hat er, so wie andere, schreckliche Folgen entstehen gesehen. Die Confectio Alkermes, wenn sie auch nur incompleta ist, hat nach seinen Beobachtungen oft Herzensangst, Brechen, Bauchschmerzen und Bauchflüsse gemacht; und den hysterischen bekömmt sie allemal sehr übel: Hieran soll die Schärfe des Lazulistein Schuld seyn. Durch den innern Gebrauch des Mercurii sublimati hat der Hr. van Swieten bekanntermaßen vielen Kranken, die im höchsten Grad venerisch gewesen, glücklich geholfen. Er hat auch davon selbst einige Casus in einem Briefe an den Hrn. Verf. mitgetheilet. Unser Herr Autor entscheidet inzwischen nichts, sondern führet nur die Autores an, die dieses Gift zur Arzney entweder angerühmet oder verworfen haben. Den Pulverem Cornachinum hatte Hr. T. vielen Kranken sehr oft mit dem besten Succeß gegeben; er befand, daß es wirklich nach dem Lobe so vieler berühmter Aerzte ein sicheres Purgiermittel sey; aber als er einmal eine große Menge verfertiget, und eine lange Zeit verwahret hatte, so bekamen alle, die davon auch nur in geringer Doß nahmen, die erschrecklichsten Zufälle, welche daher rührten, daß das Diagrydium sowohl

als

als das Antimonium diaphoreticum durch die Länge der Zeit wiederum eine fressende Schärfe angenommen hatten. Also muß dieses Pulver jedesmal frisch praeparirt werden, wenn man es sicher brauchen will; denn wenn es alt ist, wirkt es vollkommen wie ein Gift. Den Mercurium dulcem hält er bey kleinen Kindern, wenigstens so lange sie noch saugen, vor unsicher.

Diejenigen Mittel, deren Compositionen der Hr. Verf. selbst erdacht, und die er durch viehjährige Erfahrung in seiner Praxi sehr bewährt gefunden, sind ein Electuarium antifebrile, ein Electuarium ad Gingiuas, eine Essentia amara, eine Essentia carminatiua, zweyerley Liquores anodyni topici, eine Mixtura asthmatica, eine Mixtura antipleuritica, Pilulae purgantes, ein Puluis antifebrilis, ein Puluis sternutatorius cephalicus; Species anodynae et carminatiuae pro Thea und Species anthiphthysicae pro Thea. Sie sind alle sehr gut; nur glauben wir, daß die meisten Formeln kürzer abgefasset werden könnten.

Wir wenden uns nunmehr zu dem ersten Theil, der die Materiam medicam enthält. Der Hr. Verf. hatte die Ausarbeitung desselben einem andern Arzt überlassen. Uns dünket, daß dieses Werk dadurch unnötiger Weise vergrößert worden; denn es giebt bloß eine historische Känntniß der einfachen Arzneymittel an die Hand, weil nur allein ihre medicinischen Kräfte angezeiget werden. Wer also nach chymischen Gründen von den Kräften der Simplicium will urtheilen lernen, der muß nothwendig die Schriften,

VI.

Stratonis aliorumque veterum Poëtarum graecorum Epigrammata nunc primum a *Christ. Adolpho Klotzio* edita. Altenburgi ex officina Richteria MDCCLXIV, fünf und einen halben Bogen.

Wir können diese Ausgabe füglich in zwey Helften theilen. Die erstere enthält die Vorrede, die andere die Epigrammata selbst und einige Anmerkungen zu denselben, wie auch den Index.

In der Vorrede spricht Hr. K. von der Anthologie und ihren Sammlern, verweiset aber auf die Gelehrten, die weitläuftig davon geschrieben haben, und redet alsdenn, nachdem er verschiedenes Unnöthiges dazwischen geworfen, z. E. vom Thryllitius und D. Reiske, und oft kioppisch geworden, von dem Strato selbst. Die Epigrammata selbst hat er aus einem Kodex der Weimarischen Bibliothek abgeschrieben, der hundert und sechs und zwanzig Stück in sich enthält unter dem Titel: Excerpta ex Anthologia Graecorum epigrammatum, quae est in biblioth. Il. Vossii. Diejenigen Epigrammata des Strato, quae Virginibus puerisque ingenuis recitari non possunt hat Hr. K. weggelassen: warum er aber die gelieferten nicht übersetzt hat, davon sagt er kein Wort, und man könnte zu seiner Entschuldigung sagen, wie er auch selbst versichert, daß er sie nur für die Gelehrten herausgegeben habe, die sie ohne Uebersetzung verstehen müssen. Zuletzt wünscht er, daß sich jemand finden möchte, der die Anthologie von neuen heraus-

herausgäbe, wodurch nicht nur den Gelehrten ein Gefallen geschehen, sondern der Herausgeber selbst Vergnügen genung dabey finden würde. Quot, ruft er aus, leges carmina; omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poëtis dictassae videntur! Ja, aber auch einen großen Theil nicht!

Die Sammlung selbst besteht nicht aus lauter Sinngedichten vom Strato; es sind in derselben auch einige vom Meleager, eins vom Alcäus, Automedon, Pelystratus, Rhianus und andere.

Die Anmerkungen, die er auch nur Notulas nennt, betreffen meistentheils Lesearten, Kommata, Punkte, Kola, und sie werden einem zum Verständniß der Sachen wenig oder nichts helfen. Ja man lieset mehr als einmal, non intelligo, non capio, non assequor sensum, non liquet u. s. weiter. Ich wollte also lieber, daß Hr. K: notas geschrieben, und nicht in der Vorrede gesagt hätte: neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Das erstere ist offenbar unwahr, und das letztere will ich wohl glauben; und ich hätte deshalb gewünscht, daß Hr. K. die ganze Herausgabe so lange aufgeschoben hätte, bis er Zeit genung erhalten, seine Autor zu erklären und zu erläutern. Das viele Bücherschreiben dient zu nichts. Man läßt vieles unvollendet und unausgeführt, und macht manches nur halb. Ich weiß nicht, ob die Entschuldigung eines Gelehrten angenommen werden kann? Ich hätte es wohl vollkommner machen wollen, wenn ich Zeit gehabt. Der Richter wird immer sagen: Du hättest dir welche nehmen, oder die

Sache

Sache so lange anstehen lassen sollen, bis du Zeit und Muße bekommen. Martial sagt:

— — facile est epigrammata belle
Scribere, sed librum scribere difficile est.

Vielleicht hat das Hrn. K. von der Uebersetzung abgehalten.

D.

VII.

Dispensatorium pharmaceuticum vniuersale, siue Thesaurus Medicamentorum tam simplicium quam compositorum locupletissimus etc. Curante *Daniele Wilhelmo Trillero.* Phil. et Med. Doct. Consil. Aul. Reg. Pol. et Elect. Saxon. Med. Prof. Primar. Witeberg. Et Illustr. Acad. Scientiar. Bonon. Sodali. Tomi 2. Francofurti ad Moenum. Apud Franciscum Varentrapp. 1764. 4to. 164 Bogen.

Mancher flüchtiger Kopf hält es zwar für sehr was leichtes, die zerstreueten Erfahrungen anderer, und die Früchte ihres mühsamen Fleißes, zu sammlen, und gleichsam in ein allgemeines Magazin zu bringen. Freylich ist es nicht schwer, ein bloßer Sammler zu seyn. Aber um die Entdeckungen vieler Jahrhunderte aus einem confusen Chaos herauszulesen, und in Ordnung zu bringen; und um die widersinnigen Sätze, die sich widersprechenden Erfahrungen, mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, und sie nicht mit der Wahrheit in einer Reihe zu setzen; dazu wird eine große Gelehrsamkeit, gute Beurtheilungskraft, starke Belesenheit, und

und ein Mann erfordert, deſſen Gemüth von keinen andern Geſchäften zerſtreuet wird. Wir glauben daher dem Hrn. Tr. vollkommen, daß ihm die Ausarbeitung dieſes Univerſaldiſpenſatorii in ſeinem Alter unſägliche Mühe und Beſchwerlichkeiten gemacht habe. Wir ſind aber auch überzeugt, daß ihm dieſe Mühe in Betrachtung des großens Nutzens, welchen dieſes Werk ohnfehlbar ſchaffen muß, nicht gereuen werde.

Die Abſicht des Hrn. V. war, ein Werk zu liefern, worinn alle oder wenigſtens die mehreſten Compoſitionen der Arzneymittel, die in den verſchiedenen Ländern gebräuchlich ſind, aus allen Diſpenſatoriis geſammlet und aufgezeichnet ſind. Ein jedes Land, und faſt jede anſehnliche Stadt, hat ihr eigenes Diſpenſatorium. Ihre Menge iſt ſo groß, daß man allein eine kleine Bibliothek davon ſammlen könnte. Es iſt kaum möglich ſich alle anzuſchaffen. Dennoch kann man ſie nicht wohl entbehren, weil beynahe jedes Diſpenſatorium einen Vorrath von zuſammengeſetzten in andern Ländern weniger gebräuchlichen oder ganz unbekannten Arzneyen enthält, deren oft in den praktiſchen Büchern Erwähnung geſchieht, ohne daß ihre Compoſition mitgetheilet wird. In ſolchem Fall weiß man nicht, wo die Compoſition beſchrieben ſtehet, oder man muß erſt mit großer Mühe und Koſten dasjenige Diſpenſatorium aufſuchen, wo man ſie zu finden glaubt. Wir haben ſelbſt zu weilen dieſe Unbequemlichkeit mit großem Verdruß erfahren. Nunmehr aber haben die Aerzte den wichtigen Vortheil, daß ſie in dem Univerſaldiſpenſatorio ihre Neugierde ſtillen, und die mehreſten nur irgendwo beſchriebenen

Arzneymittel um so bequemer finden können, da der Hr. Verf. die alphabetische Ordnung beybehalten hat, und außerdem noch ein vollständiges Register hinten anfügen lassen. Die Formeln selbst hat er ohne alle Wahl, schlechte und gute untereinander, eingerücket, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, ihren Werth oder Unwerth näher zu bestimmen; deswegen hat er den mehresten Mitteln sein auf seine in der medicinischen Praxi erlangte Erfahrung gegründetes Urtheil nebst den Meynungen der berühmtesten Aerzte, kürzlich beygesetzet. Die Formeln sind nicht allein aus den Dispensatoriis; sondern auch aus vielen bewährten Schriftstellern, die jedesmal angezeiget und benennet werden, genommen worden. Solchergestalt hoffet der Herr Hoffrath mit gutem Grunde, daß manches vortrefliche Mittel durch dieses Werk werde bekannter werden; ja er hat selbst verschiedene Formeln von Arzneyen, die er in seiner Praxi durch tausendfältige Proben sehr heilsam gefunden, mitgetheilet. Endlich hat er auch den Gebrauch und die Dosis der mehresten Arzneyen angezeiget. So viel von der Haupteinrichtung dieses Werks, dessen erster Theil alle einfachen Arzneyen, der zweyte Theil aber die Formeln aller zusammengesetzten Arzneyen enthält.

Dieser letztere ist der beträchtlichste und nach unserer Meynung der allernützlichste Theil des ganzen Werks. Er führt den Titel Pharmacopola vniuersalis. Der Hr. Verf. giebt nicht allein in der Vorrede, sondern auch bey vielen Formeln, seine Verachtung wider manche Arzneyen zu erkennen, die entweder ganz unwirksam, oder sehr unsicher und schädlich

lich sind, und er bricht mit seinen berühmtesten Vorgängern in die größten Klagen aus, über den Mißbrauch dieser Arzneyen, die entweder wegen ihrer Unwirksamkeit, oder wegen der gar zu großen Wirksamkeit, den Menschen tödten. Wir wünschen zwar mit ihm eine allgemeine Reformation der Apotheken von ganzem Herzen; aber wir bedauren nur die Unmöglichkeit davon, so lange es noch Aerzte giebt, die in Perlen und Edelgesteinen große medicinische Kräfte suchen, in langen Recepten und Formeln, die aus dreyßigerley Ingredienten bestehen, ihre Gelehrsamkeit setzen, und wider die Krankheiten nicht anders als mit Schwefel, Bley und Queckfilber, zu Felde ziehen. Viele Arzneyen, als die Saturninischen, Jovialischen, Caustischen, und grobe mineralischen, haben schon längst von den vernünftigen Aerzten einmüthig ihren Abschied erhalten. Von den aber, welche noch itzt ihre Vertheidiger und Verächter finden, wollen wir hier des Hrn. T. Meynungen anführen.

Den mineralischen Aethiops, der nach dem Beyspiel der Engländer noch heut zu Tage von vielen berühmten Aerzten gegeben wird, hält er mit Boerhaven, Cartheusern und Hundertmark, vor ein Mittel, das bey Erwachsenen unwirksam, und bey Kindern oft schädlich ist, weil ihr Magen selten ohne Säure ist, welche das Queckfilber angreifet. Daß das Antimonium Diaphoreticum nicht so unkräftig sey, wie viele glauben, aber auch nicht so sicher einzugeben sey, wie viele meynen, wird dadurch bewiesen, weil es die Kraft der Brechmittel erhöhet, und,

wenn es schon lange gelegen, mit andern erdigten Mitteln vermischt, zuweilen grausame Zufälle hervorbringet, wovon Hr. T. selbst die Erfahrung gemacht. Er warnet daher die Apotheker, eine zu große Menge zu machen, weil es durch Länge der Zeit wieder eine caustische Schärfe annimmt; und den Aerzten räth er, behutsam damit zu verfahren, und es nie anders als frisch zu verschreiben. Von dem Gebrauche des auri fulminantis hat er, so wie andere, schreckliche Folgen entstehen gesehen. Die Confectio Alkermes, wenn sie auch nur incompleta ist, hat nach seinen Beobachtungen oft Herzensangst, Brechen, Bauchschmerzen und Bauchflüsse gemacht; und den hysterischen bekömmt sie allemal sehr übel: Hieran soll die Schärfe des Lazulistein Schuld seyn. Durch den innern Gebrauch des Mercurii sublimati hat der Hr. van Swieten bekanntermaßen vielen Kranken, die im höchsten Grad venerisch gewesen, glücklich geholfen. Er hat auch davon selbst einige Casus in einem Briefe an den Hrn. Verf. mitgetheilet. Unser Herr Autor entscheidet inzwischen nichts, sondern führet nur die Autores an, die dieses Gift zur Arzney entweder angerühmet oder verworfen haben. Den Pulverem Cornachinum hatte Hr. T. vielen Kranken sehr oft mit dem besten Succeß gegeben; er befand, daß es wirklich nach dem Lobe so vieler berühmter Aerzte ein sicheres Purgiermittel sey; aber als er einmal eine große Menge verfertiget, und eine lange Zeit verwahret hatte, so bekamen alle, die davon auch nur in geringer Dosi nahmen, die erschrecklichsten Zufälle, welche daher rühreten, daß das Diagrydium sowohl

als

als das Antimonium diaphoreticum durch die Länge der Zeit wiederum eine fressende Schärfe angenommen hatten. Also muß dieses Pulver jedesmal frisch praepariret werden, wenn man es sicher brauchen will; denn wenn es alt ist, wirkt es vollkommen wie ein Gift. Den Mercurium dulcem hält er bey kleinen Kindern, wenigstens so lange sie noch saugen, vor unsicher.

Diejenigen Mittel, deren Compositionen der Hr. Verf. selbst erdacht, und die er durch vieljährige Erfahrung in seiner Praxi sehr bewährt gefunden, sind ein Electuarium antifebrile, ein Electuarium ad Gingiuas, eine Essentia amara, eine Essentia carminatiua, zweyerley Liquores anodyni topici, eine Mixtura asthmatica, eine Mixtura antipleuritica, Pilulae purgantes, ein Puluis antifebrilis, ein Puluis sternutatorius cephalicus; Species anodynae et carminatiuae pro Thea und Species anthiphthysicae pro Thea. Sie sind alle sehr gut; nur glauben wir, daß die meisten Formeln kürzer abgefasset werden könnten.

Wir wenden uns nunmehr zu dem ersten Theil, der die Materiam medicam enthält. Der Hr. Verf. hatte die Ausarbeitung desselben einem andern Arzt überlassen. Uns dünket, daß dieses Werk dadurch unnötiger Weise vergrößert worden; denn es giebt bloß eine historische Känntniß der einfachen Arzneymittel an die Hand, weil nur allein ihre medicinischen Kräfte angezeiget werden. Wer also nach chymischen Gründen von den Kräften der Simplicium will urtheilen lernen, der muß nothwendig die Schriften,

die eigentlich von der Materia medica handeln, lesen, um die Bestandtheile der Simplicium zu erkennen. Der erste Theil dieses Werks leistet also für die Aerzte nichts hinlängliches, weil sie auch in der Therapie die Kräfte der Arzneymittel in den besondern Krankheiten angezeigt finden. Wie sie aber wirken, und warum sie so und nicht anders wirken, das muß eigentlich in einer Materia medica erklärt werden, und das ist es eben, was man in dem ersten Theile des Trillerschen Werks vergebens suchet. Der Hr. V. hat auch hier die alphabetische Ordnung beybehalten, welche auch der einmal getroffenen Einrichtung nicht zuwider ist. Sonst aber hat uns die systematische Ordnung, die entweder nach den Kräften, oder, welches noch besser ist, nach den Bestandtheilen der einfachen Arzneyen sich richtet, allemal vorzüglich gefallen. Da man sehr viele Bücher von der Materia medica hat, und da viele einfache Arzneyen in verschiedenen chymischen Büchern, und in andern Schriften, mit großer Mühe zergliedert worden; so würde ein Buch, worinn alle bisher untersuchte zur Arzney dienende einfache Mittel in einer systematischen Ordnung mit ihren Bestandtheilen, Arten zu wirken, und Kräften, aus den besten Autoren kürzlich und deutlich zusammen getragen worden, sowohl Anfängern als auch geübten Aerzten ein kostbares und ungemein nützliches Geschenk seyn. Vielleicht gefällt es einmal dem eigentlichen Verfasser dieses ersten Theils, selbigem etwa bey einer künftigen neuen Auflage diese noch mangelnden Vollkommenheiten zu geben. Unser Wunsch, die Erlernung der Arzneywissenschaft durch

durch gute Mittel den Anfängern zu erleichtern, würde sein Ziel erreichen, wenn man auch die andern Theile der Medicin in besondern Büchern concentrirte, und aus der ungeheuren Menge medicinischer Schriften, in einem jeden besondern Theil, das nüzlichste, brauchbareste, unentbehrlichste auszöge, und in ein zusammenhängendes System brächte. Alsdenn wird der von so vielen gewünschte glückliche Zeitpunkt erscheinen, da die Welt ärmer an Büchern, und reicher an Begriffen seyn wird.

F.

VIII.

Evangelium des Apostels Matthäus, von neuem übersezt und mit Anmerkungen für sorgfältige Leser begleitet, 1764. 4. 1 Alph. 7 B.

Brief des Apostels Paulus an die Römer, mit einigen Anmerkungen zur Reizung mehrern Nachdenkens, 1764. 4. 20 B.

Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier von neuem übersezt, und mit einigen Anmerkungen für sorgfältige Leser begleitet, 1764. 4. 1 Alph. 13 B.

Brief des Apostels Paulus an die Epheser, 1764. 9 B.

Brief des Apostels Paulus an die Kolosser, 1764. 8 B.

Wir wollen den Verfasser dieser neuen Uebersezung und Erläuterungen sogleich selbst reden lassen. In der Vorrede zu der Uebersetzung der

Briefe an die Kor. nennt er die christliche Religion, die aufgeklärte, ächte, natürliche Religion, die mit kräftigen Bewegungsgründen, und mit herrlichen Hofnungen bereichert, und für das ganze menschliche Geschlecht göttlich autorisirt ist; von seiner Absicht, sagt er, »einmal will man angehende Lehrer der Christenheit aufmerksam machen; denn an den alten und von ihrer Gelehrsamkeit oder von ihren Vorstellungen gar zu stark eingenommenen, meisten Lehrern, ist desfalls stark zu zweifeln. — Zweytens wollte man auch gern denen nützen, die sich so lange sie leben mit allerley Zweifeln plagen und nachher auf ihrem Krankenbette von einem Seelsorger heimgesucht und geschreckt werden, daß solche Personen ꝛ ꝛ ꝛ einsehen lernen, was bloße Zusätze der sogenannten Kirchenväter, hingegen was Lehren der Boten Jesu sind — —: Von den Vorübungen eines rechtschaffenen Lehrers der Religion heißt es — »er muß zuförderst eine heftige Begierde nach lauterer und gewisser Wahrheit in seinem Gemüthe erregen und beständig erhalten; er muß seine Landes- und die nöthigen alten Sprachen völlig in seine Gewalt zu bringen suchen; er muß die Weltweisheit gründlich fassen und fleißig überdenken; er muß die Geschichte und Umstände der Welt und sonderlich der alten Welt, sich genugsam bekannt machen; er muß die besten Schriften der Alten mit Gedanken durchlesen; es wird voraus gesetzt, daß er von guter natürlicher Fähigkeit des Geistes und von einer guten Gemüthsart seyn muß — Sodann studire er seine Bibel und insonderheit sein neues Testament, ohne

Vorur-

Vorurtheils durch; — Von seinen eigenen Untersuchungen versichert er in dem Vorbericht zum Matthäus »ich habe von je her unser neues Testament fleißig gelesen und bin ehedem recht eifrig gewesen, die Sätze der Parthey, zu welcher ich gehörte, zu vertheidigen — ich suchte aber immer mehr Verständlichkeit — setzte mir eine gewisse Anzahl Fragen, auf deren jede besonders ich das ganze neue Testament durchlase — Diese herzlich gutgemeynte Arbeit, die nach und nach einige zwanzig Jahre wegnahm, gefiel einigen — und ich lies zuerst das Evangelium des Apostels Johannes, doch nur funfzig mal — drucken.» In Ansehung der Parthey, zu der er sich itzt bekennt, ist seine Erklärung: »will man mich zu einer gewissen Parthey rechnen, deren Name — aner, der soll wissen, daß er mir zu viel thut. Ich habe von den Schriften derselben Parthey nie ein Blatt gelesen; ich weiß in der christlichen Religion sonst von keinem Lehrer als von Jesu und seinen Boten.» — Diese lezte Aeusserung ist gut und würde es ungerecht seyn in den Ernst des V. einen Verdacht zu setzen; die Mühe, die er bey der Untersuchung angewendet, ist lobenswerth und gestehen wir gern, daß der redliche Mann, der Sprachgelehrte, der nachdenkende Philosoph, in vielen Anmerkungen uns vorgekommen; in den einem künftigen Lehrer gegebenen Vorschriften ist auch sehr viel wahres, besonders wann er einen akademischen Gottesgelehrten dabey im Sinn hatte, und die größten Gottesgelehrten haben in dieser Betrachtung schon lange erkannt, daß es nichts geringes und leichtes sey, das N. T. recht zu

verstehen. Allein der redlichste Eifer schützt nicht für Irrungen des Verstandes und die helleste Einsicht hat ihre Verfinsterungen. Es wird also bloß darauf ankommen, ob die Erklärungen gültig sind, aus denen der Verf. den zuerst angeführten Begrif der christlichen Religion abgezogen hat. Zur Probe wollen wir folgende mit den eignen Worten des V. hersetzen: — Matth. 28, 20. »Taufet zum Zeichen, daß sie seyn und heissen wollen Diener des einzigen wahren Gottes (auf den Namen des Vaters) — nach der Lehre Jesu des Meßias der Juden (auf den Namen des Sohnes) durch den Beystand Gottes und zu immer fortzusetzender Ausbesserung ihrer Seelen (auf den Namen des heiligen Geistes). Matth. 25, 31. Wenn des Menschen Sohn, der Meßias, der wahre göttliche Lehrer, kommen wird in seiner Herrlichkeit, die künftige Erfahrung alle seiner allgemeinen Verheissungen und Warnungen als Wahrheit bestätiget, und alle Engel mit ihm, alle seine ausgesendeten Bothen und wahrhaften Unterlehrer, so wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit (ist in der Erklärung übergangen) und es werden alle Völker vor ihm versammlet werden, alle Menschen werden alsdenn erkennen, daß Jesus der wahrhaftige göttliche Lehrer gewesen u. s. w. Matth. 26, 26. »Dieses ist mein Leib, bey diesem Brode sollet ihr meiner Person und Begebenheiten euch erinnern. — Dieses ist mein Blut der neuen Stiftung, das für viele vergossen wird, zur Vergebung der Sünden, bey diesem Kelch, sollet ihr euch meines blutigen Leidens erinnern, welches ich über-

übernehme, zum Dienste aller, die durch die von mir geoffenbarte Ordnung Gottes, daß er und wie er die Sünden vergeben wolle, nehmlich aus lauter Barmung, ohne Opfer — in Zeit und Ewigkeit gebessert werden sollen.» Ephes. 1, 7. »in welchem, in der Ankündigung, die der von Gott begabte Christus gethan hat, wir haben wirklich — die Loslassung durch sein Blut, nehmlich in der Vergebung und nicht Anrechnung der Sünden» Röm. 3, 24. 25. »wir werden geschenksweise gerecht, durch die Lossprechung, die durch Jesum Christum geschehen ist, welchen Gott hat aufgestellet, als einen Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blute, welcher als der größeste Blutzeuge der göttlichen Wahrheit, den seine Feinde bis aufs Blut verfolget, uns die Gnade Gottes und die Erlassung unserer Sünden aus Gnaden entdeckt hat, die wir nur mit Glauben annehmen dürfen» 8, 32. »der ja seinen eignen Sohn nicht geschonet hat, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, der nicht unterlassen hat, diesen großen Bothen uns zum Besten zu senden, und ihn dem menschlichen Geschlechte und zunächst den Juden, als einen göttlichen Gesandten zu geben,» 9, 5. »aus denen Christus nach seiner menschlichen Abkunft herstammet, und denen, über das alles der wahre Gott eigen ist, gelobet in alle Ewigkeiten» 5, 12. »ist die Anmerkung — er nimmt hier aus der mosaischen Erzählung von den ersten beyden Menschen an (und diese Erzählung näher zu untersuchen, konnte ihm itzo zu nichts dienen,) daß aus dem Ungehorsam Adams ein sündiger Zustand auf alle Nachkommen

Adams,

Adams, und die von Gott bestimmte Strafe des Ungehorsams, nehmlich der Tod gekommen sey — Wir sind Sünder und müssen sterben, weil wir von Adam herstammen und von Natur gesinnet sind wie er d. i. weil wir Menschen sind wie Adam. Gott will uns Gnade wiederfahren lassen, und uns zu einem bessern Leben bringen nach diesem Leben, weil er das durch Christum verkündigen lassen. 1 Kor. 15, 25. »Er muß regieren, bis er geleget hat alle die Feinde unter seine Füße — Christus soll nach Gottes Absicht und Rath der einzige wahre Religionslehrer seyn (denn das heißt regieren in der göttlichen Religionshaushaltung auf Erden) bis er, nehmlich Gott — unter seine Füße, nehmlich Christi — Matth. 25, 46. »Diese werden denn hingehen in die ewige unbestimmte Strafe (wie wir einen ewigen Frieden nennen, einen solchen, da nichts bestimmet wird, wie lange er währen solle, oder da man nicht vorher siehet, wie lange er währen kann) die Gerechten hingegen in das ewige und ohne Ende fortdaurende Leben. Denn hier ist bey dem Worte ewig kein sonderlicher Zweifel, ungeachtet auch hier nicht offenbaret ist, in wie mancherley oder wie oft abwechselnden Einschränkungen dieser unser Geist gesetzt werden solle; denn auch vom ewigen Leben redet die gemeine Orthodoxie gar zu dreiste« — So weit unser Auszug von Erklärungen, bey denen wir keine Veränderung weiter vorgenommen, als daß wir der Kürze wegen die Uebersetzung und Erklärung unter dem Texte in einen Zusammenhang gebracht. — Wir wollten nun gern die Beweise für diese Erklärungen

rungen anführen, wie z. E. Matth. 28. der angezeigte Sinn mit der ganzen Wortfügung bestehen könne, da weder εν χριστω, εις ευαγγελιον, διδαχην του χριστου — δια πνευματος, εν δυναμει πνευματος αγιου — oder etwas dergleichen stehet — allein der Verfasser hat sich darauf nicht eingelassen — »Die Absicht bey der gegenwärtigen Arbeit, sind seine Worte, ist nicht etwa die Kritik der Worte, die ist von vielen andern schon zur Genüge besorgt worden.« Und wer sind die vielen andern? Die — aber will er nicht gelesen haben; wer hat ihm also vorerklärt? Noch ein Wort von dem Inhalt und alsdann unser Urtheil. Das Ganze ist zugleich ein vollständiges System der Religion des Verfassers; er giebt Definitionen von dem Christen, dem Freygeist; er erkläret, was nach seiner Meynung Geheimnisse sind, was Heyland, Erlöser, Herr, Glaube, Engel, Teufel, Sünde, u. s. w. sey; (s. S. 34. 57. 59. 70. 77. 78. der Erkl. Matthäi, 44. 51. 62. des Briefs an die Römer und dies allezeit in den Anmerk. er erklärt sich über den modum citandi im N. T. beschwert sich über die Mängel aller Confessionen; klagt über die acroamatischen Theologen; wünscht eine Reformation und das meiste wiederholt er so oft und in eben denselben Ausdrücken, daß er durchaus verstanden werden muß, aber auch nicht ohne Ekel gelesen wird; so heißt es von dem Ausdruck Reich Gottes, Himmelreich wenigstens neunmal in dem einzigen Matthäus, »es ist die allgemeine Religionshaushaltung Gottes auf Erden, die durch Christum erschienen ist, die Zeit des

Mes-

Meßias.« — Uns nun ist unsre Meynung — wann der V. die Fesseln der gemeinen Dogmatik aus den Ursachen, die er S. 77. beym Matthäus anführt, abwerfen wollte, so sollte er nur nicht über den Zaun der Schrift so leicht und so weit ins freye Feld hinaus springen; wenn er andere Confeßionen für mangelhaft halten wollte, welches ihm auch in einem gewissen Verstand kein bescheidener Gottesgelehrter irgend einer Parthey leugnen wird, so sollte er die seinige eben so wenig für vollkommen halten; wann er die Religion Jesu durchaus für praktisch hält, wie er sich im Vorbericht zum Matthäus ausdrückt, so hätte er sie nicht in so unfreundlichen und übelklingenden Tönen vortragen sollen; wollte er die scharfen Widerlegungen, um ihm auch hier seine Sprache zu lassen, nicht mit mehr Gelassenheit annehmen, als die gemachten Anstalten vermuthen lassen, so sollte er entweder geschwiegen haben, oder die Erklärung bloß moralischer Schriftstellen seine Grenze seyn lassen, und dann würde er auch noch Lob erhalten haben, wie uns aus den in diesem Werke gegebenen Proben wahrscheinlich ist; wollte er endlich eine neue Uebersetzung ausarbeiten oder auch nur die lutherische umarbeiten, so mußte er besser, verständlicher, dem deutschen Sprachgebrauch gemäßer und auch für das härteste Ohr erträglicher übersetzen können und wollen. — Man höre nur — Eph. 1, 14. »welcher ist das Antheil unsers Lebens, auf die Freymachung des Erworbenen.« Wer versteht das, ohne nur erst die Anmerkung zu lesen und wem konnte es ein jeder Uebersetzer nicht ohne Anmerkung

merkung deutlich sagen? 4, 13. »daß wir alle gelangen — zum Maaße des erwachsenen Alters der Völligkeit Christi — bey der mannigfaltigen Wendung nach den Kunstgriffen der Verführung.« Das sind gewiß auch besondre Wendungen; Kol. II, 19. »aus welchen der ganze Leib durch die Gelenke und Verbindungen seine ihm dienlichen Einflüsse bekömmt, und in guter Zusammenstimmung erhalten wird, und wächst zu einem Wachsthum Gottes« wie ungelenket! und dies wie gesagt durchs Ganze, wenn wir den einzigen Matthäus ausnehmen.

Vielleicht erwarten noch einige Leser, daß wir wider die Heterodoxie des V. eifern sollen. Wir werden es aber warrlich nicht nach Art einer gewissen gelehrten Zeitung machen, die Gott und ihre Leser um Verzeihung, bittet, daß sie um die Denkungsart des V. zu zeigen, eine Stelle aus dieser Uebersetzung anführen, und damit ihr heiliges Blatt besudeln muß. Es ist uns nichts mehr zuwider als jemand zu verketzern. Des Verfassers Meynungen stehen endlich deutlich genug da; hat aber die christliche Kirche Schaden zu befürchten, so ist es gewiß durch diese Uebersetzung des N. T. nicht, wenn sie auch noch heterodoxer wäre. Der Gelehrte wird immer daran den Mangel exegetischer Gelehrsamkeit vermissen, und sich über eine Menge unbewiesener, und auf gut Glück gewagter Erklärungen und Meynungen eben so sehr ärgern, als der Ungelehrte, über die unerträgliche Schreibart, und über die kahlen und

bis

bis zum Ekel wiederholten moralischen Anmerkungen.

Der V. dieser Uebersetzung ist Herr Damm, Rektor am köllnischen Gymnasium zu Berlin. Wir können unsere Leser zuverläßig versichern, daß alle in vielen öffentlichen Blättern von diesem Manne und seiner Uebersetzung verbreitete Nachrichten nicht den geringsten Grund haben. Er ist so wenig seines Amts entsetzet, als höchsten Orts dafür mit einer Pension begnadiget worden; sein Buch ist in den K. Preußischen Landen so wenig verboten und confiscirt, als ausserordentlich begünstiget worden; und wir können aus eigener Erfahrung versichern, daß diese Uebersetzung in Berlin weit weniger gesuchet und gelesen wird, als an andern Orten, wo sie als wer weiß was gefährliches betrachtet wird. Dies ist eine bloße res facti, die wir so wie sie ist, erzählen, und wir wollen uns übrigens gar nicht in die Untersuchung einlassen, ob es besser sey, daß der V. und seine Meynungen ihrer eigenen Beträchtlichkeit oder Unbeträchtlichkeit überlassen worden sind, oder ob es besser gewesen wäre, wenn der V. in seinem 72sten Jahre seines Amts wäre entsetzet, seine Schriften auf den Scheiterhaufen gebracht, der V. eben dahin gewünscht, und so wie bey der Wertheimischen Uebersetzung des A. T. ein Lärm wäre gemacht worden, als ob das ganze heil. Röm. Reich in Gefahr wäre.

A.

IX. Der

IX.

Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Ronsalva, eine Geschichte, worinn alles Wunderbare natürlich zugeht, 2 Th. beyde zusammen 618 S. in 8. Ulm, 1764.

Die Geschichte des Don Sylvio ist ein deutsches Landesproduct, wenn auch schon Spanien für den Boden, worauf es zum Vorschein gekommen wäre, ausgegeben wird. Es herrscht hier freylich keine Originalmanier; die Stellung ist vom Cervantes und die Farbenmischung vom Fielding: allein der hauptphilosophische Gedanke, der dabey zum Grunde liegt, mag dem Verfasser eigen seyn, und kann ihm Ehre machen. Und endlich verdient jeder Versuch, den Deutschen etwas eigenes in die Hände zu geben, die verdoppelte Aufmerksamkeit deutscher Kunstrichter und Leser, wenn auch schon der Versuch selbst in Absicht auf die ganze Litteratur keine neue Gattung ausmacht. Die Mährchen der Morgenländer; die Rittergeschichten der Spanier, sind von den andern abendländischen Völkern nachgeahmt worden, auch die epischen Gedichte der Griechen haben sich in der Form von Romanen müssen nachbilden lassen. Die Franzosen sind bald nachher auf viererley neue Manieren gekommen; le Sage, Prevot, Marivaux und Crebillon sind dazu die Vorgänger. Zwo andere haben die Engelländer erfunden: die Richardsonsche und Fieldingsche. Aber wir, wenn wir ja bis jezt eigene Romanen be-

kommen hatten: so waren sie nach jenen Arten zugeschnitten. Von uns selbst hatten wir noch nichts aufgestellet, das eine eigene Gattung ausmachte, und haben es auch bis jezt noch nicht. Kein grosser Schade, wird mancher denken. Wollte Gott wir hätten gar keine Romanen! — Wie man will; nur wenn wir ja welche haben sollen: so wäre es gut, daß wir auch Erfinder darinn vorstellten. Es gehört zur Verbindungskunst der möglichen Fälle, zu bestimmen, ob zu den Romanen noch neue Manieren zu ersinnen seyn. Ueberhaupt wäre es eine sonderbare Arbeit eines Philosophen, in jeder Art von Gedichten die schon wirklich vorhandenen Gattungen gegen die noch möglichen anzugeben. Man hält es zwar für das Werk eines glücklichen Zufalls, der nur dem Genie aufstößt neue Arten zu schaffen; unterdessen müssen doch diese Arten aus der Zahl der an einer Sache möglichen herausgenommen werden, und es könnte also eine Kunst geben alle diese mögliche Arten auf einmal zu bestimmen: und an der Erfindung dieser Kunst darf man nicht ganz verzweifeln. Doch, ich will nur vom Don Sylvio reden. Hier ist die Geschichte im Auszuge.

Don Sylvio, ein spanischer junger Edelmann, hatte sich den Kopf durch Feenmährchen, die er in grosser Anzahl und mit einer feurigen Phantasey gelesen, erhizt. Nun glaubt er, daß er ebenfalls zu Abentheuren erkohren sey; glaubt, daß in der ganzen Natur, im ganzen Thierreiche, alles voll Feen stecke; und daß also beynahe nichts, was ihm aufstößt, das sey, was es ihm scheint, sondern allemal

etwas

etwas Wunderbares, etwas Feenartiges in sich enthalte. Dem zu Folge glaubt er denn ferner, daß ein Frosch, von dem er einen Raubvogel aus Mitleiden weggescheuchet, und dadurch den armen Frosch errettet hatte, kein Frosch, sondern eine Fee sey, die es ihm einst reichlich vergelten werde; glaubt, daß ein blauer Schmetterling, den er bald darauf haschet, und wieder fliegen läßt, eine bezauberte Prinzeßinn sey, die für ihn bestimmt worden; glaubt, daß ein Portrait an einem Halsgeschmeide, welches er zusammen im Walde gefunden, das Bild seiner Schmetterlingsprinzeßinn sey; glaubt endlich, daß ein Traum, den ihm ein Kopf, wie der seinige war, leicht schaffen konnte, ihm befehle, den blauen Schmetterling aufzusuchen, zu entzaubern und mit der daraus gewordenen Prinzeßinn glücklich zu seyn. Mit dem Entschlusse, dem geoffenbarten Willen einer Fee nachzuleben, nährte er sich eben, als einer 60 jährigen Tante, die ihn erzogen, die Geduld der Jungferschaft zu fehlen anfieng, und diese um sich Erleichterung durch einen Mann, und ihrem verarmten Neffen Geld durch eine Frau zu verschaffen, eine Heyrath für sich mit einem Procurator und für ihren Neffen mit des Procurators häßlichen aber reichen Nichte entworfen hatte. Der Procurator hoffte von der Nichte noch ein ansehnliches Stück Geldes zu ziehen, und so wäre allen in allem geholfen gewesen. Don Sylvio ist erst taub bey den Vorstellungen der Tante, giebt bald darauf etwas Gehör, um desto eher zu entkommen, verfällt auf einem Spaziergange neben der häßlichen Nichte in Entzückun-

gen, die dieser Hoffnung machen, kömmt von der Träumerey auf einen Augenblick wieder zu sich, erblickt seine Gesellschafterinn und hält sie für seine feindselige Fee, die er nun bekämpfen will. Das Mägdchen, das keine Fee war, schreyt um Hülfe, bekömmt sie, Don Sylvio wird für rasend gehalten, von seinem Diener Pedrillo bewacht, und von ihm auch ehe ein herbeygerufener Barbier ankommen könnte, befreyet und auf der Flucht, wo sie das Abentheuer mit dem blauen Schmetterling auszuführen dachten, begleitet. Das ganze Abentheuer währt ohngefähr drey Tage. In der ersten Nacht bis an den Morgen fallen sie nur in einen Froschgraben, trocknen sich, schlafen ein, und träumen. Den andern Tag werden sie von einer alten Zigeunerinn ums Geld geschneuzt; verlieren ein Hündchen, das sie bey sich gehabt und das die alte Bettel, der es begegnet, zu sich nimmt; essen und trinken aus einem Zwerchsack, den Pedrillo, in diesem Stücke mißtrauisch auf den Beystand der Fee gut versehen hatte, und halten wieder in einem Lustwäldchen die Mittagsruhe: unterdessen kömmt eine Dame nebst ihrem Kammermägdchen vorbey gegangen: sieht den Don Sylvio schlafend, bleibt stehen, sieht noch einmal hin und sieht so lange, bis sie den Don Sylvio auch abwesend sehen kann. Unterdessen war Pedrillo erwacht, zu diesen Zuschauerinnen näher getreten, hatte mit ihnen gesprochen, und war doch, nachdem sie sich entfernet, in der Ungewißheit geblieben, ob er eine wirkliche Begebenheit oder einen Traum gesehen; die Entscheidung bauet er auf den vorläufigen Ausspruch,

den er von seinem Herrn erwartet, »ob er nämlich noch Pedrillo sey.« Noch denselben Abend treffen sie zween Cavaliere an, die von andern in einem Gefechte um einer zugegenseyenden Dame willen übermannet waren. Don Sylvio nimmt der schwächern Parthey, macht, daß sie siegen, und begleitet sie in das Nachtlager, wo sich Pedrillo mit der Kammerjungfer der unbekannten Dame bekannt macht, Geheimnisse annimmt und mittheilt — nicht umsonst; aber von seinem Herrn gestört und noch vor Tage aus dem Wirthshause weggeführt wird. An diesem Tage sehen sie einen blauen Schmetterling, laufen ihm nach, verscheuchen ihn, so daß er einer nicht weit entfernten Bauerdirne zufliegt; diese hascht ihn, bindet ihn an einen Faden, will ihn auch gegen eine Kleinigkeit dem Don Sylvio, der unterdessen herbeygekommen war, abgeben. Pedrillo rieth zu diesen Tractaten. Aber in des Don Sylvio Augen war das Grasmensch nicht ein Grasmensch, sondern seine Feindinn die Fee Fanferlusch, er zieht seinen Reiterpallasch gegen sie. Die Dirne bekömmt Hülfe, der Schmetterling fliegt davon; Don Sylvio und Pedrillo hingegen werden halb tod geschlagen und dem erstern nimmt man sogar sein Portrait ab; welches ihn in eine Trostlosigkeit stürzt, woraus ihn Pedrillo zu befreyen Mühe hat. Der Diener räth aufs nächste Dorf zuzugehen, wo sie vermutlich die Dirnen und das verlohren gegangene Portrait wieder antreffen würden. Beym Dorfe war ein Edelmannssitz, auf diesen stoßen sie zuerst; Don Sylvio sieht es für die Wohnung einer Fee

an, und wird darinn noch mehr beſtärkt, als er im Vorſaal ein weiſſes Kätzchen auf einem Stuhle erblickt, dem noch andre Thiere eben derſelben Art den Hof machen. Man öfnet einen Thürflügel, und Pedrillo ſieht das Kammermägdchen, das er im Walde geſehen, herein gucken. Nun kömmt dieſem alles natürlich vor, aber noch nicht dem Don Sylvio, denn als die Beſitzerinn des Schloſſes (eben die Dame, die ihn im Wald ſchlafend gefunden), herein tritt und ſich mit ihm unterredet, ſtehet er noch immer in ſeinem erſten Wahne. Der Bruder der Dame kömmt an; und es iſt der Unbekannte, den Don Sylvio erretet hat. Das Frauenzimmer, welches der Cavalier mit ſich brachte und zu heyrathen willens war, iſt ehemals von einer Zigeunerinn geſtohlen, erzogen, beynahe verführt, nachher Komödiantinn, und ſeit einiger Zeit von dem Cavalier geliebt worden. Die Zigeunerinn ihre Pflegmutter hört von ihrer Glücksveränderung, ſucht ſie auf, kömmt im Schloſſe an, und Pedrillo erkennt am Hündchen, daß es ihre Bekannte ſey. Der Barbier, welcher dem Don Sylvio hatte helfen ſollen, und der in dem Schloſſe der Dame aus und eingeht, (denn es lag in der Nachbarſchaft von Ronſalva) hört, daß Don Sylvio daſelbſt ſey und ſagt es deſſen Tante, welche ankömmt und die elenderzählende Freundinn des geretteten Cavaliers für ihre geſtohlne Nichte erkennen muß. Mittlerweile hatte man von den Grasmenſchern auch das Portrait bekommen, das man leicht für das vor 3 Tagen verlohrene Portrait der Dame erkennet, und da Don Sylvio ſchon

vor-

vorher zwischen der Liebe für das vermeynte Porträt seiner Schmetterlingprinzeßinn und zwischen der Leidenschaft für die neue Bekanntschaft wankend, nachher in seinem Glauben an die Feen von allen Anwesenden angegriffen, und endlich durch den Anblick des wieder vorgezeigten Porträts von der Verträglichkeit seiner letztern Leidenschaft mit der erstern überzeugt worden: so endigt sich das ganze Abentheuer in einer doppelten Heyrath? Das nun eben noch nicht; aber in einem doppelten Verlöbnisse; denn man war so gescheut, den Don Sylvio erst noch ein Paar Jahre lang auf Reisen zu schicken, und sein doppelter Schwager war so gut, ihn zu begleiten; mittlerweile begaben sich die beyden Damen in ein Kloster.

Man sieht wohl, daß alle in der Geschichte gebrauchte Personen bey der Entwickelung wieder vorkommen, sogar der kleine Hund, Namens Simpimp; nur der Procurator und seine Nichte zeigen sich nicht mehr. Der Verfasser hätte sie also vielleicht ganz weglassen können, da er nicht mehr Nutzen davon gezogen, als daß er bey der letztern ein Gemählde im Geschmacke des Calot, das heißt, im Geschmacke des Verzerreten hatte anbringen können: welches doch immer zu lachen macht. Da der Diener Pedrillo sehr oft klüger ist, als sein Herr: so interessirt er auch mehr als der erstere; wie es fast immer in dergleichen Schriften zu gehen pflegt, doch muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er den Pedrillo nicht völlig so klug gemacht, als er selbst in solchen Fällen würde gewesen seyn. Pe-

drillo hat oft seine Anwandlungen von Narrheit, und ist alsdenn wie sein Herr, oder noch unter ihm. Dis bringt noch eine Mischung in den Charakter, wodurch er sich etwas auszeichnet. So recht besehen bleibt er immer eine Nachahmung. Ein einziger Zug hat mir darinn original geschienen und vornehmlich gefallen. Pedrillo zweifelt erst an der Prinzeßheit des Buttervogels und an allen andern schönen Träumereyen des Don Sylvio. Als ihm aber sein Herr das gefundene Porträt, welches freylich in seinen Händen wirklich war, vorweiset: so läßt er sich dadurch überzeugen, daß alles andere auch wirklich sey. Dieser Schluß von der nicht zu läugnenden Wirklichkeit einer Sache auf die Wirklichkeit aller andern, die man dadurch beweisen wollte, ist dem Pöbel so natürlich, daß er allerdings dem Charakter des Pedrillo eine feste Zeichnung giebt, und seine übrige Entschließungen begreiflich macht.

Der Charakter des Don Sylvio ist nicht genung bearbeitet. Der Verfasser hätte uns können zusehen lassen, wie er nach und nach geworden, so wie man dis an einem Jones sieht. Aber in drey Tagen war es unmöglich, ihn genugsam in Handlungen zu zeigen. Dem Philosophen ist es angenehm gegen das Ende an Don Sylvio ein Nachsinnen wahrzunehmen, das viel hoffen läßt. Es erscheint mit dem Schwager des Don Sylvio ein Freund, Namens Don Gabriel, eben der, welcher vornehmlich die Cur des Don Sylvio an der Feenkrankheit unternimmt. So ruhig auch dieser Carakter ist: so interessant wird er. Der neue Schwager sagt nicht viel und

thut

thut noch weniger. Die Dame, welche sich an des Schmetterlings Stelle setzt, hat gar kein unterscheidendes Gesicht, und die Geliebte ihres Bruders erzählt ihre Komödiantengeschichte in einem so elenden Tone, daß gewiß auf der Insel Felsenburg die Lebensläufe besser erzählt werden. Man hat Mühe, sich durch das darauf folgende Mährchen des Don Gabriel vom Prinz Biribinker wieder zu erholen. Die übrige Personen verdienen weiter nicht bey der Beurtheilung des Stückes bemerkt zu werden. Ein gutes Herz des Verfassers gegen seine Leser zeigt es an, daß er das Abentheuer nicht länger als etwa drey Tage währen läßt; denn man hätte es wirklich bey dem Verfolgen eines Schmetterlings nicht wohl länger aushalten können.

Man könnte etwa beym ersten Anblick denken, daß es fruchtbarer würde gewesen seyn, wenn der Verfasser eine der gewöhnlichen Chimären, welchen die Menschen nachjagen, zum Stoffe seiner Erzählung gewählt, und daraus etwas pragmatisches gemacht hätte: allein, wann man zum zweytenmal nachsieht: so findet sichs, daß der Schriftsteller seinen Zweck nicht so gut würde erreicht haben, als durch das ausgesonnene Mährchen. Da es darauf ankam, den Weg zu zeigen, auf dem sich der Geist des Menschen zu schwärmenden Phantaseyen hinaufwindet: so mußte er das ungereimteste Beyspiel dazu wählen, damit sich die andern, welche es in einem geringern Grade sind, desto leichter daraus begreifen ließen. Zum Exempel: als Don Sylvio den Frosch, den er für eine Fee hielte, (er allein wußte warum)

errettet hatte, und dieser in den Sumpf zurückgesprungen war: so erwartete der Schwärmer, daß der Frosch, oder die maskirte Fee, wieder zu ihm umkehren würde. Da es nicht geschah: so sann er auf Ursachen davon. Die leichteste unter allen, und auf welche auch jeder Vernünftiger würde gefallen seyn, ist diese, weil der Frosch ein bloßer Frosch und keine Fee gewesen. Allein auf diese rieth Don Sylvio nicht. Der Einfaltspinsel! ruft hier jedermann. Gut! nun seht! wenn es einem miltzsüchtigen Schwärmer nach einsamen angestellten Betrachtungen leicht ums Herz wird, weil aus einer andern Ursache in seinem Körper eine gewisse Erleichterung vorfällt: so hält er dis Leichtwerden oder diese Freudigkeit, wie er es nennt, für eine göttliche Gnadenwirkung; und erwartet sie nun wieder bey seinen ein andersmal angestellten Betrachtungen. Sie kömmt nicht, und nun sucht er die Ursachen, warum sie nicht kömmt, sucht sie in einer vorhergegangenen Befleckung, oder anderm Vergehen, kurz, sucht sie allenthalben, nur da nicht, wo sie ist: denkt an alles eher, nur an das nicht, daß es keine Gnadenwirkung gewesen, sondern eine zufällige Erleichterung seines Körpers: mit andern Worten: es fällt ihm nicht ein, daß der Frosch wohl keine Fee seyn dürfte.

Um dergleichen Ungereimtheiten recht treffend zu machen, muß man das ungereimteste wählen: und der Verfasser des Don Sylvio hat also darinn eine glückliche Wahl getroffen. Er scheint auch Philosoph genug zu seyn, um sich in den Unsinn eines schwachen Kopfes hinein zu denken, damit er ihn nach-

nachher vernünftig behandeln könne. Zufolge eben der philosophischen Laune, kömmt ein Gespräch zwischen Ich und Du vor, welches sehr gut ist; nur scheint der Ich die Sache ein Bißchen zu weit zu treiben: denn wenn der erste beste Anschein, den jeder von einer gewissen Sache bekömmt, hinreichend ist, ihre Güte in Absicht auf ihn zu entscheiden, wenn kein anderer weiter darüber urtheilen kann: so giebt es gar kein billiges Gesetz mehr, keine gerechte Forderung mehr an die Menschen.

Der Styl des Verfassers, ist der Sache, die er erzählt, ziemlich angemessen. Es kommen manchmal Einfälle vor, die der Lunge eine heilsame Erschütterung verschaffen, doch ohne den starken und daurenden Ausbruch, welchen der Herausgeber nebst seiner Frau, seiner feyerlichen Art von Schreiber und seinem Gesinde will erfahren haben. Doch läßt sich freylich von einer Lunge auf die andere kein Schluß machen, und es kann seyn, daß die Recenenten im Durchschnitte genommen, ohnedem weniger reizbar zum günstigen Lachen sind, als es die Autoren bey ihren eigenen Arbeiten zu seyn pflegen.

H.

X.

Beurtheilung der Schrift: vom Werth der Gefühle im Christenthum. Frankfurt am Mayn, bey Joh. Christian Gebhard, 1764. eilf und einen halben Bogen, in 8.

Hrn. Spaldings Buch vom Werth der Gefühle im Christenthum, ist mit so vieler Sanftmuth und Bescheidenheit geschrieben, es hat so sehr das Gepräge der Wahrheitsliebe und des Eifers für die gute Sache des Christenthums; daß er auch dann, wo man glaubt, daß er irret, um seines Charakters willen liebenswürdig bleibt, und die Vermuthung natürlich ist, daß er selbst seinen Gegnern, mit denen er es eigentlich zu thun hat, so vorkommen müsse. Wie sehr wird man sich also wundern, daß er in gegenwärtiger Schrift auf eine hämische und bittere Weise, wegen böser Absichten wider die reine Lehre, S. 6 angestochen, S. 7 höhnisch und spottend, S. 11 listig, S. 27. 28. als ein unbiblischer Reformator, der S. 29, sich und andere jämmerlich betrogen habe; vorgestellt; bald als ein Pelagianer, bald als ein Socinianer verketzert wird, S. 48 ein wenig arglistig heißt; und überhaupt durchgehends mit einer angenommenen heiligen Mine in so gefährlichen Verdacht gesetzt wird, als es nur immer mit dem feindseligsten Gegner des christlichen Glaubens hätte geschehen können. Was soll man hierzu sagen? Wenigstens muß man den Verf. bedauren, daß er an sich ein neues Exempel giebt, wie sehr der blinde Eifer die Empfindugen der schuldigen Menschenliebe,

und

und der im Evangelio befohlnen christlichen Gesinnungen im Herzen ersticken könne. Darinn hat er sich gewiß so vergangen, daß er alle Urtheile der unpartheyischen wider sich haben wird.

Doch wir wollen diese Seite des Verfassers verlassen, und sehen, was er zu Aufklärung der streitigen Frage geleistet, und ob er einer wichtigen Wahrheit des Evangelii solchen großen Dienst gethan, als sein Eifer anzukündigen scheint. Daß der Verf. ein scharfsinniger Mann sey, der es mit dem Christenthum rechtschaffen meyne; das ist eine Gerechtigkeit, die wir ihm unpartheyischer widerfahren lassen wollen, als er sie seinem Gegner erwiesen hat. Aber er hat den eigentlichen Satz, den Hrn. Spalding in seiner Schrift behauptet hat, nicht bestimmt vor Augen gehabt, und ficht daher oft mit Logomachien, die seinen Gegnern nicht treffen, ob sie ihn gleich schwarz machen; darnach scheint es ihm auch an einer gründlichen exegetischen Einsicht zu fehlen, darauf doch allein alle Beweise in dieser Materie gebauet seyn müssen; daher ist er oft unbestimmt und schwankend, und weiß selbst nicht genau, zu welcher Parthey er sich schlagen soll. Wir wollen hievon Beweise führen.

Der eigentliche Satz, den der Verf. vom Werth der Gefühle zu beweisen sucht, ist dieser: Die Empfindungen des Christenthums sind keine allgemeine sichere Beweise, daß man ein rechtschaffener Christ sey, oder sich im Gnadenstande befinde; weil man weder an dem Gefühle selbst ein unterscheidendes Merkmal hat, ob es göttlich oder natürlich sey, noch auch die heil. Schrift ein solches Merkmal an-

giebt;

giebt; ja auch überhaupt nicht einmal sagt, daß die Empfindungen des Christenthums ein Kennzeichen des Gnadenstandes und der Gewißheit der Seligkeit wären. Sie verweise vielmehr auf die Früchte der uns unbegreiflichen Gnadenwirkungen des heil. Geistes, als auf das sichere Kennzeichen, daran man sich als einen Genossen der künftigen Seligkeit erkennen solle. Matth. 7, 15-23. Gal. 5, 16-22. 1 Joh. 3, 4-10. u. s. w. — Was sagt nun unser Verfasser? Hat er etwa Merkmale angegeben, daran man göttliche und natürliche Empfindungen unterscheiden könne; oder andere Kennzeichen in der heil. Schrift gewiesen, als diese? Nein! Wahrscheinlichkeiten, Vermuthungen giebt er wohl an, die aber in einer so wichtigen Sache nicht zureichend sind; und er muß selbst in den sieben Sätzen, darinn er S. 162. f. den Kern seines Buchs zusammen faßt, die Besserung des Lebens als ein nothwendiges Merkmal erkennen, das zu den Gefühlen, darauf er so viel rechnet, hinzukommen muß, wenn man seiner Sache gewiß seyn will.

Wofür streitet er also eigentlich? Er beweiset, daß die Empfindungen des Christenthums wirklich göttlich sind; daß weil die Oekonomie der Gnade wunderbar sey, S. 26, so lasse sich vielmehr auf ihre Rechnung setzen, als die einfältige Naturgesetze zu erlauben scheinen; daß alle Empfindungen, welche bey Ueberdenkung einer nothwendigen Heilswahrheit der Schrift, in uns entstehn, Wirkungen des Geistes Gottes sind S. 52; daß es S. 77 nicht darauf ankomme, in jedem einzelnen Falle zu wissen,

ob sie was gewirkt habe; wenn nur aus dem Zusammenhange alles dessen, was mit uns vorgeht, geschlossen werden könne, daß wir unter ihrer Bearbeitung stehen u. s. w. — Gut, aber was thut das wider Hr. Spalding? Er läugnet ja das alles nicht, behauptet es selbst; sagt aber dies: daß der Geist Gottes in uns wirke, glauben wir der Schrift; aber wir fühlen es nicht, und können in keinem Falle sagen: hieran habe ich die göttliche Wirkung gefühlt, dis ist seine Methode; auf diese Art bearbeitet er den Menschen zur Seligkeit. Man lese doch S. 17 bis 20, der letzten Ausgabe. Es kömmt also bey diesem Streite gar nicht darauf an, ob man Gott nach S. 79 zu viel oder zu wenig zuschreiben soll; sondern ob der Mensch aus der Schrift oder aus dem innern Gefühl wissen kann, welche Empfindung von Gott sey oder nicht; und ob er darauf eine gewisse allgemeine Bekehrungsmethode, die Gott beobachte, erbauen könne. Und hierinn thut der Verf. mehr als einmal ein Geständniß, das mit Hrn. Spaldings Sätzen übereinstimmend ist.

Wollte er ihn widerlegen, so mußte er nicht wahrscheinlich machen, diese und jene Empfindung könne göttlich seyn. Gott könne durch diese oder jene Empfindungen den Menschen erwecken, zum Glauben, zur Besserung u. s. w. bringen; sondern es müsse nach Gottes Aussprüchen immer auf die Art erfolgen. Er mußte die Sprüche der Bibel, in denen Hr. Spalding die Meynung nicht finden kann, welche die Freunde der Empfindungsmethode darinn bestätiget zu seyn glauben; wider seine Erklärungs-

art aus exegetischen Gründen vertheidigen. Wir wollen ihn doch hören. S. 31 f. sagt er, der Spruch Röm. 8, 16. sey von Hr. S. verhudelt worden, und nun folgt eine lange Deklamation wider die Herren, die von nichts als Ordnung und Rechtschaffenheit wissen; gleich als ob ein Christ, der das Zeugniß eines guten Gewissens hochschätzt, deswegen ein Heuchler, oder eingebildeter Mensch sey, oder die Gnadenwirkungen des heil. Geistes läugne. S. 67 ärgert er sich darüber, daß Hr. S. die poetischen und metaphorischen Ausdrücke der Schrift von den Empfindungen der Gläubigen nicht nach ihrer ganzen figürlichen Ausdehnung dogmatisch erklären will. Muß denn aber der Dogmatiker nicht das figürliche Kleid erst abziehen, und die abgebildete Sache suchen, wenn er einen simpeln Lehrsatz daraus formiren will? Diese Ausdrücke beweisen, daß die, die sich ihrer bedient haben, voll Empfindung gewesen sind, aber nicht, daß sie uns in diesen Ausdrücken einen genauen und allgemeinen Maaßstab geistlicher Empfindungen haben geben wollen. S. 76 will er es unberührt lassen, was für ein Verdacht auf Hr. Sp. falle, daß er den Ausspruch Johannis: wer recht thut, der ist von Gott, zum einzigen Kennzeichen des Christenthums anführt. Fällt denn der Verdacht nicht auch auf den Johannes? Er redet gewiß noch positiver, als Hr. Spalding 1 Joh. 3, v. 6. 7-10. 24. Weiß der Verf. keinen Ketzernamen für ihn? S. 86 will er seinen Gegner mit der Stelle Col. 1, 9. ganz darnieder schlagen. Doch hat er die Stelle nicht einmal erklärt. Und was

soll

soll sie beweisen? daß geistliche Weisheit und Verstand von Gott komme? das läugnet ja Hr. S nicht, und kann es nicht läugnen. Daß sie vom heil. Geiste außer dem Worte herrühre? Das fand damals wohl statt, aber itzt nicht; ob gleich der Verf. zuweilen so spricht, als ob er Gnadenwirkungen des heil. Geistes ohne Zuthun des göttlichen Wortes annehme. Und dem unglücklichen Hange zu dieser Meynung, die so viel Schaden in der Kirche angerichtet hat, soll eben durch Hr. S. Buch vorgebeugt werden? Soll sie beweisen, daß die göttliche Wirkung merklich sey, das heißt, von dem Menschen deutlich als göttlich unterschieden werden könne, denn der Verf. hat zuvor vieles von dieser Merklichkeit gesprochen? Aber wo steht denn darinn ein Wort von dieser Merklichkeit? Oder enthält sie gar einen Beweis, daß Gott unsern Verstand erleuchte, ohne daß wir nöthig hätten, aufmerksam zu seyn? Meynt das der V. im Ernst? Gott erleuchtet uns, d. h. er hält unsrer Erkänntniß einen Unterricht vor, den wir zuvor gar nicht, oder nicht so deutlich, so gewiß, so lebendig erkennen konnten, er reizt unsre Aufmerksamkeit; aber wir müssen sie nun auch darauf wenden, wenn wir eine deutliche, gewisse, lebendige Erkänntniß von seinem Unterricht erlangen wollen. Eben dieses gilt auch von der Stelle, Eph. 1, 17-19.

Nur ein Wort von der Merklichkeit der Gnadenwirkungen Gottes. Von S. 80 an, sagt er vieles, diese Merklichkeit zu behaupten. Wir wollen aber nur seinen Schluß hersetzen, um den Leser urtheilen zu lassen, was er gesagt habe. »Die Erleuch-

tung ist durch kein Gefühl merklich. (Dieses sagt Hr. S. auch). Die Merkbarkeit besteht darinn, daß die Schrift eine solche Erleuchtung der unmittelbaren göttl. Kraft des heil. Geistes zuschreibt.» Mit Erlaubniß des Verf. dies heißt nicht; wir merken es, daß die Erleuchtung vom heil. Geiste herrühre; sondern wir glauben es der Schrift. Merken können wir nur das, was für unsre Empfindung kömmt. Wenn man einen ehrlichen Mann widerlegt, muß man nicht so mit den Worten spielen. Doch genung an diesem einen Exempel.

S. 90 kömmt er nochmals auf die Stelle Röm. 8, 16. aber hier ist abermals kein exegetischer Beweiß, daß sie von dem heil. Geiste zu erklären sey, wie wir doch gewünscht hätten, weil wir selbst dieser Erklärung beypflichten. Sondern es geschieht ein Ausfall auf Hr. Erneſti, dem es in das Gewissen geschoben wird, daß er die gegenseitige Erklärung gebilliget hat; und nun wird noch als ein Einwurf dagegen vorgebracht, daß Cicero und Seneka auch ein Gewissen gehabt haben; und wenn das sey, so sey auch der subtile Socinianismus da. — Der Leser mag das selbst in Zusammenhang bringen.

Mit der bescheidenen Recension des Herrn D. Erneſti von Hrn. Spaldings Buche ist der Verf. an mehr als einem Orte unzufrieden; es verdrießt ihn, daß dieser gelehrte Mann kein Vorfechter der blinden Eiferer seyn will. Freylich würden sich diese Leute sehr wohl dabey befinden, wenn sie einen solchen Mann an ihrer Spitze hätten. Aber dieser wahre Gelehrte ist zu klug, als daß er den Schaden nicht ein-

einsehen sollte, den ein unüberlegter Eifer von jeher in der Kirche gestiftet hat; und die große Gefahr nicht wahrnehmen, darein die Sache der wahren Religion gerathen könnte, wenn man durch salchen Eifer den itzigen Ungläubigen und Kaltgläubigen noch mehr Waffen in die Hände gäbe, und mehrere Siege zuspielte.

Nun wollen wir auch sagen, worinn wir mit dem Verf. übereinstimmen. Daß sich die Gnadenwirkungen des heil. Geistes allein durch das Gewissen äußern, scheint uns mit ihm noch vielen Zweifeln unterworfen zu seyn. Hr. Spalding hat es aber auch nur als eine Hypothese vorgetragen, und so viel Selbstverläugnung gehabt, sie in der zweyten Ausgabe aus seinem Buche herauszunehmen. Diese theoretische Frage ist mehr philosophisch als theologisch, und verdient eine ruhige Untersuchung und keinen bittern Streit. — Wenn Hr. Spalding vom Werth der Gefühle im Christenthum handeln wollte, wie es der Titel seines Buches verspricht, so mußte er von den Empfindungen des Glaubens mehr sagen. Empfangene Begnadigung bringt allein, wie der Verf. S. 108 sagt, (dauerhafte) Liebe zur Tugend hervor, und das Bestreben zur Wiederherstellung der innern Ordnung und Rechtschaffenheit ist eine Frucht der Dankbarkeit, der Freude und des Widerwillens gegen die Sünde, die aus dem Glauben an Christum entstehn. Ueber dieses mächtige Triebwerk zur christlichen Tugend hätten wir gern Hr. Spaldings Gedanken gelesen. Aber wir sind so unbillig nicht aus seinem Stillschweigen zu schließen, daß er sie läugne. Denn

wenn er bloß den Zweck hatte, der aus dem Inhalt seines Buchs zu Tage liegt, die Kennzeichen auszufinden, daran der Mensch von seiner Bekehrung gewiß seyn könne, so mußte er bloß bey den Früchten dieser Empfindungen, d. i. bey der Heiligung des Lebens, die sich im Menschen deutlich und merklich unterscheidet, und darauf Paulus Ephes. 4, 20-32. verweiset, stehen bleiben. Denn giebt es nicht auch falsche Beruhigungen der Sicherheit in Jesu Christo? Hört die Lebhaftigkeit einer solchen Empfindung nicht bald auf? Hat man nicht Exempel, daß Menschen nach S. 115 zu dieser Beruhigung, um selbstgemachter Zweifel willen, nicht gelangen können? Müssen da nicht die Früchte mit zu Hülfe genommen werden, wenn der Mensch von sich selbst recht gewiß werden soll, daß er bekehrt sey und im Gnadenstande stehe? Denn das ist eine ganz andere Frage, wenn Gott ihn für bekehrt halte, und selig spreche. Der Verf. muß selbst immer dahin kommen, denn sagt er nicht S. 162? wenn die Empfindungen aus Gottes Wort den Zweck haben, den Menschen durch Tugend fromm zu machen; wenn er sonst S. 163 auf dem Wege des Lebens wandelt; wenn er sonst S. 166 in wahrer Demuth dem Sinn des Evangelii gemäß zu handeln scheint; wenn er mit den Beobachtungen seiner Gefühle S. 167 die Bemerkung der übrigen Verbesserung verbindet, u. s. w. so kann man ihm die Göttlichkeit seiner Empfindungen nicht absprechen. Gut! Eben das glaubt Hr. Spalding auch. — Noch wünschten wir mit dem Verf. daß Hr. Spalding von den Empfindungen der Hofnung und des

freudi-

freudigen Vertrauens auf die von Gott verheissene Seligkeit, und von der Glückseligkeit, die der Mensch daher fühlt, und die ihn allein zu den großen Tugenden des Christenthums standhaft und stark machen kann, etwas gesagt hätte. Denn diese haben wirklich einen hohen Werth, und sind zum anhaltenden Eifer in der Heiligung, und zu muthiger Ueberwindung der uns treffenden Versuchungen und Anfechtungen von großen und unentbehrlichen Gewicht. Dies war das ich weiß, an wen ich glaube, eines heil. Paulus. Unser Verf. hat Recht, auf diese zwiefachen Empfindungen des Glaubens zu dringen; sie sind die Grundlage, darauf die ganze Moral der Christen erbauet; das Triebwerk, wodurch das thätige Christenthum in uns bewirkt werden soll.

Dies war der Punkt, den der Verf. wider seinen Gegner ausführen sollte und konnte, darauf er aber nur zufälliger Weise kömmt, und sich hingegen auf solche Dinge einläst, darin er selbst hin und her wankt, und unbestimmt wird, weil man nicht bestimmt davon reden kann; oder wo er mit einem blossen Schatten ficht, den er sich selbst erschaffen hat. Will man von seiner unbestimmten Denkungsart Exempel haben, so sehe man S. 54. f. wo er bestimmen will, wenn Angst und Freude göttliche Empfindungen sind, und S. 60. damit endiget, daß wenn auch einige dieser Empfindungen natürlich wären, so gewinne und verliere der Christ nichts dabey; weil alle geistliche Gefühle nicht von langer Dauer wären, und der Mensch sich unmöglich darin

beruhigen könne, sondern sich nach andern Kennzeichen des Christenthums umsehen müsse. S. 65. redet er von einer gewissen Erfahrung der Gemeinschaft mit Gott; er sagt uns aber nicht worinn sie bestehe. — Nachdem er im folgenden viel darüber gestritten, daß die Angst und Freude, die durch Gottes Wort in dem Menschen erweckt wird, eine göttliche Empfindung sey, schließt er S. 78. 79. damit, daß er sagt: »jeder vernünftiger Christ wird sich gewiß nichts daraus machen, wenn man seine meiste Empfindungen ihm verdächtig macht.» Warum macht sich denn der V. so viel daraus? »Er wird geneigt seyn, jede Empfindung, von der er nur dies eine Kennzeichen angeben kann: sie ist gut, sie ist nicht sündlich — dem Herrn zuzuschreiben. — Das ist nichts Unvernünftiges. Und gesetzt, ich schreibe Gott zu viel zu, so wird er meine Demuth ansehen, u. s. w.» — Die Gesinnung ist ganz andächtig und löblich; aber hat denn der Verf. vergessen, daß er bestimmen und beweisen wollte, welche Empfindungen göttlich wären oder nicht?

Wer die heilige Schrift als Gottes Wort verehret, der wird es auch dem Zeugnisse Gottes glauben, daß der heilige Geist bey dem Gebrauch dieses Worts auf die Seele des Menschen wirke; wir glauben diese Wirkung, das Wort Gottes mag nun unmittelbar oder auch nur mittelbar gebraucht werden. Daß wir aber solche Wirkung fühlen, und durch die Empfindung unterscheiden können, darüber haben wir keine Anleitung, keine festgesetzte Kennzeichen in der heiligen Schrift; und wenn sie uns diese

nicht

nicht giebt, so ist es sehr mißlich, es auf den Ausspruch eines Menschen über das Unterscheidende seines Gefühls ankommen zu lassen, weil das Christenthum dadurch jeder verworrenen Ausbildung eines jeden gutherzigen Schwärmers bloßgestellt wird. Wir halten es zwar für wahrscheinlich, daß die Apostel und ersten Christen die Einwirkung des Geistes Gottes aus den ausserordentlichen Veränderungen ihrer Seele durchs Bewustseyn haben unterscheiden können; ob wir aber jezt noch solche ausserordentliche Veränderungen in dem Werke der Bekehrung an uns erfahren, wird schwerer auszumachen seyn; wenigstens ist es kein allgemeiner Satz. Das Zeugniß Gottes ist uns auch hinlänglich zu unserm Trost, zu unsrer Beruhigung und zu unsrer Gewißheit, daß alles, was durch den Gebrauch seines Worts in uns entsteht, eine Wirkung des heiligen Geistes, und also eine Wirkung von Gott sey. Jede daraus entstandene Regung ist also sein Werk; allein ob diese Regungen auch hinlänglich sind zu meiner Seligkeit, das kann ich nach dem vielfältigen Zeugnisse eben dieses heiligen Geistes in der Schrift nur alsdenn ganz zuverläßig erkennen, wenn sie die herrschenden gottseligen Gesinnungen hervorgebracht haben, welche keine Herrschaft entgegengesetzter Neigungen mehr verstatten, Röm. 8, 13. Eph. 4, 22. u. f. Gal. 5, 16. 24. — Auf was für Art und Weise sich endlich die Wirkung des heil. Geistes äussere, ob er durch das Wort bloß moralisch wirke, oder nebst dem Worte auf eine uns unbegreifliche physische Art geschäftig sey, oder durch die mannigfaltigen Wege der

Vorsehung unser Herz bereite und erweiche, daß sein Wort einmal kräftigere Wirkungen thun kann, als zu einer andern Zeit; das sind theoretische Fragen, die die Schrift nicht entschieden zu haben scheint, deren Entscheidung zur Gewisheit der Seligkeit nicht nöthig ist, und die man, ohne viel Geräusch darüber zu machen, denen zu untersuchen überlassen kann, die gern über die Lehren des Christenthums philosophiren mögen.

Noch eins können wir nicht unangemerkt lassen. S. 6. u. f. mißhandelt der V. des Herrn Spaldings Bescheidenheit, keine gewisse Parthey, mit welcher er es zu thun hat, zu nennen, auf eine unartige Weise. Wir müssen ihm also diese Bescheidenheit aufklären, und ihm zugleich die Parthey, die er verkennen will, kenntlicher machen. Im vorigen Jahrhundert, da der Geist des Streiteifers fast die ganze protestantische Kirche eingenommen hatte, und die Gottseligkeit beynahe darüber vergessen ward, traten redliche Männer auf, welche es einsahen, daß die Religion nicht bloß für den Kopf, sondern vornämlich für das Herz gegeben sey. Sie fiengen an, mit desto größerm Eifer auf die gottseligen Empfindungen des Christenthums zu treiben, je mehr dieselben bis dahin aus den Augen gesetzt worden. Es geschahe mit großem Beyfall, denn der Mensch empfand nun das reelle der Religion. Natürlicher Weise geriethen sie mit denen, die das Zanken zur Hauptsache machten, in Streit; und die Hitze des Streits, der Mangel hinlänglicher exegetischer Einsicht, die Schwierigkeit, sich über Empfindungen deutlich und

bestimmt

bestimmt auszudrücken, und die Realität dessen, was sie doch wirklich bey sich empfanden, verursachten, daß sie ihre Lehrart übertrieben, alle Erkänntniß, welche nicht von denen Empfindungen, die sie bezeichneten, begleitet wurde, todt, heydnisch u. s. w. nannten; das Göttliche und Natürliche vermischten; alles, was nur Empfindung war, priesen; und auf eine unbestimmte Weise einen gewissen Gang von Empfindungen zur Bekehrung und zur Seligkeit für nothwendig zu halten schienen. Andere redliche Männer folgten ihrer Bahn, und besserten theils, theils verdurben sie; je nachdem mehr oder weniger Licht in ihrem Kopf war. Der große Haufe, der hier was reelles zu finden meynte und zum Theil auch wirklich fand, folgte nach; die Unwissenheit erlernte mit leichter Mühe die Sprache dieses Systems, und verbarg sich hinter den voll Bedeutung scheinenden Worten, und schalt aus Einfalt, aus Partheyeifer und Dünkel auf alle, die sich bemüheten, das Licht von der Finsterniß zu scheiden. Die Heucheley ergrif dieses bequeme Mittel, Beyfall zu erlangen, und über andere zu herrschen: und der gemeine Mann, der die Gabe der Unterscheidung in Sachen des Gefühls am wenigsten besitzt, ließ sich durch die Stärke der ersten Eindrücke, die diese Methode natürlicher Weise machen mußte, hinreissen; zu glauben, daß er das einzige Nothwendige zur Seligkeit nun gefunden habe. Aus allen diesen Ursachen wurde es ein herrschender Ton in der Kirche. Sollte es denn nun nicht wichtig seyn, die Richtigkeit oder Sicherheit oder Allgemeinheit solcher Methode zu prüfen, da sie

von vielen redlichen Männern, aber auch von noch mehrern Heuchlern und Unwissenden, als die einzige heilsame angepriesen wird? Und schickte es sich nicht, dieses mit Bescheidenheit, Anstand und kaltem Blute zu thun? Und wen sollte Herr Spalding nun nennen? den redlichen Mann? oder den Heuchler? In beyden Fällen hätte er von seiner Materie nur eingeschränkt geredet. Die Sache war ihm auch allein wichtig, nicht die Personen. Oder sollte er einen Ketzernamen für sie aussuchen? Daß er das nicht gethan hat, können ihm nur solche Personen verargen, die einen unedlen Kitzel darüber empfinden, wenn sie mit Recht oder Unrecht, das thut nichts; — mit Socinianern und Pelagianern um sich werfen können.

B.

XI.

De iudicio camerali hodierno eiusque conditione, iudice, praesidibus, cancellaria obseruationes variae, curante *Henr. Christian. Bar. de Senckenberg* Consiliar. Caesar. in consil. imp. aulic. Vindob. typis Io. Thom. de Trattnern, in octav. 13 plag.

Die Schriften des berühmten Herrn Verf. haben große Vorzüge, die sie unterschieden, beliebt und brauchbar machen. Sie gehen in die entfernte Geschichte zurück und klären dunkle Stellen des finstern Alterthums deutlich auf. Sie liefern zugleich wichtige Anmerkungen, von denen die Rechtsgelehrsamkeit

samkeit ansehnliche Vortheile zieht. Wir nehmen das Geschenke, welches der Herr V. mit dieser Schrift macher, dankbar an, und gestehen, daß sie eben so lehrreich als angenehm sey. Um unsere Leser hiervon zu überzeugen, so wollen wir ihnen das Vorzügliche hier mittheilen. Die Könige haben bereits unter den Carolingern, bey denen Gerichten den Vorsitz gehabt, welches wir zwar gerne zugeben, jedoch auch von denen ältern Zeiten der Merovinger mit Zuverläßigkeit behaupten können, wie solches aus der Formul des Marculfs beym Baluzio T. II. p. 388. deutlich erhellet. Man sieht noch heut zu Tage Spuren dieser alten Gewohnheit, da die Könige von Frankreich an einem gewissen Tage wöchentlich die Bittschriften in Person annehmen. S. 13. die folgenden Zeiten erhielten dieses rühmliche Herkommen, und Kayser Friedrich der Zweyte versprach jeden Monat viermal in Person denen Gerichten beyzuwohnen. S. 14. Die Geschäfte mehrten sich, und die Kayser machten weitläuftige Reisen. Sie trugen daher ihre Stelle denen Vornehmen des Hofes, oder gewissen Gesandten und Richtern (maioribus domus, missis regiis) auf. Es wurde alles in der Königl. Kanzeley ausgefertiget, so wie noch jezt die Reichsgerichte im Namen des Kayfers ausfertigen, und die ertheilten Sprüche wurden Hofgerichts-Urthel (sententiae palatinae) genennet. S. 15. 16. Gedachter Kayser Friedrich bestellte zuerst einen Hofrichter und gab ihm Beysitzer auf die Art, wie er selbige in Italien und Sicilien gesetzet hatte. S. 17. 18. Der Hofrichter muste vom Herrenstande

ſtande ſeyn, obſchon bisweilen auch Ritter dieſe Stelle aus beſonderer Erlaubniß bekleidet, und ſtund ſeinem Amte ein ganzes Jahr vor. Der Herr von Senkenberg ſtellet die älteſten Präſidenten des Hofgerichts hier vor, einen Albert von Roſewach und Adolf Grafen von Waldeck, welche dieſe Stelle zwiſchen dem Jahr 1235 : 1255. verwaltet haben. Daß der leztere ohne Grund Kammerrichter von einigen genennet worden; ſolches wird hier S. 22. 24. eben ſo wohl als in denen beygefügten Zuſätzen S. 203. folgenden, deutlich erwieſen. Die erſte Erwähnung des Kammergerichtes kommt erſtlich unter dem Kayſer Sigismund 1415 : 1420. vor. Der Herr V. muthmaßet, es ſey vielleicht dieſes ein Privatgerichte geweſen, worinnen jedoch zugleich Reichsſachen entſchieden worden. Dieſe Muthmaſſung wird dadurch wahrſcheinlich, daß man in den folgenden Zeiten nichts mehr von dem Kammergerichte findet. S. 26. Der Zweifel, als ob dieſes eine Verwirrung der Gerichtsbarkeit, ja ſelbſt der Geſchäfte verurſachet, läßt ſich balde heben, wenn man erwäget, daß große Fürſten und mächtige Stände ihre Streitigkeiten öfters der Entſcheidung fremder Richter, deren Einſicht und Redlichkeit ſie ſchätzten, überlaſſen haben. Der Urſprung des Kammergerichts wird vom K. Friedrich dem dritten hergeleitet, und aus verſchiedenen Urkunden erwieſen, daß es in dem Jahre 1441. zu Frankfurt, Nürnberg und anderwärts gehalten worden. S. 27 : 32. Hiedurch wurde das Hofgericht nicht aufgehoben, zumal da dieſes beſtändig, jenes aber nur zu gewiſſen

Zeiten

Zeiten offen stunde. S. 34. Das Jahr 1451. hat beyde Gerichte vereiniget, wie denn die Stadt Mühlhausen in dem Jahr 1452. von dem westphälischen Richter an das Hofgericht oder die Kammer appeliret hat. S. 40. Das Kammergericht hatte alte Gebräuche und Rechte, davon sich deutliche Spuren in einer alten Gerichtsordnung von 1495. finden. Jedoch hat K. Carl der fünfte vieles geändert, sechs Beysitzer zu denen vorigen gesetzet und verordnet, daß zweye von dem Grafen- oder Herrenstande seyn sollen, deren einer die Stelle des abwesenden Präsidenten versehen könnte. Der Herr v. Senkenberg handelt von diesen neuen Anordnungen ausführlich und gründlich. Er lehret die Pflichten des Präsidenten und zeiget die Verbindlichkeiten, welche dem Amtsverweser des Kammerrichters obliegen, von S. 42-46. auf eine geschickte und lehrreiche Art. Es folgen von S. 57-203. verschiedene, zum Theil auch ungedruckte Urkunden, wodurch die ganze Schrift bestärket und erläutert wird. Sie sind größtentheils vom K. Friedrich dem dritten in den Jahren 1441-1479. ausgestellet und enthalten viel brauchbares. Die beygefügten Siegel werden den Freunden der alten Geschichte gleichfalls angenehm seyn. Die Abhandlung, welche der Herr V. S. 24. von dem Hofgerichte versprochen, wird von allen Kennern mit Ungedult erwartet werden.

Q.

XII.

Nosocomii Civici parmanniani annus medicus tertius, siue obseruationum circa morbos acutos et chronicos ab *Henrico Josepho Collin* medico viennensi et eiusdem Nosocomii Physico factarum. Pars prima. Vindobonae. Typis Joannis Thomae de Trattner. MDCCLXIV. plag. 19. in octav. maj.

Das Schicksal der Arzneymittel und Kleidertrachten wird immer einerley bleiben, die alten kommen ausser der Mode, da ein jedweder begierig nach den neuen greift, ohne zu überlegen, ob sie sich für ihn schicken. Genug, alles, was die Empfehlung des Neuen hat, hat auch zugleich Anstand, Nutzen und Vorzüge. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß sich neue Entdeckungen oft auf die edle Bemühung nützlich zu seyn gründen. Allein wie oft nimmt nicht auch ein kleiner Eigennutz Antheil daran? Und wie oft zeigt der davon gemachte Gebrauch, Spuren des Eigensinnes und gewisser Vorurtheile. Die weitere Anwendung dieses Gedankens bleibt uns vorbehalten. Verlangt man aber eine nähere Erklärung, so sind wir bereit, denselben für einen überflüßigen und zufälligen auszugeben. Ein aus Furcht verlassenes und dem Gebrauche abgestorbenes Mittel erhielt vor einigen Jahren durch Herrn Störcks Bemühungen, ein neues Leben und neue Kräfte, und fieng an sich wegen der langen Vergessenheit an den stärksten Krankheiten zu rächen. Durch einen allgemeinen Beyfall aufgemuntert, vereinigte und verdoppelte es

bey

bey jedem Angrif seine Kräfte, nichts war ihm so unwiderstehlich und so unüberwindlich, das es nicht besiegte. Der Krebs und die schlimmsten äusserlichen Zufälle unterwarfen sich und erkannten eine stärkere Gewalt. Herr Collin war einer von denjenigen Freunden des Herrn Störcks, der dem Schierlinge allen Vorschub that und ihm seine gefährlichsten Kranken anvertraute. Der gute Ausgang machte Herrn Collin zufrieden, daß er Ursache zu haben glaubt, gegen die geleistete Hülfe des Schierlings erkenntlich zu seyn, und diese öffentlich zu rühmen. Er vereinigte alle die verschiedenen Zufälle, in welchen dieses Mittel wirksam gewesen war, und gab sie zu einer allgemeinen Aufmunterung im Druck heraus.

Die Ordnung dieser angeführten Zufälle, ist von uns geändert worden, und zwar folgendermassen, daß der hauptsächlichste den Anfang macht, fünf ebenfalls merkwürdige auf diesen folgen, und die andern in einer genauern Verbindung beschließen. Wir werden uns dabey so wenig als möglich ist aufhalten.

Bey einer Frau die verschiedene Knoten am Halse, und eine Verhärtung oben am Kopfe hatte, war die Wirkung des Schierlings sonderbar. Die Knoten gaben sich bald, die Verhärtung that länger Widerstand; eine Oefnung zeigte die duram matrem, die nahe Haut schwoll bis gegen das Auge an, der Rand verzehrte sich um die Oefnung herum, und ein starkes Fieber begleitete alle diese Umstände. Nebst andern Mitteln that sich der cortex peruuianus hervor, und die Patientinn erhielt ihre vorige Gesundheit, ausser daß am Kopfe eine schmerzhafte Geschwulst zurück blieb.

blieb. Deswegen ließ man den Schierling nochmals gebrauchen, einige Blätter des Knochen lösten sich ab, die Aufschwellung aber des innern Theils des Schadens bezwang das Kalkwasser nebst dem Schierlingspflaster. Unter den fünf andern Fällen, beziehen sich 3. auf krebsartige Schäden der Brüste, der 4te auf einen gefährlichen Schaden der glandulae thyreoideae, bey welchen allen zugleich mit der cortex peruuianus wirksam gewesen ist. Der 5te zeigt die Kraft des Schierlings in Zertheilung einer Geschwulst in der Seite. Die übrigen vom Schierlinge bezwungnen äusserlichen Schäden bestehen in Knoten, krebsartigen Schäden der Brüste, des Halses, Gesichts, Unterleibes, Scroti, des Schienbeines und anderer Theile. Mit diesen Erfahrungen sind verschiedne nützliche Anmerkungen verbunden. So ist der Schierling bey der Gegenwart eines starken Fiebers schädlich. Die Zeichen der erfolgenden Wirkung sind, Schmerzen und Empfindung des angegriffnen Theiles; bey nicht ganz alten Knoten hat die Zertheilung Platz, und alsdann müssen Laxiermittel zugleich gegeben werden. Durch den Gebrauch des Schierlings, erfolgt bey der freyern Bewegung des Blutes die Auflösung stockender Säfte. Es sollen auch die schlimmsten Folgen der Liebeskrankheiten die Kräfte dieses Mittels erkennen. Wir lassen diesen Erfahrungen ihren vollkommenen Werth, da sie aber auch zugleich den Vorzug haben, daß sie von allen Vorurtheilen frey sind, so erhalten wir auch einiges Recht uns dabey ohne Vorurtheil ein wenig aufzuhalten. Wenn wir alle Seiten eines

Gegen-

Gegenstandes übersehen, so verweilen wir bey einigen oft etwas länger, als ein anderer, oder wir eilen zu geschwind bey denjenigen vorbey, welche, die geduldige Aufmerksamkeit eines beobachtenden Auges, länger zurückgehalten haben. Laufen wir auch alsdenn Gefahr uns bey dem minder wichtigen aufzuhalten, so ist doch ein kleiner Irrthum in Verbindung mit dem Wahren weniger schädlich, er wird von Scharfsichtigen erkannt und macht aufmerksam. Folgendes hat uns einiger Betrachtung würdig geschienen. 1) Sollte man nicht dem Schierling weniger zuschreiben, wenn die angeführten Erfahrungen zeigen, daß er oft nicht geholfen, und zuweilen schädliche Folgen, als Blutspeyen, verursacht hat. 2) Muß man nicht auf die Gedanken kommen, daß die Befreyung von den gefährlichsten angeführten Fällen zum Theil dem Cortici Peruuiano zugeschrieben werden könne, da dessen Gebrauch die Heftigkeit der Krankheit gelindert und eine gute Eyterung gewirkt hat? 3) Kann man wohl den Gedanken unterdrücken, daß der Cortex peruuianus den von der cicuta zugefügten Schaden verbessert hat, oder daß man sich auch von andern auflösenden Mitteln in Verbindung mit dieser Rinde eine gleiche Wirkung hätte versprechen können?

E.

XIII.

Friedrich Adolf Sorgens Allerley über das mittlere Zeitalter des deutschen Reichs. Mit Vorrede, Anmerkungen und einigen ungedruckten Beylagen. Frankfurt am Mayn, in der Andräischen Buchhandlung 1765. Groß 8. 12 Bogen.

Eine Schrift, die ihren Namen mit der That verdient, ein wahrer Mischmasch, wie man ihn etwa zum Anfang eines Collectaneenbuchs aus flüchtiger Durchgehung etlicher Disputationsbände und nachgeschriebenen Collegien zusammen tragen könnte. Dies Allerley begreift weniger nicht als 42 Rubriquen: Von Michstägen, Landtägen, den Freyheiten der deutschen Kirche, dem Verhältniß der Päbste gegen das deutsche Reich, von der Hierarchie, von gottesdienstlichen Gebräuchen, Erwählung der Geistlichen, von Landgrafen, Landvögten, dem Münzwesen, den Kaiserlichen Domainen und Reservaten, den Reichsvicarien, dem Lehnwesen, dem Adel, den Städten, der Kriegsverfassung, Siegeln, Titulaturen, Dörfern, Waldungen, dem Handel, den Juden, dem Policeywesen und wornach man sonst von deutschen Reichs- und Staatssachen zu fragen Lust bekommen möchte, alles auf 11 Bogen in beliebter Kürze zusammen gezogen, mit einer recht Autormäßigen Vorrede und sehr unnöthigem Register versehen. Der Verfasser war Registrator bey der Gräfl. Solmsischen Canzley zu Rödelheim und die ganze Arbeit ist just gerathen, wie man sie bey einer Regi-

Registratur verlangen kann, ohngefähr so, wie bey manchen Commißionshandlungen, wo man die Muster der Waaren vorzeigt, die Stücke selbst aber erst nach Belieben der Käufer bestellt.

Unter den Anmerkungen finden sich freylich ein und andere gute — und die Beylagen enthalten von den Reichsstädten Heilbronn, Friedberg und Nürnberg einige deren besondere Verfassung erläuternde, im Grund aber auch unbedeutende, Nachrichten; das meiste sind aber allgemeine, bekannte und von andern längst vollständig ausgeführte Dinge. Man dürfte nur den Allegatenreichen Pfeffinger plündern, so könnte man zwölf Körbe voll Allerley zusammen bringen. Der Verfasser weis noch nicht die ersten Grundsätze unserer Verfassung, daher ist er in seinen Begriffen und Beschreibungen unbestimmt, zweydeutig und ungewiß, manches kommt ihm sehr neu und selten vor, das alt und gewöhnlich ist, und seine wirkliche Entdeckungen gehen entweder auf unfruchtbare Kleinigkeiten, oder erhalten eine falsche Anwendung. Er allegirt just so, wie ein Student seinen Lipenium aus den Leipziger Meßcatalogen ergänzen würde und lächerlicher Weise führt er eine Menge Schriften an, mit dem Zusatz, daß er solche nicht gesehen und daher auch sein Urtheil nicht davon sagen könne. Seine Beurtheilungen unserer verdientesten Geschichtschreiber und Staatsrechtslehrer fallen ins unerträgliche, von Schmaußen heißts: Es fehlte ihm an Einsichten nicht; von Köhlern wird getadelt, daß er kein Rechtsgelehrter gewesen; Schilter scheint ihm schlecht, Buder mager, Senkenberg hat manch

artiges. (Corneille à mon avis eſt joli quelque fois.)

Einige Proben von des Verf. des Allerley Wiſſenſchaft und Schreibart: Er ſetzt nirgends den terminum à quo und ad quem des mittlern Zeitalters, das Gewirre ſeiner Anmerkungen wird daher unausſtehlich. Bald iſt er bey Carl dem Großen und die Zeile hernach ſchon im 16ten Jahrhundert. Von den Landtägen meldet er: Die Churſächſiſche Landſtände hätten ſich zeitig von dem alten Eifer zur Freyheit ableiten — und der Hofparthie das Uebergewicht gelaſſen. Von dem Verhältniß der Päbſte gegen das deutſche Reich führt er die deutlichſten Zeugniſſe der Geſchichte an: Die Deutſchen hätten ihren Königen in der Perſon der Päbſte frühzeitig ein zweytes Oberhaupt in weltlichen Sachen an die Seite geſetzt; die Päbſte hätten zuweilen die Freyheit und Verfaſſung der Reichsſtände aufrecht erhalten. Von den Klöſtern meldet er: Sie ſeyn ihrer erſten Stiftung nach zu Zuchthäuſern beſtimmt geweſen, mithin dem gemeinen Weſen ſehr nützlich. Die Schutz- und Schirmvögte der Städte und Stifter nennt er Blutigel und reiſſende Wölfe, und daß die Reichsſtände die Vogteyen als eine reizende Gelegenheit benutzt hätten, ihre Landeshoheit auszubreiten. Den Hauptgrundſatz aller europäiſchen Münzverfaſſungen, die Verhältniß zwiſchen Gold und Silber, nennt er ein Hirngeſpenſt. Die in 16 Zeilen zuſammengeknüpfte Lehre von den Kayſerlichen Reſervaten ſchließt ſich: Kurz, der Kayſer konnte vieles thun und vieles verhindern. Die

Reichs-

Reichsvicarien sollen darum angestellt worden seyn, um dem künftigen Oberhaupte vorzuarbeiten, damit es nach geschehener Wahl in dem alten Gleiße fortfahren könne. Nur noch eins; von den Sitten der mittlern Zeit heißt es: „Die Sitten überhaupt waren roh und die Belustigungen der Großen witzloß: Kein Racine, Volkaire, Haller, Hagedorn, Kleist, Gellert, Weltweise in Sanssouci, Lichtwer, v. Werner, Schütze, bezauberten die Leser mit ihren Gedichten, obgleich alles von Dichtern wimmelte. Man mißkennte die ächte Nahrung für den Geist, und suchte mehr den Leib durch Rennen, Stechen mit Lanzen, Tanzen mit Fackeln, Schwelgen ꝛc. zu stärken.“ Die alten Deutschen erlaubten den Jünglingen nur erst in gewissen Jahren Wein zu trinken, sollte man nicht von Reichspolicey wegen verhindern, daß manche Leute sich an keine Gegenstände machen, wozu ihnen Känntniß, Erfahrung und Hülfsmittel ermangeln; wohin würde es in Deutschland noch kommen, wann jeder Registrator den Montesquieu machen wollte.

S.

XIV.

Ge. Fried. Meiers Beurtheilung der Betrachtungen des Herrn Marquis von Argens über den Kayser Julian. Halle bey Hemmerde 1764. 7 Bogen in 8.

Nach dem Verleger zu schließen, dürfte vielleicht dieser Herr Georg Friedrich Meier, der Herr Professor dieses Namens, in Halle seyn. Doch können wir es wegen einer großen Anzahl derer, die diesen Namen führen, nicht mit vollkommener Gewißheit sagen, weil das Amt des V. nicht hinzugesetzt ist. Eine scheinbare Bescheidenheit, die bey manchen Autoren ein feinerer Hochmuth heissen kann, als wenn manche andere die Hälfte ihres Tittelblatts mit Namen von nichtsbedeutenden deutschen Gesellschaften anfüllen.

Unsre Leser sollen hier den Auszug aus der Brochure finden; dazwischen hier und dar eine Anmerkung des Recensenten, und am Ende einige seiner Betrachtungen über eben denselben Gegenstand. Des Marquis Zweck ist, wie man uns sagt, vornehmlich dieser, durch seine Betrachtungen zu erweisen, daß Julian, seines Abfalls ohnerachtet, als ein Muster eines tugendhaften Prinzen könne angepriesen werden. Herr Meier zeigt ganz gründlich, daß die spekulativen Grundsätze eines Menschen, besonders in Absicht auf die Religion, nur selten mit seinem moralischen Charakter einen Zusammenhang haben; ja daß sogar Disparate einander erzeugen können, woferne ja eines zuweilen aus dem andern

entstün-

entstünde. (So könnte z. E. jemand aus bloßer Rachgier die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen annehmen, so wie sie mancher aus weichem Herzen verwirft. Man hört in unsern Zeiten ofte sagen: »Die Zweifel kommen aus dem Herzen,« und damit glaubt man auch, sie widerlegt zu haben. Aber, was will man damit? alle Zweifel über gewisse praktische Wahrheiten müssen aus dem Herzen kommen; das heißt: wenn ein Gesetz die Verläugnung eines sinnlichen und wahren Gutes heischet, damit ein höheres und entfernteres erhalten werde: so muß nothwendig das Gefühl von der Zuträglichkeit jenes erstern Gutes einen Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Gesetzes veranlassen. Laßt einen Götzenpriester der Mutter eines Säuglinges befehlen, dem glühenden Moloch diesen in die Arme zu geben, weil es Moloch befehle: woher muß der erste Zweifel der Mutter, wenn sie noch so glücklich ist, um zweifeln zu können, woher muß ihr erster und stärkster Zweifel kommen? — aus dem Herzen unstreitig. Ist er deswegen verwerflich? Laß die es bejahen, die jeden Zweifel aus dem Herzen brandmarken. Also nicht der Ursprung des Zweifels, sondern seine Richtigkeit muß über seine Güte oder Verwerflichkeit entscheiden.)

Die Auflösung zwoer Fragen, sagt der Marquis, wird die ganze Untersuchung über Julianen erschöpfen. Die eine Frage ist: Ob Julian durch seinen Abfall gegen Tugend und Redlichkeit gesündiget; die andre: Ob er ohne Heucheley sich eine Zeitlang als einen Anhänger des Christenthums, das er doch im

Herzen nicht mehr gewesen, habe stellen können? Herr Meier hält auch dafür, daß diese Fragen alles nöthige in sich fassen; und sezt sich von dar an in die Stellung eines Gegners. (Uns scheinen diese Fragen weder fruchtbar genug, noch von dem wahren Gesichtspunkte hergenommen: der Beweis hierzu soll sich unten finden.)

Nachdem einige Paragraphen ziemlich unnöthig mit dem aus einandergedehnten Satze angefüllet worden, daß es besser sey einem irrenden Gewissen zu folgen, als gegen dasselbe zu handeln; so verwandelt Herr Meier die erste Frage des Marquis in die folgende: ob nämlich Julians Irrthum für ihn vermeidlich gewesen? Sie wird mit einem wahren philosophischen Geiste beantwortet, und der Ausspruch gethan, daß hierinn bis zu einer völligen Gewißheit nichts könne entschieden werden. (Herr M. würde uns durch eine weitere Ausführung dieser Materie einen Gefallen erwiesen haben. Sie ist lehrreicher, als die andre vom irrenden Gewissen, welche in jeder Moral steht. Aber untersuchen, auf wie vielerley und auf wie starke Art dem Menschen eine unmerkliche Neigung zu einem Irrthum könne beygebracht werden, die sodann, ebenfalls unvermerkt, verhärtet, und endlich jeden gegenseitigen Eindruck der Wahrheit vergeblich und unempfindbar macht: dies ist noch nicht, so viel uns bekannt ist, ausführlich genug geschehen.)

Herr Meier sucht es also bloß wahrscheinlich zu machen, daß Julians Irrthum von demselben hätte können vermieden werden, und zwar aus dreyen

Grün-

Gründen, 1) weil er vorher in der christlichen Religion hinlänglich unterrichtet worden, (der Herr Hofprediger Cramer giebt sich in seiner Abhandlung über Julianen sehr viel Mühe, zu zeigen, daß er nicht eigentlich ein Abtrünniger heißen könne, weil er nie gründlich in der christlichen Religion unterrichtet gewesen. Sollte diese Abhandlung dem Hrn. M. unbekannt gewesen seyn)?

2) Weil er die Lehren der christlichen Religion verdreht, da es doch so leicht sey, von den vernünftigen Anhängern einer Religion ihre wahren Sätze zu lernen. (Uns kömmt dies auch leicht vor, wenn man nur erst weis, welches denn die vernünftige Anhänger einer Religion sind. Aber hier gehen eben die verwünschten Schwierigkeiten an. Jede Sekte will Ausschließungsweise die vernünftige seyn und heißen. Zu Julians Zeiten gab es Arianer, Semi-Arianer, Sabellianer, Macedonianer; die kleinste Zahl machten die Orthodoxen aus. Es ist kein Zweifel, daß damals die Arianer, als der stärkre Hause werden geschrien haben: wir sind die vernünftigen Anhänger des Christenthums; die andern sind gotteslästerliche Dummköpfe! kein Zweifel, daß in den Hamburger Zeitungen derselben Zeit, die Orthodoxen gewaltig werden seyn herunter gemacht worden. In unsern glücklichen orthodoxen Zeiten, kömmt es uns nur leicht vor, zu entscheiden, wer die vernünftigen Anhänger unsrer Religion, und welches also ihre wahren Sätze sind: aber damals war die Lage gerade umgekehrt. Daß man sich doch nie in die Lage der Zeiten, die man vor sich hat, setzen will; und immer

nur nach der urtheilet, worinn man sich selbst befindet!

3) Weil er offenbar von der christlichen Religion nach Vorurtheilen spricht. Denn er hat sich, wie bekannt ist, vermessen, ein Schelm zu seyn, woferne man einen geizigen Mann von Stande ausfündig machen könne, der unter den Regierungen des Tiberius und Claudius das Christenthum angenommen hätte. Nun, setzt Hr. Meier mit Recht hinzu, ist es ein elendes Vorurtheil, eine Wahrheit nach dem Stande ihrer Anhänger zu billigen oder zu verwerfen. (Uns deucht dieser Grund, wenn er vorne an gestellet wird, wie ein Hauptgegenbeweiß, ebenfalls sehr seichte; aber gegen kleine elende Sekten, gegen abentheuerliche Geschichten, die zuweilen unter dem schlechtesten Pöbel sich verbreiten, ist er, wenn ich so sagen darf, beym Nachhauen schon ofte mit Nutzen gebraucht worden).

Der Marquis hingegen hält Julians Verirrung für unvermeidlich, 1) weil ihm die Gnade gemangelt: (eine bekannte französische Larve, die Herr Meier, ich weis nicht, ob aus Höflichkeit, oder aus Unwissenheit nicht merken will, und sich deswegen sehr lange mit einer ganz-ernsthaften Widerlegung aufhält).

2) Weil es gleichsam das Schicksal der größten Geister sey, auch in die größten Irrthümer zu fallen, (welches kaum zwey Worte, um die Richtigkeit des Grundes zu zeigen, verdiente).

3) Weil ihm, der keine Gnade genoß, sondern sich nur seiner Vernunft bedienen mußte, bey einer ange-

angestellten Vergleichung die christliche Religion eben so voll von Ungereimtheiten, als die heydnische habe scheinen müssen. Der Marquis giebt eine kleine Probe einer solchen Vergleichung, die ihm aber sein Gegner Stück für Stück durchgeht und gründlich widerlegt. (Nur bey der Vorstellung von der Dreyeinigkeit, welche Hr. M. den einfältigen Christen will gegeben wissen, glauben wir den Geruch der Orthodoxie nicht bemerkt zu haben. Uns deucht immer, daß bey solchen Lehren, die kein Mensch mit voller Deutlichkeit begreift, und bey denen endlich mit vieler Mühe die schicklichsten Ausdrücke festgesetzt worden, gar keine Aenderung mehr in der Vorstellung, die man davon giebt, erlaubt sey. Denn sonst will sie jeder nach seiner Art faßlicher machen, und dann weis die Kirche zuletzt nicht mehr, woran sie ist).

Der Marquis rückt weiter: auch bloß nach der Erfahrung zu urtheilen, meynt er, müßte dem Julian die heydnische Religion vorzüglicher vor der christlichen geschienen haben. Herr Meier widerlegt ihn, wie billig. (Der Recensente weis nicht, was der Marquis bey der Abhandlung dieses Punktes gethan hat: er weis nur so viel, daß hier der Hauptsitz der ganzen Materie sey; und daß Herr Meier gerade da, wo er das beste hätte thun sollen, so viel als nichts gethan habe. Die Geschichte muß hier alleine helfen, und eine Philosophie, die die Geschichte aufklärt. Eine trockene Metaphysik kann nichts thun. Uebrigens hört damit gleichsam die Schrift des Hrn. M. auf. Denn das wenige, was noch folgt, trägt zur Hauptmaterie nichts bey).

Wie

Wie weit die Anmerkungen des Marquis noch gehen, kann ich nicht angeben, da ich sie nicht vor Augen habe. Hr. Meier hat bey der ganzen Widerlegung seinem Gegner mit dem größten Glimpfe begegnet. Dis ist lobenswürdig: aber er ist darüber in einen so ungeistigen Ton verfallen; die Schrift ist so matt; so sehr ohne Feuer; an manchen Orten so ausgedehnt; würde sich so gar nicht im Französischen lesen lassen; daß ich sie darüber tadeln muß. Der Marquis sowohl, als Hr. Meier, haben, wie ich schon angeführt, den eigentlichen Standort verfehlt, aus dem allein Julians Handlung, wenn man eine pragmatische Känntniß davon haben will, muß betrachtet werden. Der Marquis thut immer als ob Julian des Hrn. v. Voltairens Schriften gelesen, und Herr Meier, als ob der Abtrünnige bey dem sel. Baumgarten über die symbolischen Bücher gehört hätte. Keines von beyden! Medius tutissimus ibis, kann man bey den äußersten Urtheilen sagen, die man über den Bartvertheydiger fällen hört. In der Schule lehrt man uns ihn als ein Scheusaal verfluchen; in der großen Welt ihn als ein Muster verehren; der Priester findet an ihm das verruchteste Herz; der Hofmann den hellesten Verstand. Aus Eifer für die Religion hat man lächerliche Fabeln zu seinem Tode erdichtet: und aus Haß gegen die Religion hat man die klaren Aussprüche der Geschichte, welche oft zu seinem Nachtheile zeuget, verläugnen wollen. Und dieses alles warum? weil die Eiferer den Wahn bey sich haben aufkommen lassen, daß der Ehre und der Wahrheit der christl. Religion an Julians Abfall etwas gele-

gelegen sey. Diesen Wahn haben ihre heimlichen Feinde begierig ergriffen, und, um den erstern recht wehe zu thun, Julians Eigenschaften und Verstand über alles erhoben. Das erstere konnten sie aus der Geschichte beweisen und das letztere wollen sie daraus erzwingen, weil noch wenige daran gedacht hatten, wie sie es bestreiten könnten. Man hat auf der einen Seite schon so viel nachgegeben, daß nach und nach das abgeschmackte und unsinnige: *vicisti Galilaee*, aus den neuern Geschichtbüchern wegbleibt. Sollte es uns schwer fallen auch von der andern Seiten einen Sieg zu erhalten? Man lerne vor allen Dingen begreifen, daß weder Julians Anhänglichkeit an unsere Religion ihr Ehre, noch seine Abtrünnigkeit von derselben ihr Schande macht: daß unsre Ueberzeugung von ihrer Wahrheit gar nicht auf seiner Ueberzeugung beruhe, und daß ein Kayser mehr oder weniger unter den Christen, (weil der hohe Rang hier nichts zur Sache thut,) weder ein Beweisgrund werde, noch einen andern umstoße. Sind wir denn unserer Religion wegen bange, weil die Prinzen vom Kayserlichen Hause in China sie nicht annahmen? O die Gewalt des Nachbetens! wie unumschränkt beherrscht sie nicht die Schriftsteller! wenn also dies einmal wird festgesetzt seyn, daß unsere Religion bey Julians Denkungsart gar nicht interessirt ist: so werden wir weder mit Hrn. Meier behaupten, daß er sehr wohl in der christl. Lehre unterrichtet gewesen, noch mit Hrn. Cramer, daß seine Unterweisung nichts getauget. Mag das eine oder andre, wahr seyn, was liegt uns daran? Wir werden vielmehr mit Gelassenheit

heit den ganzen Vorfall als Geschichtskundige in seiner wahren Verbindung mit der Kette der übrigen Begebenheiten betrachten; als Weltweise die nächste und entferntere Ursachen dazu untersuchen, und als Richter über das politische und moralische Gute davon den Ausspruch thun.

Laßt uns mit der Geschichte anfangen; diese könnte sagen: Es hatte sich in dem Römischen Staate, dessen herrschender Gottesdienst eine gewisse Art der Vielgötterey war, eine neue Religion allmählich ausgebreitet, deren Anhänger sich nach ihrem Lehrer Christen nannten, weil sie ihn für den versprochenen Gesalbten ihres Gottes hielten, und die bey andern bald Juden hießen, weil sie vieles mit diesem Volke gemein hatten, bald Galiläer, weil ihr Haupt von dieser Provinz sich herschrieb. In einer Zeit von 300 Jahren hatte diese Religion, aller Verfolgungen ohnerachtet, sich einen fast so durchgängigen Beyfall und ein so gerechtes Ansehen verschaffet, daß endlich der Kayser Constantin sich für sie erklärte, und da er allenthalben siegreiche Waffen hatte, sie eben damit zur herrschenden machte. Alles, was zum Gottesdienste der Christen gehörte, bekam seine förmliche und feyerliche Einrichtung, und man suchte nicht nur die Vielgötterey, sondern auch, wie es nicht anders seyn konnte, die Vielgötter selbst zu unterdrücken. Allein, wie groß auch die Ueberlegenheit der Christen seyn mochte: so war sie es doch wohl eher nach der Macht ihrer Anhänger, als nach der Zahl derselben. Die zwo Religionen, die nun im Staate waren, lagen gegen einander zu Felde, und alles schien auf den Ausschlag

anzu-

anzukommen, welche das Glück haben würde, den Kayserlichen Thron fernerhin mit ihren Anhängern zu besetzen. Die Prinzen vom Geblüte waren zahlreich und Constantins Nachfolger bekannten sich alle zur Lehre des Heilandes der Welt. Unterdessen verlohren die Heyden noch nicht alle Hoffnung. Grausame Spaltungen thaten sich unter den Christen hervor. Sie veruneinigten sich darüber, was sie von ihrem Stifter glauben sollten. Die eine hielten ihn für den wahren Gott selbst; die andere für eine höchst vortrefliche Creatur, welche eben deswegen den Namen eines Sohnes Gottes vorzugsweise erhalten hätte. Im Grunde würde dieses den Heyden wenig geholfen haben, weil sie doch immer beyde Partheyen zu Gegnern hatten. Allein diese traurige Streitigkeiten wirkten auch Unruhen im Staate. Constantius, der einzige übriggebliebene Nachfolger seines Vaters, verwickelte sich darein; und versäumte die Regierung: mißtrauisch und folglich, weil er auch mächtig war, grausam wüthete er gegen seine Vettern! Gallus, der ältere, fiel als ein Opfer der Scheelsucht; der jüngere Julian schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, und der Hang seines Genies, wodurch er von jeder Unternehmung in Staatssachen abgeneigt schien, den Wissenschaften allein ergeben, rettete ihn im Anfang; bis in der Folge die Noth seinen Vetter zwang ihn zu verschonen. Auch dieser Prinz wurde in der christlichen Religion sorgfältig erzogen: allein, ganz unvermerkt bekamen die Vielgötter Hoffnung ihn für ihren Gottesdienst zu gewinnen. Sogenannte Philosophen schmeichelten sich mit der

Prah-

Prahlerey ihrer Geheimnisse bey ihm ein: seine eigene traurige Situation machte ihn gierig nach der versprochenen, obgleich gelogenen Känntniß der Zukunft; und die Zerrüttung des Staates, welche er vor sich sah, und die er zum Theil der neueingeführten Religion, zum Theil der nachläßigen Regierung zuschrieb, machte ihn begierig, die alte Religion — nicht wieder einzuführen: denn sie war noch unter vielen tausenden, — sondern sie wieder zur herrschenden zu machen. Im Herzen war er nun entschlossen, was er glauben wollte; von außen bekannte er sich noch zum Christenthum: da aber solche wichtige Veränderungen einmal selten ganz verschwiegen bleiben, hernach auch selten ohne Einfluß auf die Neigungen sind: so fieng er bald an die Christen zu hassen, und auch von ihnen gehaßt zu werden. Endlich eräugnete sich der Fall, daß er, allem kriegerischen Anscheine zu Trotz, doch ohne Schwerdtschlag den Kayserlichen Thron bestieg und sogleich erklärte er sich ohne Zurückhaltung für den Götzendienst, und that alles, was er konnte, um ihm wieder die Ueberlegenheit im römischen Reiche zu verschaffen. Denn der Plan seiner ganzen Politik hatte zum Augenmerk, das Kayserthum zum alten Flor zurück zu bringen: und dies konnte nicht anders, glaubte er, geschehen, als einmal, durch eine nachdrückliche Unternehmung gegen die Parther oder Perser, und hernach durch die Vertilgung des neueingeführten Gottesdienstes. Beydes griff er zugleich an, um einem durch das andre fortzuhelfen: doch ließ er den Feldzug gegen die Perser sein vornehmstes seyn, wohl wissend, daß der Ruhm

und

und das Ansehen, die ihm der gehoffte glückliche Ausgang verschaffen müßte, nothwendig auch seine Herrschaft über die Gemüther vermehren würden: denn alle Götzenfreunde hätten alsdann diesen glücklichen Ausgang der Frömmigkeit ihres Glaubensgenossen und der augenscheinlichen Hülfe ihrer Gottheiten zugeschrieben. Der wahre Gott vom Himmel sah darein, als es noch Zeit war, und wie vom Winde wurden alle Anschläge eines eiteln Geschöpfes, das seiner Vorsehung entgegen strebte, zerstäubet. Julians frühzeitiger Tod war die augenscheinlichste Rettung, die Gott jemals der christlichen Religion hatte wiederfahren lassen; denn, menschlichem Ansehen nach, würde Julian in einer Regierung von 40 Jahren mit seinen Entwürfen meistens zu Stande gekommen seyn. Es ist lächerlich, nur zu sagen, daß die Kirche während der anderthalbjährigen Regierung Julians schon geprüft worden und sich triumphierend gezeigt habe: denn in diesen anderthalb Jahren waren schon Bischöfe abgefallen! nun schließe man nach der Progreßion, welche die Meynungen der Menschen halten, von anderthalb auf vierzig!

Der Geschichtschreiber würde hier aufhören zu erzählen, um dagegen eine genauere Untersuchung der Ursachen zum Abfall Julians vorzunehmen. Denn da er die Veranlassungen dazu schon gezeigt hat: so darf er nur noch die übrigen Ursachen dazu ausforschen.— Es giebt noch immer ziemlich viel unrichtige Sätze, die man bey der Beurtheilung der Menschen zum Grunde legt. Einer darunter ist, daß Schwärmerey und Betrügerey wechselsweise einander aus-

schließen; doch die gehört hieher nicht. Ein andrer ist, daß ein großer Geist in allen Arten der Einsichten und Känntnisse groß seyn müsse; der seltsamste Einfall, der schon tausendmal durch die Geschichte widerlegt worden! Julian hatte Talente zum General, zum Regenten, vielleicht zum Schriftsteller, und bey dem allem war er der größesten Schwachheit ausgesetzt, die nur in der menschlichen Brust wohnen kann, der Schwachheit, aus jedem Vorfalle, der sich nur einigermaßen deuten ließ, eine Anzeige, von dem Ausgange seines Vorhabens zu schließen. Ein einziges Beyspiel mag genug seyn. Als er schon im Begriffe war, den ihm beygelegten Kaysernamen gegen den Constantius zu verfechten, und nach seiner gewohnten Art höchst neugierig war, den Erfolg voraus zu wissen; unbefriedigt weder durch seine eigene Nachforschungen in den Eingeweiden und im Vögelfluge, noch durch die Weißagungen anderer, weil er glaubte, daß sie ihm nur zu schmeicheln suchten: so traf es von ohngefähr zu, daß ein Soldat der ihn aufs Pferd hob, selbst ausglitschte und niederfiel. Julian rief sogleich aus: »Der sey gefallen, der ihn zur hohen Cäsarswürde erhoben habe;« und in derselben Minute soll auch Constantin, in Cilicien, seinen Geist aufgegeben haben. Dies erzählt Julians Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus L. XXII. Ist wohl jemand heut zu Tage, gesetzt, daß er auch noch so sehr julianisirte, dem Julians hier bewiesene Einfalt nicht lächerlich schiene? denn daß er sich aus Politik nur so sollte angestellt haben, kann keinem einfallen, der den Ammian durchgelesen hat. Un-

ter-

terdessen laßt uns auch nicht alle Schuld allein auf den Julian schieben. Seine Zeiten waren abergläubisch. Man war nun einmal darauf verfallen, daß die Menschen zum Umgang mit höhern Geistern könnten zubereitet werden. Von einem solchen Umgange war der nächste zu hoffende Nutzen dieser, daß man ihre Wissenschaft der Zukunft und vielleicht gar den Grad ihrer Herrschaft über die Naturkräfte erhalten würde. Julian fieng an alle diese schöne Sachen zu glauben. Dis kömmt uns itzt erbarmungswürdig vor. Aber wenn wir zu Julians Zeiten gelebt; eben das Interesse in die Zukunft hinein zu sehen gehabt hätten: würden wir uns wohl vor dieser philosophischen Seuche bewahrt haben? Die christliche Religion versprach und leistete damals schon nichts außerordentliches mehr; keine Gabe mehr, Wunder zu thun, keine Gabe mehr, zu weißagen; kein geheimnißvoller Umgang mit höhern Naturen. Die Vereinigung mit Gott, welche sie zu wirken versprach, hatte gleichsam keine sichtbare Zeichen. Sie legte alle Beschwerlichkeiten der Einweyhung zu Geheimnisse auf, und führte doch zu keinen solchen ein, welche für die Sinne ein Befremden und für die Seele ein Erstaunen verschafften. So einfach fand Julian die Religion, in welcher er war unterrichtet worden; und so wundervoll wurde ihm die Religion seiner Väter verheißen, zu der er wieder treten sollte, und die man ihm mit ganz neuen Vorzügen bekannt zu machen versprach. Alle Schriften, die seinen Geist ergötzten, redeten voll Anmuth und Majestät von den Gottheiten, denen er neuen Weyhrauch widmete: ihre Bildsäulen erfüllten

ihn mit Ehrfurcht, und ihre dunkle Tempel mit heiligem Schauer. Wenn er vollends in das heilige Unterirrdische hinab stieg: so trat Beben in seine Glieder und Zittern in seine Gebeine: er fühlte, oder glaubte zu fühlen, die Gegenwart der Götter, und so schien ihm eine Religion, welche gleichsam den Himmel mit Majestäten bevölkerte, auf der Erde aller Augen fesselte und in unterirrdischen Grüften den Geist vollends gefangen nahm, der schicklichste Gottesdienst für den römischen Erdkreis zu werden! Durch die neue Ingredienzen, welche in diesen Gottesdienst waren hineingebracht worden, hoffte er auch eine gewisse Strenge und Reinigkeit der Sitten einzuführen. Davon er selbst ein beynahe unverwerfliches Beyspiel abgab. Denn, was er seinem neuen Götzendienst zu Liebe gethan, kann nicht als ein Gegenbeweis angezogen werden. Wir werden weiter unten noch einmal darauf kommen.

Bey den Mängeln unserer Kirchengeschichte fällt es beynahe unmöglich zu bestimmen, ob es auch in der Staatsverfassung Ursachen gegeben, und wie stark sie gewesen, die den Julian zu einer Religionsänderung hätten bewegen können. Wir haben nur die bekannte Stelle des Ammians, darinn er den ärgerlichen Zwist um das römische Bisthum zwischen dem Damasus und Ursicinus beschreibt. Dies war ganz wenige Jahre nach Julians Tode vorgegangen, und konnte nicht der erste Vorfall von dieser Art gewesen seyn. Nicht nur die 137 im Tempel der Christen über diesen Zwist erschlagene Personen, sondern auch die Vermächtnisse, welche schon häufig an diese

Bischöfe

Bischöfe geschahen, waren Unordnungen, die den Staat heftig angreifen konnten. Ob dadurch sonst noch andre Triebfedern des Staats geschwächt worden, ob die Kriegszucht gelitten, das Ansehen der Kayser, die Gewalt der Gesetze, die Macht der Obrigkeiten vermindert worden, läßt sich nicht entscheiden. Denn da hier die Rede ist, nicht von dem, was das Christenthum in der Theorie vorschrieb, sondern von dem, was es in der Ausübung geworden war; und zwar in der Ausübung von Menschen; und noch dazu von Menschen, die schon die Vorsteherschaft der Kirchen, um der Pracht und des Wohllebens willen suchten: so begreift man wohl, daß nicht durchaus vortheilhafte Vermuthungen für die Christen ausfallen können; obgleich auch auf der andern Seite Vermuthungen nicht für Wahrheiten dürfen angenommen werden.

Man wird bey der Beurtheilung der politischen Güte, welche die Wiedererhebung der heydnischen Religion zur herrschenden an sich gehabt hat, eben so behutsam verfahren müssen. Das einzige lege man dabey zum Grunde: Julians und des römischen Reichs Verfassung waren damals genau ähnlich der Stellung, darinn sich jezt China unter einem Prinzen befinden würde, der sich und alles wieder auf den alten Fuß zu setzen trachtete, nachdem sein Vater vorher nebst vielen tausenden seiner Unterthanen von den Jesuiten für ihren Glauben wäre eingenommen worden. So wie in China nicht sowohl die Einführung der christlichen Religion, als vielmehr die Einführung der geistlichen Hierarchie die

gröſseſte Verwirrung müſste angerichtet haben: eben ſo konnte es an Verwirrung im römiſchen Reiche nicht mangeln, obgleich, da die Vielweiberey nicht herrſchete, von der einen Seite dieſe Verwirrung geringer war. Aber, wie geſagt, es läſst ſich nicht genau entſcheiden, in wie weit es politiſchgut geweſen, damals die Chriſten wieder zu einer bloſsen Sekte zu machen: und ob es nicht zuträglicher würde geworden ſeyn, durch Correctifmittel das zufälligſchädliche wegzuſchaffen. Daſs dieſes leztere möglich geweſen, zeigt der Flor der proteſtantiſchen Regierungen: und da folglich eine ſolche Verbeſſerung viel weniger Unruhe würde nach ſich gezogen haben, anſtatt, daſs die gänzliche Einſchränkung der Chriſten ganz gewiſs am Ende Grauſamkeiten hätte veranlaſſen müſſen: ſo ſcheint nicht einmal die Politik Julianens Unternehmen zu rechtfertigen. Wenn man es endlich nach der moraliſchen Güte unterſucht: ſo iſt der Ausſpruch der Verwerfung bald fertig. Da es Gott einmal der Ordnung der ganzen Welt für gemäs gehalten auf unſerm Erdkreiſe das Licht der chriſtlichen Lehre leuchten zu laſſen, und den Leuchter dazu beſonders in unſerm Europa beſtändig zu erhalten: ſo iſt jedes Widerſtreben gegen dieſe Ordnung moraliſchböſs; und was auch der Anſchein der Politik dagegen ſeyn möchte, verwerflich, obgleich die menſchliche Klugheit, wenn ſie ſich durch den Anſchein irren lieſſe, dabey zu entſchuldigen wäre.

Ich

Ich schließe diesen Entwurf einer Abhandlung über Julianen mit drey Anmerkungen über zerstreuete Theile seines Betragens.

Man führt gemeiniglich Julians bigotte Aufführung zu Antiochien als einen Beweis seiner eingeschränkten Einsicht und seines Aberglaubens an. Es mag etwas daran seyn: denn wer will jemals das menschliche Herz und den menschlichen Kopf von Widersprüchen los sagen? Aber ich glaube doch nicht, daß der Aberglaube der einzige Grund dazu sey. Julian wollte durch seine Person und durch die eigene Verrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche denselben wieder ein Ansehen verschaffen. Er konnte in dieser Absicht freylich manches übertreiben, was er in der Folge gewiß weit mäßiger würde behandelt haben. Daß es den Antiochiern lächerlich geschienen, ist gar kein Beweis, daß es an sich lächerlich gewesen. Man stelle sich einen Prinzen vor, der, Willens den römischkatholischen Gottesdienst in einem größtentheils protestantischen Lande wieder einzuführen, alle feyerliche Kirchgänge und die dabey vorwaltenden Gebräuche selbst mit machte: würde nicht ein protestantischer Pöbel mit dem frechesten Gelächter diese Handlung durchhecheln? Der Philosoph allein würde dabey, nachdem er den Charakter des Prinzen kennete, entweder mitleidig die Achsel zucken, oder die Gedult des Prinzen bewundern, der sich entschließen kann durch sein eigenes Beyspiel zu lehren.

Man frägt zweytens, ob Julian nicht wirklich die Christen verfolgt habe? — Wenn er es nicht

gethan hat: so würde er es gethan haben; sollte man, deucht mir, fast mit Gewißheit sagen können. Er konnte, er muste im Anfange mit Gelindigkeit verfahren. Der Haufe der Christen war zu groß, um nicht bey beliebter Härte einen öffentlichen Aufruhr besorgen zu lassen. Ausserdem hatte er den Zug gegen die Parther vor, und man muß sich immer erinnern, daß Julian seine zwey Lieblingsprojekte immer eines durch das andere habe ausführen und besonders sein gehoftes Glück gegen die Parther nachher zur Unterdrückung der Christen brauchen wollen. Aber wenn er es durch Künste und Griffe und unabläßigen Druck, der am Ende weit mehrere zum Abfall bringt, als wütende Verfolgung, so weit getrieben hätte, daß die Christen gegen die Heyden nur einen weit unansehnlichern Haufen ausgemacht hätten; würde er nicht alsdann gegen die festen Bekenner Christi harte Zwangsmittel gebraucht haben? — Zumal da er die Christen so sehr haßte? Vielleicht wäre es ihm sogar wie Ludwig dem XIV. ergangen, daß er, durch eine falsche Nachricht betrogen, die Ausrottung der Christen mit Gewalt früher als es Zeit gewesen, angefangen hätte und dadurch nothwendig zu Grausamkeiten wäre verleitet worden. O wir Menschen sind gar wütende Geschöpfe, wenn wir nur eine gewisse Gewalt fühlen, und eine falsche Klugheit uns beredet, daß es nun Zeit sey diese Gewalt zu brauchen.

Endlich muß ich wohl noch des fehlgeschlagenen Tempelbaues zu Jerusalem erwähnen. Die Ungläubigen haben mit der frechsten Stirne die klär-

sten

sten Zeugnisse geläugnet. Die christlichen Lehrer berufen sich mit Recht auf Ammians Zeugniß. Aber sie lassen den Bewegungsgrund weg, aus welchem der Geschichtschreiber Julians Entschluß herleitet. »Imperii sui memoriam magnitudine operum gestiens propagare,» er wollte alles gleichsam auf einmal thun, um, wenn ihm das eine fehl schlüge, wenigstens das andre zum Andenken hinter sich zu lassen. Dieser Grund läßt sich hören; und er ist zugleich ein Beweis, daß diese Stelle nicht von Christen eingeschaltet worden, weil diese sonst gewiß einen andern Grund würden dazu gesezt haben.

H.

XV.

Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke, von Johann Andreas Cramer. Erster Theil. Schleswig und Leipzig. Bey Joachim Friedrich Hansen, 1764. 1 Alph. 3 Bogen, in 8.

An guten Andachtsbüchern fehlt es uns noch sehr. Dies Urtheil wird zwar manche befremden, aber es ist nichts destoweniger wahr. Die meisten Verfasser derselben haben entweder selbst keine Andacht und Empfindung gehabt, und in einer wortreichen Prose und gedankenleeren Reimen wenig oder nichts gesagt; oder sich einer schwärmenden Phantasie überlassen, und die übertriebenen Einfälle derselben für Gefühl gehalten, mit Bildern und Alle-

gorien, und dem orientalischen Ausdruck der Bibel bis zum Ekel gespielt; und sind zu eben der Zeit dem gesunden Verstande widersinnig vorgekommen, da ein andrer Theil der Leser die höchste Erbauung darinn zu finden vermeynt hat. Und doch kömmt in Absicht des Einflusses, den diese Bücher auf den größten Haufen der Christen haben, so sehr viel darauf an, von welcher Beschaffenheit sie sind. Denn viel Christen nehmen ihre ganze Denkungsart, die sie von der Religion haben, daraus her; viele lassen das Lesen derselben ihre einzige Uebung im Christenthum seyn; bey vielen vertreten sie gar die Stelle der Bibel.

Wie wichtig muß es also einem jeden seyn, der die Würde seiner Religion kennt, die Reinigkeit derselben liebt, und die wahre Erbauung befördert zu sehn wünscht, wenn sich Männer einer solchen Arbeit unterziehen, von deren Geschmack, Denkungsart und richtigen Einsichten man es erwarten kann, daß sie die bisher betretenen Abwege vermeiden, und ihren Mitchristen die wahre Sprache eines gerührten Herzens auf eine faßliche Weise lehren werden. Dies waren unsre Gedanken, als wir obiges Buch des Herrn Cramers in die Hand nahmen; wir glaubten darinn alle unsre Wünsche in dieser Absicht erfüllt zu sehen. Allein wir haben auch hier erfahren, daß große Erwartungen oft fehl schlagen. So sehr sich dieses Werk von andern ähnlichen unterscheidet, und die gewöhnlichen Fehler vermeidet, so hätten wir doch von einem Cramer was vollkommeneres erwartet. Weder die Betrachtungen, noch die

Gebete

Gebete führen die Sprache der Empfindung oft, die doch darinn herrschend seyn sollte. Es wird uns erlaubt seyn, dieses in einigen Anmerkungen zu zeigen. Der wichtige Zweck, darauf ein solches Erbauungsbuch abzielt, und der große Einfluß, den solche Bücher fast allezeit haben, berechtiget uns einigermaßen dazu.

Wir reden zuerst von den Betrachtungen. Da sie die Empfindungen veranlassen sollen, welche in den Liedern und Gebeten ausgedruckt sind, so müßten sie auch immer vor diesen vorhergehn. In diesem Theile haben sie alle die Gründe des Daseyns Gottes und seine göttliche Eigenschaften, wie beydes Schrift und Vernunft sie uns lehren, zum Vorwurfe. Der Verf. hat also noch ein großes Feld vor sich, wenn er, wie er in der Vorrede verspricht, ähnliche Andachten über alle Wahrheiten unsers Glaubens bekannt machen will. Er hat sich darinn auch die Gedanken und Ausdrücke eines Bossuet, Derham, Nieuwentuyt, Reimarus u. s. w. zu Nutze gemacht, wenn er sie zu seinem Zwecke beförderlich geglaubt hat, welches nicht zu tadeln ist; denn in einem solchen Werke fordert man gerade nicht was neues, sondern, daß das bekannte auf eine neue, interessante und rührende Art gesagt sey.

Dies ist es aber eben, was wir in dem Vortrage des Verf. oft vermissen. Betrachtungen erfordern einen ganz andern Ton, als der dogmatische Vortrag; noch weit weniger vertragen sie die Art der Beredsamkeit, die auf der Kanzel erforderlich, oder doch erlaubt seyn kann. In Betrachtungen unterrichte

richte ich mich eigentlich nur allein; der Vorsatz, andere zu unterrichten oder zu überreden, muß gar nicht sichtbar seyn, sonst stört er gleich ihre gute Wirkung. Ich scheine nur meine eigne Angelegenheit zu treiben; meine Situation macht es mir wichtig, in dieser Dunkelheit Licht zu finden; von diesen Zweifeln mich zu befreyen; diese Wünsche zu befriedigen; über dieses Verhalten, über jene Aussicht mit mir und meinem Schicksale zufrieden zu seyn; diese Empfindungen zu entwickeln, ihnen nachzuhängen, mich davon hinreissen zu lassen, u. s. w. Kurz, ich bin vornehmlich mit mir beschäftiget; ich führe alles auf mich zurück; alle Gedanken, darauf ich geleitet werde, sind durch meinen Gemüthszustand veranlaßt worden. Daher sind sie alle natürlich, ungesucht, anpassend, und ihre Anwendung auf mich einleuchtend und stark. Und das ist die Ursache, warum wohlgeschriebene Betrachtungen so große Wirkungen auf den Leser thun. Die Situation des Verf. interessirt ihn; er fühlt es, daß es die seinige sey, oder daß er sich in einer ähnlichen befinde; er will wissen, wie sie sich entwickele, welche Wendungen sie nehme, welchen Ausgang sie gewinne: er liefet also mit großer Aufmerksamkeit fort, und indem er bloß die Geschichte eines Fremden zu lesen glaubt, wird er, ohne daß er den Vorsatz dazu wahrnimmt, selbst unterrichtet, selbst gebessert, selbst erbauet.

Wir gestehn, daß wir diese Wirkung bey dem Lesen gegenwärtiger Betrachtungen nicht erfahren haben. Die Ursachen davon lassen sich vielleicht nicht so genau bestimmen, als wir es wünschen. Wir

wollen

wollen sie aber aufrichtig anzeigen, und es dem V. dessen Geschmack und Wahrheitsliebe bekannt ist, überlassen, ob und wie fern wir uns geirret haben. Vielleicht wird der Verf. selbst in der Folge seiner Arbeit näher darüber nachzudenken veranlaßt, und der wichtige Zweck, den er sich dabey vorgesetzt hat, und wir auch vornehmlich zum Augenmerk haben, auch näher und zuverläßiger befördert. Wir glauben also, daß der Vortrag in diesen Betrachtungen manchmal zu trocken dogmatisch, zu metaphysisch und allgemein, ja auch zuweilen gar spitzfündig sey. Wir rechnen fast alle die einleitenden Betrachtungen dahin, darinn die Nothwendigkeit, Vortreflichkeit der Erkänntniß Gottes, die gehörige Gemüthsfassung dazu, u. s. w. gelehret werden soll, welche weit interessanter seyn konnten und musten, wenn sie den Leser auf die folgenden Betrachtungen über Gott vorbereiten sollten. Die Betrachtung S. 154. daß die erste Ursach aller Dinge ausser der Welt sey, ist zwar aus dem metaphysischen Fache, aber sie konnte doch sehr leicht eine solche Wendung erhalten, daß unmetaphysische Leser, welches doch die meisten sind, auf eine weit anschauendere Weise von dieser Wahrheit überzeugt werden konnten. Beweiß wird man darüber von uns nicht fordern, denn wir müßten eine andere Betrachtung von ähnlichem Inhalt derselben entgegen stellen. Die vortrefliche Wahrheit; der Mensch ist um moralischer Absichten willen geschaffen: ist uns auch S. 304. viel zu kalt und trocken abgehandelt, als daß sie von jedem verstanden, und nach ihrem Werth geschätzt werden sollte.

Kann

Kann der, der über die moralische Beschaffenheit seiner Natur nachdenkt, sich wohl eines edlen Stolzes erwehren, der ihn über die sichtbare Schöpfung erhebt, ihn mit einem großen Gefühl seiner Würde und Vorzüge begeistert, und diese Begeisterung auch auf die fortpflanzt, die seinen Betrachtungen folgen?

Zu dem spitzfündigen rechnen wir die Gedanken, welche groß zu seyn scheinen, und deswegen bey dem ersten Anblick gefallen; aber bey genauerer Prüfung falsch oder doch unbestimmt sind. So heißt es S. 22. »wenn ich Gott nicht kenne, so verdient nichts meine Achtung und Bewunderung. Alles wird ungestalt, alles verliert seine Schönheit und Würde. Ich befinde mich auf einmal in einem Mangel, den nichts ersetzt, u. s. w.« Wie glänzend ist das? Aber an andern Orten steigt doch der Verf. von der Größe, Schönheit, Vollkommenheit, die er in der Welt antrift, und von der Bewunderung und Achtung, die sie ihm einprägt, zur Bewunderung und Liebe ihres großen Schöpfers; und das ist auch ganz recht. S. 24. sagt er: »Was sind ohne die Erkänntniß Gottes alle Begriffe von der Tugend, von ihrer Schönheit und ihrem Nutzen, ihre prächtigsten Beschreibungen, als Träume, die, wie schön sie auch seyn mögen, mich doch nicht vergnügen können, weil es Schatten ohne Wesen sind.« Wir würden das nicht gern so allgemein sagen, weil es viele Leute ohne Beweiß nicht annehmen möchten. Und was heißt das? Die Beschreibungen, die Begriffe der Tugend vergnügen mich. Die Beschreibungen thun es nicht; sondern die Ausübung der

Tugend

Tugend und die damit verknüpfte Folgen vergnügen. Muß man denn die Tugend herab setzen, um Gott zu preisen? Die Erkänntniß Gottes erhebt sie wohl, macht sie stärker, würdiger, sicherer; aber ohne diese Erkänntniß ist sie kein Nichts. S. 39. macht er es zu einem Grundsatze: »Die Seele, welche glücklich seyn will, muß groß seyn.« Das ist ganz falsch. Die Größe ist ein relativer Begrif, der so wenig zum Wesen der Glückseligkeit beyträgt, als die körperliche Größe zur Gesundheit des Leibes. Die Größe der Seele kann wohl ihr Glück vermehren, aber sie macht es nicht aus. S. 52. ist der Gedanke Assaphs aus dem 73sten Psalm entlehnt: »Wenn sich auch die ganze Welt in eine freudenleere Einöde für mich verwandelte; wenn für mich der Himmel keine Pracht, die Sonne kein Licht, die Natur keine Güter hätte! Gäbe es darum kein Vergnügen für mich? Stehet mir nicht immer die reichste Quelle desselben offen? Kenne ich Gott nicht, und ist nicht Gott das vollkommenste, beste und herrlichste Wesen? mein Gott?« Die Stelle klingt recht schön; wenn sie aber in einer ruhigen Betrachtung gesagt wird, darinn man mir zeigen will, wie glücklich ich sey, zu wissen, daß Gott ein wohlthätiger Gott sey, so weiß ich nicht, warum man mich auf einmal in eine Situation versetzt, darinn ich aller Wohlthaten Gottes beraubt seyn, und mich doch auch freuen soll, daß er mein Gott ist, d. h. daß er gegen mich wohlthätig ist? Der Gedanke ist auch falsch. Keinem Menschen kann zugemuthet werden, daß er sich in dem hülflosesten Zustande über Gott, daß er

sein

sein Wohlthäter ist, freuen soll. Aber Assaph sagt es doch: Und wenn mir auch Leib und Seele verschmachtete u. s. w. Ja, aber er sagt es nicht in einer ruhigen Betrachtung, nicht im kalten Blute als eine Regel. Der Affekt spricht, und welcher? Aus dem tiefsten, heftigsten Kummer brechen diese Worte hervor. Die Größe des Affekts macht den übertriebensten Ausdruck der Zuversicht, der jemals gesagt worden ist, wahr, schön und anpassend, der im kalten Blute ungereimt seyn würde. Assaph sieht auch hinaus auf die Unsterblichkeit, in unsrer Stelle kann aber davon gar nicht die Rede seyn.

Doch genung Proben hievon. Wir würden gar keine angeführt haben, wenn solche unbestimmte Gedanken, die zum Besten der Religion gebraucht werden, nicht ihrer Wahrheit selbst nachtheilig würden. Die Feinde des Christenthums freuen sich, dergleichen zu finden und werfen desto muthiger die Lehren, die man darauf gebauet hat, als einen sophistischen Kram hinweg. Die Religion bedarf ihrer auch gar nicht; sie steht durch ihre eigene innere Größe. Es ist ihr aber durch ihre Lehrer selbst nicht wenig Schaden zugefügt worden, daß man so oft auf Extrema gerathen ist; und um sie zu erheben, um ihren Widersachern Stützen und Einwendungen zu rauben, nebst dem Irrthum die daran hangende Wahrheit zugleich hat vernichten wollen, oder über die wahren Gränzen der menschlichen Natur hinausgegangen ist. Dies ist der Grund, warum wir dergleichen unbestimmte Gedanken an einem Cramer am allerwenigsten dulden möchten.

Eine

Eine andere Vollkommenheit, die unsers Bedünkens den Betrachtungen des Verf. mangelt, ist die nervöse und ungesuchte Sprache des Herzens. Der Styl ist so rhetorisch, die Synonimie oft ohne Noth so gehäuft, die Perioden so lang und weitschweifig, daß mancher den Redner vor sich zu haben glaubt, der uns mit allen Künsten seiner Beredsamkeit angreifen will, als einen Mann, der sich stillen Betrachtungen überläßt. Man wird nun nicht mehr unvermerkt hingerissen, sondern überfallen, und sezt sich zur Wehre. Das wortreiche und die allzugedehnte Ausbildung der Gedanken hat auch noch den Schaden, daß der Leser den Faden der Gedanken gar verliert, und am Ende nicht weiß, was er gelesen hat. Und sollte es dem Verf. unter dem Schreiben nicht ganz natürlich auch so gehen? Wenigstens wissen wir es nicht anders zu erklären, wenn er, vielleicht ohne es wahrzunehmen, auf unbestimmte Gedanken verfällt. Der Verf. sollte daher den großen Reichthum der Worte, der in einen Auswuchs ausartet, zumal in Betrachtungen von dieser Art, zu mäßigen suchen. Der Gedanke erstickt darunter, die Aufmerksamkeit des Lesers wird zerstreut, und er lieset das, was kürzer gesagt, Eindruck bey ihm machen würde, ohne Bewegung. Es kann auch nicht fehlen, daß bey solchem Ueberfluß der Worte einerley Gedanken unter verschiedenen Ausdrücken oft gesagt werden, und dieses monotonische erschlaffet die Nerven des Vortrags, und betäubt den Leser durch seinen einförmigen Gang. In Predigten kann das nothwendig und nüzlich seyn,

wo man der Zerstreuung und Unachtsamkeit der Zuhörer durch öftere Wiederholungen zu Hülfe kommen; oder einen Gedanken nach ihren verschiedenen Fähigkeiten in verschiedenem Lichte zeigen; oder die Deklamation gehörig unterstützen will; aber in solchen Betrachtungen, darinn sich die Seele gleichsam nur mit sich selbst beschäftiget, ist alles deklamatorische, ja das, was sich ihm nur nähert, ein Mißstand, und verdirbt die Wirkung. Wir müssen uns hierbey auf das Gefühl der Leser berufen; denn Exempel davon anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Kleine Stellen würden vielleicht nicht hinreichend seyn, und ganze Betrachtungen abzuschreiben, dazu fehlt uns der Raum. Der Ton ist auch zu herrschend durchs ganze Werk, als daß man auf einzelne Stellen zu verweisen nöthig hätte.

An einer Betrachtung wollen wir doch eine Probe geben, damit wir nicht ganz ohne Beweiß gered zu haben scheinen. Man schlage die auf, die von S. 82. bis 94. steht. Hier ist ihr ganzer Inhalt. »Daß so wenig Menschen eine rechte Erkänntniß von Gott haben, rührt daher, weil sie weder Aufmerksamkeit noch Eifer darauf wenden. Wer dazu gelangen will, der muß seine Aufmerksamkeit darauf richten, sich vor Zerstreuung bewahren, den erkannten Wahrheiten redlich und demüthig Gehör geben, und aufrichtig entschlossen seyn, besser dadurch zu werden. Richte also, meine Seele, alle deine Aufmerksamkeit auf die Erkänntniß Gottes; ohne Aufmerksamkeit kann nichts erlernt werden, noch vielweniger die erhabenen Wahrheiten der Religion:

sey

sey dabey lehrbegierig, nicht aber neugierig. Sammle deine Gedanken dazu, und entferne allen Leichtsinn und alle Zerstreuung, sonst wirst du Gott nicht recht kennen und lieben lernen. Sey aber auch redlich, das, was du als Wahrheit erkennen must, dafür anzunehmen, es mag deinen Leidenschaften gefallen aber nicht; und demüthig, einem göttlichen Ausspruche zu glauben, ob ihn gleich dein eingeschränkter Verstand nicht übersehen oder begreifen kann; denn auch in den gemeinsten Dingen findest du viel unbegreifliches. Habe endlich den aufrichtigen Vorsatz, dem Muster der Vollkommenheit, das du an Gott wirst kennen lernen, zu folgen, um selbst immer besser und vollkommener zu werden. Dies sind alle Gedanken in dieser ganzen Betrachtung. Das übrige besteht in Wiederholungen derselben in andern Worten; in gedehnten und zum Theil unnöthigen Erläuterungen; synonimischen Ausdrücken; eingeschalteten fremden Gedanken, und solchen Ausbildungen und Nebengedanken, die zwar an sich nicht unrichtig sind, aber aus keinem Grunde mehr hier stehn, als sie an einem andern Orte stehn würden. Nebengedanken aber, die zum Ganzen nichts beytragen, verderben es eben so sehr; als Verzierungen und Nebenfiguren ein Gemählde verderben, wenn es so davon überladen wird, daß man die Hauptfiguren dafür nicht gewahr werden kann. Manchem Leser wird vielleicht obiger Auszug faßlicher und eindringender seyn, als die ganze Betrachtung, daraus er genommen ist.

Bey allem dem wollen wir das viele Gute in diesen Betrachtungen nicht verkennen. Das würde nicht allein partheyisch, sondern auch ohne Glaubwürdigkeit seyn. In den Werken eines Cramers müssen immer eine Menge schöne, große, richtige Züge seyn, die seinen Gaben und seinem Herzen Ehre machen. Es sind ganze Betrachtungen darunter, die nach ihrem Inhalt und Ausführung gefallen. Wir rechnen dahin, Num. 17. Die Vollkommenheit der Erkänntniß Gottes aus der Offenbarung: und die folgende; über die Abgötterey; welche gegen die neuern Verkehrer der Geschichte des heydnischen Götterdienstes viel wahres enthält, und ihre Beschönigungen desselben bloß stellt. In den Betrachtungen über die Absichten der Dinge, besonders in denen über die wunderbare Maschine des menschlichen Körpers, findet man viele nüzliche Anmerkungen, die zwar nicht neu sind, aber nicht zu oft gesagt werden können, und immer in einem neuen Lichte gezeigt werden müssen. Wir zeichnen daraus nur den Gedanken von der Mannigfaltigkeit der Endzwecke der Theile unsers Körpers, S. 276. und die Anmerkung S. 279. aus, von welchen unzähligen Dingen, von wie vielen Verhältnissen und Verknüpfungen derselben derjenige Känntniß haben müsse, der diesen Körper erbauet habe. Die tolerante Gesinnung S. 356. macht dem Verf. auch Ehre, und sollte mehrern seines Ordens zum Muster dienen. Besonders hat es uns gefallen, daß er S. 65. u. f. einen Beweiß zu geben bemüht ist, daß der Unterricht in der Erkänntniß Gottes, den wir

durch

durch Offenbarung erhalten, nicht allein vor der Erkänntniß Gottes aus der Natur vorhergegangen sey, sondern auch leichter und faßlicher sey, als der aus der Natur; und daß es zur gegründeten Erkänntniß Gottes nicht nothwendig sey, daß man erst sein Daseyn und seine Vollkommenheiten aus seinen Werken erkannt habe, ehe man einen geoffenbarten Unterricht von ihm annehmen könne: vielmehr sey es der Natur des Menschen angemessener, daß er erst durch Offenbarung unmittelbar von Gott unterrichtet werde, und ihm hernach die Erkänntniß aus den Werken den geoffenbarten Unterricht bestätige. Die Gründe des Verf. sind zwar nicht gleich wichtig noch bestimmt; aber in der Hauptsache geben wir ihm Recht, und sind der Meynung, daß es gegen alle Einwendungen hinlänglich dargethan werden könne.

Wir kommen auf die Gebete und Lieder, und hier werden wir uns weniger aufhalten dürfen. Der Leser kann es schon errathen, daß wir auch in den Gebeten zu viel Deklamation finden, denen es noch weit weniger anständig ist. Simplicität und Empfindung müssen allein im Gebet herrschen. Man druckt das, was man denkt oder fühlt, einfältig vor Gott aus; man sagt ihm sein Anliegen, gesteht ihm seine Mängel, sucht bey ihm Hülfe, erinnert ihn an seine Zusagen; oder erkennt es mit Dank, daß er so gnädig gewesen ist, mit Lob, daß er ein so herrlicher Gott ist. Supplikenmäßige Ehrfurchtsbezeugungen, leere Wiederholungen, synonimische Erweiterungen u. s. w. schicken sich für Gott und für uns nicht. Auch das ist der wahren Natur des Gebets

zuwider, wenn alle Augenblick ein biblischer Spruch eingemischt wird, und S. 361. findet man gar eins, das aus lauter biblischen Sprüchen zusammen gewebt ist. So pflichtmäßig es für einen Christen ist, sich im Gebet mit den Aussprüchen Gottes zu ermuntern, und von so großer Wirkung eine Stelle der heil. Schrift für den betenden seyn kann, so muß sie doch nicht vom Gedächtniß herbeygeführt werden; die Empfindung muß sie ergreifen. Spricht aber das Herz oder das Gedächtniß, wenn sie gehäuft, wenn das Gebet gleichsam daraus zusammen geketzet wird? Und ist es zu verwundern, wenn man bey Lesung eines solchen Gebets kalt bleibt? Das Herz kann keinen Theil daran nehmen, was das Herz nicht hervorgebracht hat.

Den Liedern sieht man es an, daß der Verf. hier in seinem Fache sey. Sie sind meist alle leicht, simpel und für jedermanns Fassung; und unterscheiden sich, wie überhaupt des Verf. Poesie, durch ihre vortrefliche Versification. Das auf der 36sten Seite ist auch stark und pathetisch, S. 135. f. steht, das schönste, es hebt sich zur Ode, ist zwar vielleicht zu hoch zum geistlichen Liede, aber Kenner werden es durch ihr Gefühl loben. Wir sezten gern eine Stelle daraus her, wenn es nicht ganz gelesen werden müßte. Das Lied unter der 25sten Nummer besteht aus lauter einzelnen Gedanken, die nicht zusammen gehören, und gefällt uns am wenigsten. Man findet auch einige von des Verf. übersetzten Psalmen hier wieder abgedruckt; z. E. S. 269. und 235. Das Lied an den dreyeinigen Gott

S. 385.

S. 385. müssen wir nicht vergessen anzupreisen. Auf die Beurtheilung einzelner Stellen in diesen Liedern können wir uns nicht einlassen; das würde viel zu weitläuftig seyn.

Glaubten wir nicht, daß Hr. Cramer ein vollkommener Schriftsteller unter uns seyn könnte, so bald er nur wollte; so würden wir uns die Mühe nicht gegeben haben, durch diese umständlichere Erinnerungen unser Zutrauen zu ihm und die damit verknüpfte Hochachtung gegen ihn zu beweisen.

B.

XVI.

Der Greis. Erster und zweyter Theil. 1 Alph. 2 Bogen, in 8. Dritter und vierter Theil. 1 Alph. 3 Bogen. Magdeburg 1763. Fünfter und sechster Theil, 1 Alph. 3 Bogen. Siebender und achter Theil, 1 Alph. 2 Bogen. Magdeburg 1764. gedruckt bey Daniel Christian Hechtel.

Man hört viele über die Menge moralischer Wochenschriften unter uns klagen. Deutschland, heißt es, wird gleichsam davon überschwemmt; die meisten sind Geschwätz, und unter den guten haben wir doch keinen Zuschauer. Fehlt es den Verfassern nicht ganz an Genie, so fehlt es ihnen doch an der so nöthigen Weltkänntniß, an der reichen Belesenheit, an dem durch den Umgang der feinern Welt geläuterten Geschmack, wodurch das Genie eines Steele, Addison und Pope ausgebildet

war. Wir gestehn die Richtigkeit dieses Urtheils ein. Wenn es auf die schriftstellerische Ehre der Nation ankömmt, so haben wir noch keine moralische Wochenschrift, die wir den besten Engelländischen entgegen setzen könnten. Indessen möchten wir doch auch nicht gern über ihre Menge Klagen führen, oder ihnen allen Nutzen absprechen, sie müßten denn ganz schlecht seyn. Wenn man die verschiedenen Provinzen Deutschlandes etwas genauer kennt, so weis man, wie traurig es noch um den Geschmack der Deutschen aussieht; da ist wenig oder gar keine Liebe zum Lesen; die moralische Seite der Menschen ist roh und ungebildet; und edle Gesinnungen oder auch nur bürgerliche Tugenden sind unbekannt, oder werden nicht geschätzt. Können wir keine moralische Bourchartons haben, die aus den steinernen Klötzern Gestalten voll Geist und Leben machen; so müssen wir gemeine Bildschnitzer nicht verweisen, die dem rohen Klumpen doch einige Bildung zu geben suchen. Und vielleicht sind diese Anfangs nutzbarer als jene; weil sie sich nicht zu weit über die Sphäre des Orts, wo sie ihre Arbeiten ausstellen, erheben werden. Aus dieser Ursach verdammen wir nicht allein keine mittelmäßige Wochenschrift, die aufs neue in irgend einer Provinz Deutschlandes zum Vorschein kömmt; sondern wir wünschten auch, daß in jeder Provinz eine besondere seyn möchte, die sich mit der Aufklärung des Geistes ihrer Einwohner beschäftigte, ihre Vorurtheile bestritte, sie mit ihren bürgerlichen und moralischen Verhältnissen näher bekannt machte, und ihre eigenthümliche Provinzialdenkungsart charakterisirte und auspolirte. Nebenher würde dies den

Nutzen

Nutzen haben, daß wir die verschiedenen, zum Theil kontrastirenden Züge des Charakters unserer Nation genauer kennen lernten; eine Känntniß, daran es uns bisher noch immer gefehlt hat, und ohne welche man doch weder gründliche Geschichtschreiber unter unserer Nation, noch richtige Anwendungen politischer und moralischer Grundsätze auf sie erwarten kann. Hauptsächlich aber haben einzelne moralische Blätter den Nutzen, daß sie, so wie das Abc die Kinder, viele Menschen zum Lesen gewöhnen, und ihre Neubegierde reizen, ohne doch ihrer Trägheit beschwerlich zu seyn, welche sonst nie, weil sie vor einem ganzen Buche erschrecken, dahin gekommen seyn würden, eine Schrift in die Hand zu nehmen. Die Neigung zum Lesen, die in manchen Orten Deutschlandes herrscht, schreiben wir mit auf die Rechnung der periodischen Schriften, deren Menge manche Kunstrichter zum Klagen reizt. Und wie sehr der Ort, wo einigermaßen gelesen wird, in Sitten und Denkungsart, ja auch nur in der Annehmlichkeit des bürgerlichen Umgangs gegen diejenigen absteche, wo gar nicht gelesen wird; das kann nur der beurtheilen, der das Unglück hat, in solcher Gegend sich aufzuhalten. Ueberdem läßt ein solches Blat, das gleichsam zum Zeitvertreibe gelesen wird, bey seinen Lesern und Leserinnen gewisse Eindrücke zurück, die Anfangs unmerklich sind, in der Folge aber doch auf die Erziehung, auf ihr sittliches Betragen, ihren Umgang, ja selbst auf die Gesinnungen ihres Herzens von weitausgebreiteter Wirkung seyn können; und wir haben manche gekannt, welche sich nach Lesung eines

solchen Blats gewisser rohen Ausbrüche ihres Herzens geschämt haben, weil ihnen das lächerliche oder niederträchtige derselben nun zum erstern mal entblößt vor Augen stand. Kurz, jedes moralische Blat, wenn es nicht selbst in ganz elendem Geschmacke geschrieben ist, macht den Geist und die Sitten seiner Leser etwas feiner, als sie zuvor waren; bereitet sie zu Bearbeitung größerer Meister; und trägt immer, wenn es auch nur in einer kleinen Sphäre wirksam seyn sollte, zur Ausbildung der ganzen Nation etwas bey.

Diesen Nutzen versprechen wir uns auch vom Greise, der es sich sehr patriotisch angelegen seyn läßt, dem Herzen und Geschmack seiner Mitbürger, unter denen er lebt, eine gute Gestalt zu geben, und ihnen die richtigen Grundsätze der Erziehung, der Religion und des bürgerlichen Lebens einzuflößen, die er sich selbst aus andern Schriftstellern, oder aus seiner eignen Erfahrung, gesammlet hat. In wie fern er die Rolle eines Greises, die er als moralischer Schriftsteller übernommen hat, wohl gespielt habe, wollen wir nun auch sagen.

Er schildert sich selbst, als Greis, im ersten Stücke. Wir glaubten in dieser Schilderung einen charakteristischen Zug zu finden, wodurch er sich unterscheiden, und den eigenthümlichen Ton, den er beobachten wolle, ankündigen würde; aber wir fanden nur einen Mann, der überhaupt von sich sagt, wie gut er erzogen, in den Wissenschaften unterrichtet, zur Religion und Tugend gebildet worden; und der nun noch zum Unterricht, zur Besserung, und

zum

zum Vergnügen seiner Mitbürger etwas beytragen will. Man sieht, wie allgemein dieser Charakter sey; der Greis konnte eben so gut ein Jüngling heißen. Uns dünkt, seine Rolle konnte originaler und angemessener gespielt werden, wenn er so gleich mit der Feyerlichkeit, die alten moralisirenden Leuten eigen ist, aufgetreten wäre, auf die junge Welt, die er unterrichten wollte, als auf ein unerfahrnes Völkchen, das seiner Warnungen sehr bedürfte, mitleidig herabgesehen, und sich nach Horazens Zeichnung difficilis, querulus, laudator temporis acti se puero, censor, castigatorque minorum gezeigt hätte. Alle seine Sittensprüche würden eine neue und eigenthümliche Wendung erhalten, und eben darinn mehr Eindruck gemacht haben. Die geschwätzige Laune eines Greises, und sein Bemühen, seine Aussprüche wichtig zu machen, hätten wir zum herrschenden Tone gemacht; und damit er nicht in eine mißfällige Langweiligkeit ausarten möchte, würden wir ein paar muntere Enkel und Enkelinnen mit ihm auf den Schauplatz gebracht haben, durch ihren lebhaften Witz sein verdrießliches Wesen zu unterbrechen, gegen seine mürrischen Sprüche durch eine lachende Satire abzustechen, und den Leser durch diese Abwechselung beständig in Athem zu erhalten. Bey dem Verf. herrscht nur ein Ton, der zwar ernsthaft genung für einen Greis ist, aber doch nichts eigenthümliches von ihm hat. Er ist zugleich fast eben so trocken, als ernsthaft; und könnte eben so gut, und noch besser auf der Canzel, und auf dem Katheder, als in dem Munde unsers Greises statt finden. Zuweilen

weilen will er munter seyn, aber die Munterkeit ist nicht ganz natürlich, wie man zum Beyspiel, aus dem funfzehnten Stück sehen kann: und es ist gut, daß er sich nur selten auf Witz und Scherz eingelassen hat. Im siebenzehnten Stück ist über die Steifigkeit der deutschen Gesellschaften etwas recht gut gesagt.

Die moralischen Betrachtungen unsers Greises sind wohl wahr und gut; aber sie sind fast durchgehends zu allgemein ausgedruckt, so wie sie ohngefähr in einem System der Moral lauten würden. Solche Betrachtungen sind in dem Munde eines öffentlichen Sittenrichters nicht treffend genung; er muß das allgemeine auf die besondern Charaktere der Menschen anwenden, den verschiedenen Wendungen des Herzens nachgehen, dessen Vorurtheile und Widersprüche entblößen; und seine Sittenlehre in ihre mannigfaltige Denkungsarten, wenn man so sagen darf, einfugen und einpassen. Aber freylich gehört hierzu, wenn man sich einen glücklichen Erfolg versprechen will, eine vielseitige Känntniß der Welt, und eine tiefe und raisonirte Einsicht in das menschliche Herz; und an diesem Stoffe fehlt es den meisten Moralisten unserer Nation; ja sie haben nicht einmal Veranlassung genung dazu. Der Zirkel ihres Gesichtskreises ist zu enge. Daher sind die Betrachtungen aus dem Collegio, nicht aus der Situation der Menschen, die man vor sich hat, hergenommen; und die Sprache, darinn sie ausgedrückt sind, ist mehr die Sprache der Schule, als die Sprache der Welt. Daher ist auch ihre Sittenlehre weder so eindringend,

noch

noch so richtig bestimmt, noch auch einmal so verständlich, als sie es seyn muß, wenn sie wirklich das Herz angreifen, gewinnen und umbilden soll.

Wir sagen das nicht bloß zur Beurtheilung des Greises. Unser Urtheil trift, wie uns dünkt, die meisten Sittenlehrer unserer Nation, die sich auf eben die Art, wie er, an die Bildung des Herzens ihrer Mitbürger gewagt haben. Aber wir müssen aus ihm Exempel zur Erläuterung, die sehr treffend sind, anführen. Der Verf. hat den sehr lobenswürdigen Einfall gehabt, übersetzte Stellen aus den Alten, deren Uebersetzung auch gut ist, in seine Stücke einzuschalten. So lieset man im zweyten und fünften Stück, Lucians Gedanken über die Verläumdung; im achten eine Stelle aus dem Plato über den Werth der Dinge dieses Lebens; im zwanzigsten einige schöne Briefe des Plinius; im zwey und dreyßigsten Plutarchs Abhandlung von der Blödigkeit, im vierzigsten eben desselben Gedanken über den Vortheil, den man aus der Feindschaft der Menschen ziehen kann, u. s. w. Man vergleiche nur das, was der Verf. erst selbst über diese Materien sagt, mit dem, was jene Alten, die er hernach sprechen läßt, eben darüber sagen; so wird man durch das Abstechende beyderseitiger Gedanken ungemein frappirt werden. Was der Verf. erst auf seine Art, allgemein und unbestimmt ausdrückt, ohne den Fehler, dawider er spricht, anschauend vor sich zu sehen, ohne ihn in seinen verschiedenen Wendungen, Situationen und Nuancen zu verfolgen, das sieht ein Plutarch oder Lucian in seinen mannigfaltigen Abänderungen vor

sich,

sich, und drückt es mit eben dem Geist, damit er es gesehen hat, auch aus. Ihre moralische Gedanken müssen daher auch richtiger, zur Anwendung brauchbarer, und der Lage des Menschen angemessener seyn. Das hatten sie aber allein ihrer genauern Känntniß der Welt, ihrer geprüften Bekanntschaft mit den großen Geschäften dieses Lebens, und ihrer vielfachen Erfahrung, wie sich der Mensch darinn beweise, zu danken. Dies gab ihren Gedanken das treffende, ihrem Schwunge das Leben, und prägte selbst ihrem Styl, ohne itzt auf ihr Genie und ihre erworbene Talente zu sehen, einen gewissen originalen Geist ein. Aber die Weltkänntniß vieler unserer Moralisten fängt sich vom Professor an und endiget sich bey dem Schulfreunde. Den Hof, den Mann in Geschäften, die große Welt, oder auch nur den feinern Theil derselben kennen sie gar nicht; oder in einer so weiten Entfernung, daß es eben so gut ist, als kenneten sie sie nicht. Es ist daher auch unmöglich, daß sie in ihren moralischen Betrachtungen über allgemeine und unbestimmte Sätze, die eben so wenig Kraft haben, als das gewöhnliche: sey fromm und artig! damit man die Kinder erziehen will, hinausgehen sollten. Zur Erläuterung unsrer Gedanken wollen wir den Leser auf das sechste Stück verweisen. Es ist darinn von den öffentlichen Lustbarkeiten die Rede, wobey mit Grunde angemerkt wird, daß es eine wichtige Pflicht der Obrigkeit sey, diese Lustbarkeiten selbst zu bestimmen und einzurichten. Nun folgen Regeln für die gute Einrichtung derselben, die zwar ihre Richtigkeit haben, aber so allgemein, und mehr ver-

neinend

meinend als positiv sind, daß kein Regent nach denselben eine Einrichtung machen kann, die dem wahren Zweck öffentlicher Lustbarkeiten, den die Alten vor Augen hatten, Genüge thäte.

Moralische Schilderungen findet man wenig; und die wenigen haben nicht die unterscheidenden, pittoresken Grundzüge, die ein Gemählde vor dem andern kenntlich machen. Der Verf. scheint dies gefühlt zu haben, darum hat er sich nicht unter die Sittenmahler drängen wollen; und sein Geschmack ist zu gut gewesen, als daß er mit vielen unserer moralischen Klecker gemeine Sache hätte machen sollen, die aus niedrigen, heterogenen und übelpassenden Zügen ihre Gemählde verfertigen, und gleich den ersten Meistern in der Kindheit der Mahlerkunst darunter schreiben müssen: dies ist ein Löwe; und dies ein Mensch. Die Griechen hatten nur einen Theophrast; die Franzosen haben nur einen la Bruyere: möchten doch unsere unsere Deutschen nicht eher schildern, bis sie solche Meister erreichen können!

Der Inhalt vieler Stücke hat eine nähere Beziehung auf die Religion, und dieses theologische Fach scheint unserm Greise am meisten angemessen zu seyn; hier wird er auch wohl den meisten verdienten Beyfall erhalten. Manche Religionswahrheiten sind in einem neuen Lichte gezeigt; der Verf. hat ihnen eine Wendung zu geben gewußt, die sie frappanter darstellt. So hat uns das 29ste Stück von der Vorbereitung zum Tode, und vom langsamen und schnellen Tode, vorzüglich gefallen. Im 47sten Stück sind gute, und zwischen zweyen Abwegen richtig

tig bestimmte Grundsätze vorgetragen, nach welchen man die Kinder in der christlichen Religion erziehen soll; und wir stimmen dem Verf. darinn völlig bey, daß man den Kindern im 6ten oder 7ten Jahre die großen Wahrheiten der Religion einprägen, und, so viel möglich, ihnen von ihrer Wichtigkeit, und wie sehr sie uns interessiren, einen Vorschmack geben müsse, ohne sich auf die Beweise derselben, die sie noch nicht verstehen können, einzulassen. Das väterliche Ansehen und Exempel sind für Kinder Beweises genung; warum sollte man ihnen nicht auch auf diese Art gute Vorurtheile einflößen, wozu sie bey reifen Jahren den Beweis finden können: da sie auf eben die Art schlimme Vorurtheile einsaugen, die, bey aller folgenden deutlichen Einsicht des Gegentheils, doch hängen bleiben, und einen mächtigen Einfluß auf sie behalten? Der Verf. beweiset dies selbst umständlicher im 57sten Stücke; mit dem wir doch übrigens nicht ganz zufrieden zu seyn Ursach haben. Was er von der Erziehung überhaupt in verschiedenen Stücken sagt, ist zwar bekannt, und, wie er selbst gesteht, aus andern entlehnt; aber als ein brauchbarer Auszug der nothwendigsten Regeln, die in der Erziehung zu beobachten sind, anzusehen; und die meisten derselben werden in der Prüfung und Anwendung richtig befunden werden. Wir müssen auch noch gestehen, daß wir mit der Methode, den Kindern Jesum kennen zu lernen, welche in diesem 57sten Stücke beschrieben wird, besser zufrieden sind, als mit derjenigen, die der Nordische Aufseher angezeigt hat. Im 66sten St. wird der Wunsch geäußert, daß man

wahre

wahre Beyspiele rechtschaffener Thaten von itztlebenden Personen sammlen möchte; und wir können dem Leser die Versicherung geben, daß wir solche Sammlung zu erwarten haben. Ein Exempel, das hier erzählt wird, ist so schön, daß wir es anführen müssen. — Ein Kaufmann vertrauete einem armen Handwerksmanne auf der Reise eine Summe Geldes, und starb unterwegens. Der ehrliche Mann schickte das Geld, wovon niemand etwas wußte, an die Hinterlassenen des Verstorbenen. Ey, sprach einer seiner Verwandten zu ihm: Ihr seyd doch ein einfältiger Mensch, daß ihr das Geld nicht behalten habt; wer würde es denn gewußt haben? Gott, antwortete er, der alles weis, und ich, der ich es nie würde vergessen haben. — Ob der Verf. in Allegorien glücklich sey, kann man aus dem 72sten Stück lernen. Selten, nur selten, und nur Leuten von sehr reifer, und doch reicher Einbildungskraft, gerathen Allegorien wohl. — Die Geschichte, die im 83sten St. in einigen Briefen beschrieben ist, ist wohl und interessant erzählt, und hat eine gewisse natürliche und doch neue Wendung. — Von der Probe einer deutschen Uebersetzung des Tacitus, die im 91 und 92sten St. gegeben wird, wollen wir hier nichts sagen, weil bereits ein Theil des übersetzten Tacitus von eben dieser Hand ans Licht getreten ist, den wir besonders erwähnen werden.

Doch wir haben genung vom Greise gesprochen. Wäre der Styl weniger weitschweifig, und der Vortrag oft nicht so kanzelmäßig, so würden auch die Betrachtungen für das Herz des Lesers oft von größe-

rer Wirkung seyn. Nur wenige Sittenlehrer verstehen die Kunst, von wichtigen Pflichten der Menschen ad hominem zu raisoniren, sie in seine Denkungsart einzufügen, und seine gewöhnliche Affekten dafür zu interessiren.

B.

XVII.

Paraphrastische Erklärung des Buchs Hiob, von D. Johann Friedrich Bahrdt, der heil. Schrift ordentlichen Lehrer, des Stifts zu Zeitz Canonicus, des Consistorii zu Leipzig Assessor und Prediger zu St. Petri daselbst, Leipzig in der Heinsiußischen Buchhandlung, 1764. 4. 4 Alph. 6 B.

Die Einrichtung dieses Werks ist kurz diese: oben stehet jedesmal in zwoen Columnen, erst die Uebersetzung Luthers und die ebräische Urkunde unter derselben. Dann die Paraphrase; unten folgen die Anmerkungen über die Bedeutung der Worte; zu Anfang jedes Kapitels wird der Inhalt kurz angegeben, die Eintheilung festgesetzt, der erste Theil sogleich wieder zergliedert, und so fort der zweyte, dritte und so viel ihrer sind, ein jeder, wo er im Texte angeht; endlich werden an den Text selbst nicht selten weitläuftigere praktische Erweiterungen angehängt. Dies leztere wollen wir nun eben nicht tadeln: wir glauben aber doch, daß es besser gewesen wäre, sie ganz weg zu lassen. Wenn die Paraphrase und die grammatischen Erklärungen die gehörigen Eigenschaften

haben,

haben, so wird es weiter keinem schwer seyn, die Menge fruchtbarer Gedanken für sich selbst zu finden, und so würden auch einige Bogen haben erspart werden können. In der weitläuftigen Vorrede erzählt Herr B. wie er auf den Gedanken gekommen sey eine eigne Erklärung dieses Buchs auszuarbeiten, rechtfertiget seine Meynung von der Hauptabsicht desselben, (S. 18-56.) träget ganz kurz seine Muthmaßungen vor, von dem eigentlichen Verfasser des Buchs, für den er den Hiob selbst hält, von dem Vaterlande dieses Mannes, welches er in Arabien sucht, von seinem Zeitalter, welches er in die Zeit des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten sezt, von der Originalsprache, dafür er die ebräische hält; den Anfang macht eine bittere Klage über die Leipziger Handwerker und Kaufleute, die gewiß kein Leser an einem solchen Orte billigen wird, und den Beschluß eine an sich nicht ungerechte Forderung an die gelehrten Kunstrichter, wie sie Herr B. nennt: »Ich werde, sind seine Worte, »es von einem jeglichen mit vielen Dank annehmen, der mir mit Bescheidenheit gründliche Erinnerungen giebt. — — An partheyische, schmähsüchtige, dictatorische Aussprüche derer aber, die nur alles zu tadeln gewohnt sind, was nicht nach ihrem Sinne ist, ohngeachtet sie es oft selbst nicht verstehen, noch reiflich genug geprüft und bedachtsam überlegt haben, daran werde ich mich gar nicht kehren, auch mit keinem Menschen mich über diese Erklärung in einigen Streit einlassen, da ein jeglicher, dem meine Auslegung nicht ansteht, sich eine andre erwählen, mir aber die Freyheit las-

sen kann, bey der meinigen zu bleiben, die ich niemand aufdringe.» Aber ist das nicht auch dictatorisch? ist das — ohngeachtet sie es selbst nicht verstehen — nicht auch schmähsüchtig? das bey den Meynungen bleiben zu partheyisch gegen sich selbst? und überdies der Ausdruck: dem meine Auslegung nicht ansteht, nebst dem folgenden völligen Abfluß der Rede zu niedrig? Wir erinnern dies nur, um dem B. zu zeigen, wie leicht es ist andern partheyisch, schmähsüchtig und dictatorisch zu scheinen, ohne wenigstens die Absicht zu haben es zu seyn. Herr B. wird uns auch, wie wir hoffen, keinen von diesen dreyen Vorwürfen machen, wenn wir hier noch im Vorbeygehen bemerken, daß seine Schreibart zu sehr durch eine Menge niedriger allzu gemeiner und wohl gar zweydeutiger Worte und Redarten verunstaltet wird. Von der leztern Art ist der Ausdruck, der uns einmal vorgekommen ist, wer nur einigermaßen die Kunstgriffe des Teufels kennet; von der mittelsten, wenn es S. 19. heißt, die Engel können es Gott nicht recht machen, u. s. w. Unsre Leser wollen wir nun sogleich in den Stand setzen von der Güte dieser paraphrastischen Erklärung zu urtheilen. Sie brauchen nur einmal zu wissen, daß Herr B. sie erst für sich unternahm, weil er eine allgemeine Einleitung in den Hiob nächst der erbaulichen Anwendung einiger Kapitel als Prediger von der Kanzel vorzutragen hatte; zweytens, daß er die ganze in den Büchern des N. T. aufgeklärte Religion Jesu in demselben findet, ja es zur Hauptabsicht aller Theile macht, alle Ungläubige und Irrgläu-

gläubige von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu zu überzeugen. — Wir wollen ihn selbst reden lassen. — »Sollte nicht vielmehr ein jeglicher von sich selbst vermuthen, daß die Hauptabsicht Gottes dabey ohne Zweifel etwas weit wichtigers zum Gegenstand haben müsse? Was kann aber wohl wichtiger seyn als dieser Zweck, die listigen Anschläge des höllischen Geistes zur Unterdrückung der wahren Religion Jesu, zugleich aber auch die ganz besondre Vorsorge Gottes für die Erhaltung und Ausbreitung derselben, der Welt in einer so merkwürdigen Begebenheit zu offenbaren? Was könnte auch dem menschlichen Geschlechte wohl nöthiger seyn, als diese Offenbarung, dadurch alle Ungläubige und Irrgläubige von der Wahrheit und Göttlichkeit der evangelischen Religion Jesu überzeugt, alle treue Bekenner derselben aber vor den Nachstellungen des bösen Geistes gewarnet, zu einem vorsichtigen Wandel in der Furcht Gottes erweckt, zum muthigen Streite wider den Fürsten der Finsterniß aufgefodert, in ihrem Glauben an Jesu Namen befestiget, des göttlichen Beystandes dabey versichert und mit Muth, Trost und Hofnung erfüllet werden sollen, daß Gott die auf Jesum, den unbeweglichen Fels des Heyls gegründete Kirche seines Sohnes auch bey den gefährlichsten Umständen doch allemal gewiß mächtig schützen, gegen alle Anschläge des Teufels und seiner Werkzeuge nachdrücklich vertheidigen, wunderbarlich erhalten, und nimmermehr zulassen werde, daß sie der Satan vertilge, so lange die Welt steht.« Wir haben getreu und unermü-

det abgeschrieben; wir wollen uns auch über die Länge des Periodens nicht beschweren; aber das beklagen wir doch im Ernst, daß Herr B. einen Einfall gewagt und durch alle Theile der Paraphrase angebracht hat, der, wenn er Nachfolger finden sollte, welches wir doch nicht hoffen, alle hermenevtische Gewißheit aufheben muß. Wenn diese Einleitung einer paraphrastischen Erklärung der Apostelgeschichte vorgesetzt wäre, so würden wir nichts weiter daran aussetzen, als daß die Einkleidung für den ruhigen Ausleger zu erhitzt und selbst für den Prediger auf der Kanzel zu geschwätzig ist — Aber vor dem Buch Hiobs — nun wie böse auch Herr B. auf uns werden mag, so müssen wir es andern zur Warnung sagen, da ist sie Mißverstand der ewigen Entwürfe Gottes in Ansehung der verschiedenen Haushaltungen der Religion, Geringschätzung andrer gleich großer Wahrheiten, die so natürlich bey Durchlesung dieses erhabnen Buchs dem aufmerksamen Leser beyfallen müssen; Undank gegen das Licht, das durch die Erscheinung Jesu der Welt aufgegangen. Und doch ist in diesen Fragen, was könnte — wichtiger seyn? was könnte — nöthiger seyn? zugleich einer der stärksten Beweise, für die Richtigkeit dieser Hypothese vorgetragen. Allein wenn nun der Herr B. gefragt hätte, was konnte für die damaligen Zeiten, nach dem Rath Gottes von dem jedesmaligen Maaß seiner Offenbarung unter den Menschen wichtiger seyn? was konnte nach den damaligen Zeiten — — — nöthiger seyn? würde er nicht bald gesehen haben, daß diese Fragen die

angenommene Hauptabsicht sogleich zernichteten. Der zweyte Beweiß ist mit den eigenen Worten des V. S. 54. dieser: »ich glaube zwar, daß dieses alles dem Vorurtheile derer gar zu sehr zuwider seyn wird, die sich und andre so leicht bereden, daß man im A. T. den Herrn Jesum gar wenig gekannt und noch gar nicht viel von ihm gewußt habe. Aber es wird dadurch der Wahrheit der Sache gar nichts abgehen. Genung, daß dadurch das Buch Hiobs, wie ein jeglicher sieht, nicht nur größtentheils einen ganz andern Verstand, sondern auch ein weit größeres Ansehen, unter den übrigen Büchern der göttlichen Offenbarung, einen weit höhern Werth, einen weit herrlichern Gebrauch und ausgebreiteten Nutzen bekommt, so daß ich bey solchen Umständen auch gar nicht nöthig zu haben glaube, von dessen Göttlichkeit weitere Beweise zu geben, die durch den bisher gezeigten wichtigen Inhalt und Zweck dieses Buchs schon zulänglich legitimirt und gerechtfertiget worden ist.« Wir wollen nicht sagen, daß das genung zu dictatorisch ist, wir wollen uns über den Schluß beschweren, der, wenn er gelten soll, den willkührlichsten und ausschweifendesten Erklärungen den gewaltthätigsten Einbruch gut heißt. — Diejenige Erklärung muß nothwendig wahr seyn, die einer Schrift einen ganz andern Verstand giebt, uns der Mühe überhebt, ihre Göttlichkeit zu beweisen — nun die Leser mögen das übrige von selbst ausfüllen. Es beweiset also Herr B. die andere Hälfte seines Satzes, daß in dem Buch Hiobs die Vorsorge Gottes für die Ausbreitung und Erhaltung

Vorstellungen, da einem gar leicht wunderliche Traumbilder vor zu kommen pflegen, wenn ein tiefer Schlaf die Menschen überfällt; V. 14. welches auch Daniel und andern Heiligen bey unmittelbaren Offenbarungen und göttlichen Erscheinungen wiederfahren ist, und eben deswegen von Eliphas hier angeführt wird, daß man daraus desto eher erkennen soll, es sey ein göttliches Gesicht gewesen, welches doch hieraus gar nicht zu beurtheilen ist; V. 15. denn es war, als wenn ein Geist mit schneller und veränderlicher Bewegung vor meinem Gesicht vorüber gienge, dessen Anblick machte, daß mir alle Haare zu Berge stunden, V. 16. er blieb stehen, aber ich kannte seine Gestalt nicht, doch war ein Bild vor meinen Augen, ich sahe also wohl eine gewisse körperliche Figur, die mir vor den Augen schwebte, wuste aber doch nicht, was ich eigentlich daraus machen sollte. Es war alles stille, und da hörte ich eine Stimme, die folgendes sprach: V. 17. Wird dieser elende Mensch von Gott Recht bekommen? wird der Mann wohl von seinem Schöpfer vor rein und unschuldig geachtet werden? welches wohl auf Hiob gehen sollte, den dieser listige Geist gleichwohl nicht gerade zu nennen, sondern nur auf eine versteckte und zweydeutige Art verdächtig machen will: V. 18. Siehe Gott will ja seinen eigenthümlichen Knechten nicht einmal trauen und mit ihren Diensten zufrieden seyn, auch seinen Engeln will er sogar Thorheit aufbürden, und einem großen Theil derselben Schuld geben, als ob

sie

sie noch so was großes versehen und sich an ihm versündiget hätten.

Hier können wir es mit Abschreiben bewenden lassen, da der 17 und 18 V. nach der Meynung des V. für die wirkliche Erscheinung des bösen Geistes stimmend seyn sollen und er hiebey selbst die Paraphrase durch eine Anmerkung unterbricht, deren Inhalt dieser ist: da sich der Geist über Gott beklage, so sey es klar, daß es ein böser Geist gewesen sey. Allein es ist auch klar, daß der böse Geist nicht im Texte, sondern in der Paraphrase steckt und durch eine lange Citation hineingezogen worden. Dann ist es aber auch Kunst in der Anmerkung zu sagen, da nun der Geist sich über Gott beklagt, so muß es ein böser Geist gewesen seyn. Wo ist hier ein einziger exegetischer Beweis? Bedeutet auch נצב im Kal jemals von einem andern Recht bekommen? Ist nicht Luthers Uebersetzung dem Sprachgebrauch aufs genaueste angemessen? Und wenn nun auch alles seine Richtigkeit hätte, so kann doch die ganze Erscheinung immer noch erdichtet gewesen seyn, um diesen Ausspruch dem Hiob desto merkwürdiger und annehmlicher zu machen. Wo hat aber Herr B. auch nur einen Beweis geführt, daß sie nicht erdichtet gewesen? war sie es, so ist auch das ganze Gebäude über den Haufen geworfen.

So hätten wir denn auch zugleich eine Probe von dem Werth der Paraphrase gegeben. Hier sind noch einige K. 1, 1. Es war ein gewisser Mann, im Lande Uz wohnhaft, Namens Hiob, derselbe war aufrichtig und rechtschaffen in seinem Gottesdien-

tesdienste und ganzem Wandel; da er sich in allen, nur nach den Lehren und Geboten der geoffenbarten Religion Gottes von dem zukünftigen Heylande der Welt richtete, den bisher alle Patriarchen vor und nach der Sündfluth angebetet und Gott im Glauben an seine Erlösung gedienet hatten. Denn er fürchtete Gott von ganzem Herzen und enthielt sich sorgfältig von allen Sünden, K. 4, 3. Ueberlege nur selbst, daß du ja sonst, nach deiner berühmten Einsicht und Frömmigkeit, als ein großer Vertheidiger der meßianischen Religion viel andere unterwiesen und dieselbe überall auszubreiten gesucht, auch wohl die müden Hände gestärket und den Bekümmerten mit Rath und Trost, nach den Lehrsätzen der geoffenbarten Religion, beygestanden hast. K. 21, 15. die andere Hälfte: Oder was würde es uns auch helfen, wenn wir ihn, gleich andern Abergläubischen, mit noch so vielem Geschrey und Flehen überlaufen, und mit den beweglichsten Vorstellungen ihm noch so heftig zusetzen, und in seine Regierung darein reden wollten, daran er sich doch wohl so wenig als ein tyrannischer Regente kehren, sondern thun wird, was er einmal beschlossen hat; welches noch immer die Sprache der Deisten und Gottesverläugner ist u. s. w.

Hier sind nun auch noch einige Anmerkungen über das Ganze. Herr D. Bahrdt ehrt und empfiehlt die Originalsprachen der Schrift; er hat hin und wieder sehr wahre Begriffe von den Pflichten eines Auslegers, als wenn er S. 70. in der Anmerkung sagt, mir gefällt das leichte in den bibli-

schen

schen Erklärungen (überhaupt in allen hätten wir gesagt); er besitzt eine seltene Geduld im Schreiben, Sammlen, u. s. w. und wo die grammatische Erklärung bloß aus Parallelstellen hergeleitet werden kann, oder die mechanische Grammatik zureicht, da giebt er sie auch gewiß — Allein er erklärt zu sehr aus der Concordanz und dies ist auf allen Seiten sichtbar; er kennet die feinere Structur der ebräischen Sprache nicht und weiß z. E. nicht, daß die Ebräer die zusammengesetzten Zeitwörter der Lateiner, Griechen und Deutschen also formiren, daß sie das Vorwort dem Zeitwort nachsetzen und es mit dem Nennwort vereinigen, und also z. E. חסה mit dem folgenden ב schlechtweg Confidere רעה wenn eben dasselbe folgt, intueri (S. 36.) und so weiter bedeutet; er übersetzt und paraphrasirt die Sprache des Affectes wegen, und wo er ihre Schönheiten, die Kürze, die Härte der Ellypsen, die Verwirrung der Construction, die jählingen Uebergänge, die dem Hiob so eignen Wiederholungen in seiner Anmerkung entwickeln sollte, da sagt er nichts oder bringt eine erkältende Polemik an — man höre nur K. 3, 3. Der Tag müsse verlohren seyn — aber warum nicht verwünscht müsse der Tag seyn, und wie gezogen ist nicht auch das, der Tag müsse — V. 6. was dieselbe Nacht betrift, da ich gebohren worden, so müsse sie in einer beständigen Dunkelheit bleiben — wie vielsylbicht das dieselbe und wie viel zu langweilig das Ganze, was dieselbe Nacht betrift, für den Affect! warum nicht die Nacht — Finsterniß reisse sie weg — und nun die Anmerkung

kung V. 16. Hiob sagt, ich wollte, daß ich eine unzeitige Geburt geblieben wäre, und so erklärt der V. das Wort נפל recht gut; nun schreibet er aber unter den Text mit denjenigen, die eine völlig unbelebte Mißgeburt verstehen wollen und sagt: »Das würde Hiob bey seiner Hofnung eines bessern Lebens in der Ewigkeit doch nicht einerley seyn, ob er gar eine solche massa rudis geblieben, die gar nicht unter die Menschen zu rechnen, oder unter die Zahl Lebendiger gekommen wäre,« aber bey seinem Affect konnte es ihm doch einerley seyn? hier, wo er schon sein ganzes Daseyn verwünscht hatte. Warum gefiel es doch dem Herrn D. nicht, bey dieser erhabnen Rede den Lowth nachzuschlagen und zum Vortheil seiner Leser zu nützen? Wir fahren fort; Herr B. ist verführt worden, daß er zuerst im Beruf eines Predigers den Hiob vorgenommen: Der Ausleger muß dem Prediger und nicht dieser jenem vorarbeiten, sonst sind sie beyde verlohren, und diese Anmerkung, werden Leser dieser Erklärung auf allen Seiten bestätiget finden, auch unsre, wenn sie nur die vorherangeführten Paraphrasen mit der gedachten Situation des V. vergleichen wollen. Eben so hängt er, allen Regeln einer paraphrastischen Erklärung zuwider, seine eigenen Worte der Rede des Schriftstellers an, welches überdies den Leser verwirrt, z. E. K. 1, 7. Hierauf sprach der Herr der große Jehova zu dem Satan, wo kommst du her? der Satan antwortete dem Herren: ich bin umher gezogen und alles fleissig durchgegangen, um den Zustand und das Verhalten

halten der Menschen ganz genau auszuforschen, und habe alles wohl bemerket, wie auch Petrus sagt, der Satan gehet umher wie ein brüllender Löwe, 1 Petr. 5, 8. welches auch u. s. w.

Endlich hätte der V. in besondern Kapiteln, wenigstens diese fünf Fragen genau untersuchen sollen: Die erste: ob nicht das Ganze von K. 3. an, ein dramatisches Stück sey und ob Herr Löwth Recht gehabt habe, es neuerlich zu verneinen; die zweyte, ob, wenn auch dies nicht wäre, nicht wenigstens eine Erweiterung derselben von dem Schriftsteller sey vorgenommen worden? Die dritte, ob man nicht selbst die wechselsweise Unterredung Gottes mit dem Satan für eine parabolische Vorstellung des von neidischen und übelgesinnten Menschen dem rechtschafnen Manne zugefügten Unheils und andrer Unglücksfälle halten könne, dabey immer noch nicht geleugnet werden dürfte, daß ein Hiob gelebt, der ansehnliche Besitze gehabt, durch eine Menge unglücklicher Vorfälle in Verfall gerathen, von seinen besten Freunden an seinem moralischen Charakter angegriffen worden und endlich durch Standhaftigkeit gesieget? Die vierte, ob es nicht am wahrscheinlichsten sey, daß das Lehrende der ganzen Geschichte dieses sey, es gebe eine Vorsehung, die sich gegen den Frommen allezeit wohlthätig erweise und ihn durch Labyrinthe von Elend doch endlich auf die schönste Ebene der Freuden hindurch führe! Die fünfte, ob man nicht aus gewissen uralten Ausdrücken auf die Spur des eigentlichen Alters des Hiobs kommen könne? So gehört z. E. die Benennung

nung der Kinder Gottes, nach der hier anzunehmenden Bedeutung zu der ehrwürdigen alten patriarchalischen Sprache. Kürzlich müssen wir noch erinnern, daß der Herr V. nur erst bis auf das 24 Kap. in seiner Erklärung gekommen und das übrige künftig erwartet wird.

A.

XVIII.

Elementa Physiologiae Corporis humani, auctore *Alberto v. Haller*. Tomus sextus. Deglutitio, Ventriculus, Omentum, Lien, Pancreas, Hepar. Bernae sumpt. societ. Typographicae, MDCCLXIV. Alph. 3. plag. 11.

So wenig es uns vorhin gelungen ist, die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Herrn von Haller, unter einigen Punkten unserer Aufmerksamkeit zu sammlen, und ihre Vereinigung mit der so gründlichen Einsicht in physiologische Känntnisse deutlich zu zeigen; eben so wenig können wir auch dieses mal daran denken. Die sechste Sammlung, an Gelehrsamkeit und Einsicht reicher Beobachtungen benimmt uns alle Hoffnung dazu. Sollen wir aber deswegen von so viel andern vorzüglichen Eigenschaften schweigen? Und zwar besonders von der, den völligen Ausbruch der besten Erfindungen, und gründlichsten Beurtheilungen zurückhaltenden Bescheidenheit, welche ganz allein wider die häufigen Anfälle so vieler Widersacher gestritten hat? Da, wo der Herr von Haller seine entscheidende Meynung zurück zu halten

und

und ihren Nachdruck zu schwächen sucht, zündet er unmerklich ein helles Licht an, und begleitet uns damit in einer Nacht voll Dunkelheit. Seine Muthmaßungen sind Gewißheiten; in der Weigerung, in schweren Fällen den Ausschlag zu geben, liegt der Werth vortreflicher Aussprüche. Man muß alle Stellen einzeln durchgehen, wenn man das Schöne und Große darinn empfinden will. Lange Weile wird man auf keine Weise haben. Auch bey sonst ganz trocknen Abhandlungen, als der Veränderung der Speisen und den damit verbundnen Versuchen und anatomischen Beschreibungen, findet man die angenemste Unterhaltung, die Verschiedenheit der Gegenstände, ihre Verbindung mit dem Ganzen vergnügt den Verstand außerordentlich. Wir wollen verschiedne einzelne Stellen mittheilen. Die Verdauung nimmt ihren Anfang im Munde, der Speichel, welcher mehr nach mechanischen Bewegungen, als nach einem bloßen Reize zufließt, löset die Speisen auf und erleichtert ihren Weg nach dem Magen. Es ist daher die Verschwendung dieses Saftes höchst nachtheilig. Außer erdnen Theilen, von welchen die Zähne zuweilen als mit einer steinernen Mauer bedeckt werden, findet man noch verschiedne andere, und zwar besonders schleimige, die in Gröpfen und andern Krankheiten eine heilsame Kraft besitzen, und die Drüsen durch einen vermehrten Auswurf von den schädlichsten Verstopfungen befreyen. Der Versuch, da etliche Tropfen eingegossenes Tobaksöl den Tobaksgeruch im Kurzen dem Herzen einer Katze mitgetheilt, beweiset die Gegenwart einsaugender Gefäße, und

ihre Kraft erquickende Mittel noch eher wirksam zu machen, als diese den Magen erreigt haben. Durch ähnliche Versuche werden verschiedne noch nicht genugsam geprüfte Wahrheiten, allem Zweifel entrissen. Diese lassen uns in dem beynahe gehemmten Umlaufe der Säfte und dem Stillstande des Schweißes und der fürnehmsten Verrichtungen der festen und flüßigen Theile, die Ursache sehen, warum einige Thiere den ganzen Winter, Menschen aber eine gewisse Zeit, ohne alle Nahrung zubringen können. Die angeführte Zergliederung einer Frau, die wegen eines Geschwüres, welches zwischen dem Magen und Colo eine Gemeinschaft mit dem übelriechenden Kothe unterhielt, bestimmt die Ursache, warum ein Heißhunger bey einer Fäulniß im Magen schweigt. Von vielen diätetischen Vorschriften ist dieses ein kleiner Auszug. Mittags soll man mehr als Abends essen, und den uns darauf übereilenden Schlaf nicht fliehen. Feld- und Gartenfrüchte, unterhalten zwar eine feinere Ausarbeitung der Säfte, allein wegen der Kräfte und der nöthigen Auflösung des Schleimes ist das Fleisch unentbehrlich. Unter allen Arten des Getränkes erhält das Wasser sowohl in Absicht auf die Erhaltung der Gesundheit, als auch auf die Bestreitung gefährlicher Zufälle, als des Blutauswurfs und hitziger Fieber den Vorzug. Der Wein soll zur Stärkung, Gewürze und Salz aber blos mäßig, wegen der zu besorgenden Austrocknung, gebraucht werden. Wir sind einmal zu weit gekommen, als daß wir den Nutzen verschiedner für die Ausarbeitung des Nahrungssaftes bestimmter Eingeweide, übergehen sollten. Wir

wol-

wollen ihn kurz fassen. Das Omentum hindert das Reiben, und also auch die Entzündung naher Theile. Ueber dieses saugt es eben so, wie das Mesenterium die stockenden Säfte des Unterleibes ein, der Beweis liegt in der Zergliederung verschiedner Wassersüchtiger, in welchen diese Theile eine Verhärtung erlitten hatten. Aus Verstopfungen des pancreatis, und aus der Oefnung dieser Drüse in dem Magen gefräßiger Thiere, kann man auf die davon abhangende Erleichterung der Verdauung und des Stuhlganges schließen. Von der Milz wissen wir noch wenig, und der Herr von Haller hält mehr als er verspricht. Der Druck, die Bewegung und die Ausdehnung dieses Theiles, wirken auf das, bey seiner Ankunft schwere und unbewegliche Blut dergestalt, daß es die Verdünnung erhält, welche zur Absonderung der Galle nöthig ist. Der Sprung, den wir von der Milz zur Leber und der von ihr ausgearbeiteten Galle thun, ist zwar nach der Lage dieser Theile leicht und bequem, allein wegen vieler eingestreueter Betrachtungen, wodurch beyde Theile getrennt werden, etwas zu groß. Die Einrichtung unsers Plans muß ihn allein rechtfertigen. Neue und wichtige Versuche bestimmen die auflösende Kraft der Galle, welche noch überdieses die Oefnung des Leibes unterhalten soll.

E.

XIX.

Christian Wilhelm Franz Walchs, der Theol. Doct. und derselben und der Philosophie ordentlichen Professors zu Göttingen, Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten bis auf die Zeiten der Reformation. Erster Theil. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1762. 2 Alph. 6 Bog. in 8. Ebendesselben zweyter Theil, 1764. 1 Alph. 21 Bogen in 8.

Eine unpartheyische Ketzergeschichte zu schreiben, ist eine der schwersten Unternehmungen. Die Schriften der Ketzer, daraus man ihre eigentliche Meynung lernen könnte, sind größtentheils unterdrückt worden, oder verlohren gegangen. Von beyden Seiten hat man oft in unbestimmten Redensarten und Wortkriegen gestritten. Die Leidenschaften haben sich mit in den Streit gemischt; die Politik oft den Streit entschieden. Die Vermengung der herrschenden Philosophie, die oft seltsam genung war, mit den Sätzen der Religion hat neue Verwirrungen gebohren; und eine erhitzte morgenländische Einbildungskraft, die durch unlautere Affekten noch mehr angefeuert ward, nicht selten mehr Antheil an der Entscheidung gehabt, als ein gesundes Urtheil. Viele, die sich so den Ausschweifungen ihrer Phantasie überlassen haben, sind bloß deswegen in die Ketzerrolle gesetzt worden. Sie haben sich selbst nicht verstanden, noch von andern verstanden werden können.

Da

Da also die ächten und ganz unpartheyischen Quellen zu einer Ketzergeschichte so rar sind; da in keinen Streit die menschlichen Leidenschaften, und der blinde Eifer so viel Einfluß haben, und gehabt haben, als in Religionsstreitigkeiten; da der Widerspruch gegen eine Meynung gemeiniglich zu einem entgegengesetzten Irrthum verleitete, und nach der Natur des Menschen nur gar zu leicht verleiten mußte; da die jedesmaligen Lehrsätze der herrschenden Philosophie so schwer zu bestimmen, und ihr Einfluß auf die streitenden Partheyen und ihre Lehren genau zu zeigen sind; so gehört viel Känntniß des menschlichen Herzens, eine sorgfältige Prüfung der Charaktere und Einsichten der streitenden Partheyen, eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der alten Philosophie und mit den Schriften der Kirchenväter, ein sehr gewiegtes Urtheil, und ein Herz, das die Wahrheit allen andern Betrachtungen vorzieht, dazu; eine solche Geschichte unpartheyisch und folglich nützlich zu schreiben, und zwischen einem Arnold und einer Menge alter und neuer Ketzermacher den Mittelweg zu treffen.

Wir glauben, daß der Verf. gegenwärtiger Geschichte mehr als alle seine Vorgänger diesen Weg getroffen habe, und noch keiner vor ihm mit der Behutsamkeit, Unpartheylichkeit und sattsamen Känntniß der zu einer solchen Unternehmung nöthigen Hülfsmittel versehen gewesen, als er. Er hat alle von uns angezeigte Schwierigkeiten erkannt, und in seinen Vorbereitungsgrundsätzen zergliedert: er führt die Sprache der Wahrheitsliebe; gesteht S. 18 daß

Wahrheit von Unwahrheit nirgends schwerer zu unterscheiden, als hier; daß ein ehrlicher Mann beyde Theile hören müsse, wenn er kann; oder melden, daß er nur einseitige Berichte habe; daß oft bey den irrenden Einfalt und Mangel der Einsichten oder auch irrende Gewissenhaftigkeit; bey den rechtgläubigen hingegen Stolz, Verfolgungsgeist, Herrschsucht und andere Arten wahrer Bosheit die Quelle der Ausbreitung und Unterhaltung der Ketzereyen gewesen, S. 22; daß es Vorurtheil sey, als habe die größte und siegende Parthey immer Recht gehabt, S. 12 und 23: daß die Liebe zur Wahrheit es eben so wenig erlaube, ein Lobredner des Verfolgungsgeistes und der Betrügerey zu werden, wenn sie zur Vertheidigung der reinen Lehre gebraucht worden; als die Maaßregeln boshafter Irrlehrer, die sie zu Ausbreitung ihres Irrthums ergriffen haben, zu billigen. S. 25. Diejenigen, welche so fertig sind, neuere Lehren mit dem Namen alter Ketzereyen zu belegen, bekommen S. 29 auch eine nöthige Lection. Ueberhaupt führen diese Vorbereitungsgrundsätze die Sprache der Wahrheitsliebe, der billigen Gleichmüthigkeit und einer durch die Känntniß des menschlichen Herzens geläuterten Denkungsart so sehr, daß sie für das Werk selbst auf eine vortheilhafte Weise einnehmen.

Die beyden Theile, die wir vor uns haben, begreifen die Ketzereyen und Streitigkeiten der ersten vier Jahrhunderte, bis nach der Nicänischen Kirchenversammlung; so daß der erste Theil mit der Geschichte der Streitigkeiten zur Zeit des Apostels anhebt, und mit

der

der Geschichte der Manichäer endiget; der zweyte aber die verschiedenen Ketzereyen vom Sabellius an bis auf die Arianischen Streitigkeiten erzählt. Wem der Verf. zu weitläuftig scheinen sollte, dem antwortet er in der Vorrede, daß er eine vollständige Geschichte liefern wollen, auch nach dem fünften Jahrhundert weniger Materie und trocknere Nachrichten vor sich finden werde. Die chronologische Ordnung nach dem Ursprunge der Ketzereyen, deren Geschichte alsdann vollständig abgehandelt wird, ist wohl gewählt. Der historische Styl des Verf. ist plan. in dogmatischen Untersuchungen verwickelt er sich zuweilen, um gedrungen zu seyn, in lange und zusammengesetzte Perioden, welche nicht immer die Deutlichkeit befördern.

Die Streitigkeiten, die sich zur Zeit der Apostel erhoben, werden in des ersten Abschnitts erster Abtheilung mit Recht den jüdischgesinnten Christen zugeschrieben, welche den Gehorsam gegen das mosaische Gesetz, und den Eintritt in den Bund Gottes mit dem Abraham durch die Beschneidung, für die bekehrten Heyden als nothwendig zur Seligkeit ansehen wollten; dagegen sich Paulus, als Apostel der Heyden vornehmlich gesetzt hat, und in seinen Briefen an die Römer und Galater diese Irrthümer widerlegt, die Aufhebung des mosaischen Gesetzes und die unserm Evangelio allein geltende Gerechtigkeit des Glaubens erwiesen, und die Beschaffenheit und Absicht des Bundes Gottes mit dem Abraham gezeigt hat. Es wird auch sehr wahrscheinlich dargethan, daß alle andere in den Briefen Pauli erwähnte

Bewegungen der falschen Apostel, welche solche jüdischgesinnte waren, aus dieser Quelle geflossen, und sich in den Nebenfragen nur anders modificirt haben, je nachdem sie zuvor der pharisäischen oder essäischen Sekte zugethan gewesen; wie denn die Briefe an die Colosser und Epheser, ingleichen der erste an den Timotheum vornehmlich die letztern zum Augenmerk haben; hierbey wird S. 67 und 79 behauptet, daß die Apostel und überhaupt die Bekehrten aus den Juden zwar verschiedene jüdische Gebräuche beybehalten, aber kein Opfer mehr gebracht hätten, welches uns zu unbestimmt gesagt zu seyn scheint, weil Apostg. 18, 18. von Paulo erzählt wird, daß er um ein Gelübde zu vollführen, nach Jerusalem gereiset, und auch wirklich im Tempel daselbst nach Kap. 21, 26. die dazu gehörigen Opfer für sich habe thun lassen: wiewohl es uns auch unmöglich zu seyn scheint, daß sie noch eigentliche Sündopfer sollten gebracht haben. Bey dieser Gelegenheit müssen wir den Wunsch äußern, daß es aus den Schriften und der Praxi der Apostel wahrscheinlich dargethan werden möchte, in wie fern sie es den gläubigen Juden verstatter, die Gebräuche des jüdischen Gottesdienstes, als gleichgültig, zu beobachten. Es würden sich alsdenn die Streitigkeiten, welche nach den Zeiten der Apostel besonders von jüdischgesinnten erreget worden, nicht allein deutlicher beurtheilen lassen, sondern diese Bestimmung selbst einen merkwürdigen Einfluß in die Moraltheologie haben, das, was man auch heut zu Tage noch als gleichgültig betrachten könne, analogisch daraus zu entscheiden.

Aus

Aus angezeigten Gesinnungen der jüdischgesinnten Christen entstanden die Streitigkeiten wegen der Sabbathsfeyer, welche noch nachher in den Streit wegen der Osterfeyer, und in den spätern Zeiten zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche wegen der Sonnabendfasten Einfluß gehabt haben. S. 96. 98. Wie sich denn auch die Abweichungen der Nazaräer und Ebioniten, die wir mit Wahrscheinlichkeit bestimmen können, daraus herleiten lassen, als welche die Verbindung des mosaischen Gesetzes und der Beschneidung mit dem christlichen Glauben, wenigstens in Absicht auf die Juden, als nothwendig zur Seligkeit hielten, und deswegen die Schriften Pauli, des stärksten Widersachers dieser Meynung, verwarfen, und sein apostolisches Ansehen läugneten; vielleicht auch nach und nach, um sich zu behaupten, das Ebräische Evangelium Matthäi und die andern Schriften N. T. die sie als kanonisch annahmen, zu Begünstigung ihrer Lehrsätze verfälschten.

Von Simon, dem Zauberer wird S. 135 f. sehr wohl gezeigt, daß er nicht sowohl unter die christlichen Ketzer, als unter die Gegner und Verfolger des Christenthums zu rechnen. Ein verwirrter Kopf, der durch die Abentheuer oder Allegorien der morgenländischen Philosophie noch mehr in Unordnung gesetzt war, und ein eingebildetes und ehrsüchtiges Herz scheinen die Quelle seiner Unternehmungen gewesen zu seyn. Was er aber eigentlich für Lehrsätze behauptet, wird bey dem Mangel zuverläßiger Nachrichten wohl nie mit der Gewißheit bestimmt werden können, als es viele zu thun gewagt haben. Selbst

die Berichte der Kirchenväter davon können aus unrichtiger Erklärung seiner philosophischen Redensarten entstanden seyn, S. 156. welche in dergleichen Fällen am ersten Verzeihung verdient.

Die Streitigkeiten in der Korinthischen Gemeine, welche Paulus in seinem ersten Briefe an sie zum Augenmerk hat, sind von Seite 193. an sehr bestimmt und dem Inhalte dieses Briefes angemessen, aus einander gesetzt. Daß aber der Apostel Jakobus seinen Brief gegen Leute gerichtet habe, die den Glauben an Einen Gott für hinlänglich zur Seligkeit hielten, wie der V. S. 215. meynet, darin können wir ihm nicht beystimmen, weil es der Apostel den Christen, an welche er schreibt, einschärft, daß die Erkänntniß des Worts der Wahrheit, wodurch er die christliche Lehre versteht, bey ihnen praktisch seyn müsse, wenn sie zur Seligkeit fruchtbar seyn soll: welchen Grundsatz er offenbar Kap. 2. auf sie und ihre Abweichungen von demselben anwendet. Der Verf. hat auch Kap. 2, 1. übersehn, wenn er sagt, daß in dem Vortrage des Apostels kein Wort von dem Glauben an Christum zu finden sey.

S. 217. hebt sich die Geschichte der Gnosticker an, welche erst überhaupt abgehandelt, und hernach die besondern Partheyen derselben unter den Christen und ihre Abweichungen von einander beschrieben werden. Der V. nimmt die wahrscheinlichste Meynung an, daß die Gnosticker ihre metaphysischen und moralischen Grundsätze aus dem System der alten morgenländischen Philosophie hergenommen; und dies scheint uns daher noch erweislicher, weil leztere

noch

noch jezt bey den mehresten Völkern des Orients, und selbst der Chineſen, durch ihre gottesdienſtliche Lehrſätze und Religionsübungen durchſcheint. Dieſem Syſtem ſind verſchiedene, wohin der V. Simon den Zauberer, den Menander und die Eſſäer unter den Juden rechnet, zugethan geweſen, ohne zugleich Chriſten zu ſeyn. Andere hingegen, unter welchen Cerinthus der erſte iſt, haben das Chriſtenthum damit verbinden, oder vielmehr darnach erklären wollen; woraus ihre zum Theil ungeheure Abweichungen von der Lehre des Evangelii entſtanden ſind. Der V. hat aus dieſem Syſtem alle theoretiſche und praktiſche Hauptirrthümer der Gnoſtiſchen Ketzer, ja ſelbſt S. 240. den ganz entgegenſtehenden Lebenswandel mancher Partheyen derſelben, ganz ſcheinbar hergeleitet; wie denn überhaupt dieſer Abſchnitt um der beſondern Deutlichkeit willen, womit dieſe höchſt verworrene Geſchichte vorgetragen worden, zum Nachleſen empfohlen werden muß.

Cerinthus, der erſte unter dieſen chriſtlichen Gnoſtickern, hat zur Zeit der Apoſtel gelebt, S. 249. und es iſt wahrſcheinlich, daß ihn der Apoſtel Johannes einſt im Bade angetroffen, S. 255. auch ſein Evangelium, vielleicht auch ſeine Briefe gegen ihn gerichtet habe, S. 270. doch wir können dem V. nicht umſtändlich in Erzählung einzelner Partheyen folgen. Ihre Lehrſätze ſind zum Theil ſo widerſinniſch, oder die Allegorie, darein ſie gekleidet worden, ſo unerklärbar; die Nachrichten der alten Kirchenväter von ihnen oft ſo widerſprechend; das Syſtem eines erhitzten Schwärmers, wie

alle

alle Gnosticker gewesen sind, in einen Zusammenhang zu bringen, so unmöglich; und doch der Einfluß, den diese Irrthümer auf die Kirche gehabt, so unbedeutend oder doch so unerweislich: daß wir die Mühe der Gelehrten, welche die verschiedenen Lehrsätze der gnostischen Partheyen sorgfältig geprüft und zu bestimmen gesucht haben, nicht belohnt finden. In einer allgemeinen Geschichte der Ketzereyen scheint es uns hinreichend zu seyn, eine allgemeine Vorstellung von dem System der Gnosticker überhaupt zu geben, hierauf die unterscheidenden Lehrsätze einer jeden besondern Parthey derselben, so viel möglich, zu bestimmen, und den Einfluß zu zeigen, den sie theils durch ihre Ausbreitung auf die ganze christliche Kirche, theils als Grundsätze und Quellen auf die nachfolgende Irrthümer in der Kirche gehabt haben: welches leztere wir hier vermissen. Wer wird es jezt wohl der Mühe werth halten, die Meynungen eines Böhme, Tennhard, Weigels u. s. w. in ein System zu bringen, und unter sich zu vergleichen? Je weniger man sich mit ihnen abgiebt, desto wenizer Schaden stiften ihre Schriften. Und sie oder ihre Anhänger bessern wollen, ist eine ganz vergebliche Arbeit. Denn der Kopf solcher Leute ist krank, und doch dünken sie sich gesunder zu seyn als alle andere Menschen. Von den Irrlehren des Valentinus wissen wir das mehreste aus den Schriften der Kirchenväter; und doch verdienen die, die sich mit Untersuchung derselben beschäftiget haben, mehr Bewunderung als Dank, wie der V. S. 350. selbst gesteht. Man sieht deswegen nicht heller in

dem

dem seltsamen System dieses Mannes; es bleibt immer unbegreiflich, daß er bey vielem Verstande abentheuerliche Sätze ohne Sinn und Deutung vorgetragen; und man fällt immer auf die Vermuthung, daß seine Gegner den Sinn seiner morgenländischen Allegorien nicht verstanden haben. Unter den Gnostickern ist Bardesanes, von dem S. 407. f. gehandelt wird, ein merkwürdiger Mann, weil er ihre Philosophie und Theologie von vielen groben Begriffen gereiniget, und ihr Licht und einen verständigen Sinn zu geben gewust hat. Marcion ist auch zu den Gnostickern zu zählen, aber er ist der erträglichste unter ihnen, S. 524. In einer pragmatischen Geschichte hätten wir die Anzeige der Ursachen erwartet, warum sich dieser leztere Lehrbegrif, der doch in vielen Stücken so seltsam, und dem Evangelio so widersprechend war, so weit ausbreiten, und einige Jahrhunderte erhalten können. Für solche Anmerkungen würden viele Leser die umständliche Geschichte von jedem gnostischen Schwärmer und seinem besondern Aeonensystem gern entbehret haben.

Unter den Gegnern der Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit ist Praxeas zu Ende des zweyten Jahrhunderts der erste, der am wahrscheinlichsten zu dem nachfolgenden Sabellianismo Gelegenheit gegeben. S. 542. Die Geschichte der Montanisten von S. 611. an, empfehlen wir gar sehr um der Ordnung, Deutlichkeit und Billigkeit willen, die darinnen herrscht. Ein gleiches müssen wir von der Geschichte des manichäischen Irrthums sagen. Nur scheint uns das Urtheil des V. S. 793. zu hart, daß

Manes

Manes ein Betrüger gewesen. Je mehr man mit dem Genie der Morgenländer bekannt wird, und ihre Neigung zum wunderbaren, ihre Bilderſprache, ihre von heißer Phantaſie erbaute philoſophiſche und Religionsſyſteme kennen lernt; deſto wahrſcheinlicher wird es, daß viele ſogenannte Ketzer die Lehren des Chriſtenthums, ſobald ſie ihnen bekannt worden, als brauchbare Ingredienzien angeſehen, ihr einmal gefaßtes Syſtem damit auszuſchmücken, ohne die Diſſonanz, die wir bey kaltem Blute darinn erblicken, wahrzunehmen. Denn was findet eine erhitzte Einbildungskraft wohl widerſprechend? Sie haben alſo nicht ſowohl zur Abſicht gehabt, die chriſtliche Lehre zu verderben, als ſie vielmehr in ihr eigenthümliches Syſtem, ſo gut ſie gekonnt, hinein zu tragen; wie wir es noch heut zu Tage an philoſophiſchen Syſtemen, die herrſchend werden, erleben; nur mit dem Unterſchiede, daß wir Europäer von kälterm Blute beyde Syſteme gemeiniglich ſchreinbarer in einander zu paſſen wiſſen. Wüßten wir daher das jedesmalige philoſophiſche Syſtem der alten Irrlehrer beſtimmter, ſo würden wir auch die Quellen ihrer Abweichungen von der reinen Lehre in den meiſten Fällen genauer anzeigen können. Die ſtarke Anhänglichkeit aber an das einmal gefaßte Syſtem, und der natürliche Hang des Menſchen, ſeinen für wichtig gehaltenen Meynungen Beyfall zu verſchaffen, ſind allein zureichend, ihn zu Erwerbung einer Parthey geſchäftig zu machen, ohne daß man annehmen darf, als ſey er ein vorſetzlicher Betrüger geweſen. Vom Manes geſteht auch der V. ſelbſt

S. 732. daß er sich weder für einen eigentlichen Propheten, noch für einen Wunderthäter ausgegeben, welches doch für einen Betrüger in den damaligen Zeiten des Christenthums nothwendig zu seyn scheint. Daß sich dieser manichäische Irrthum so lange unter den Christen erhalten, rührt wohl theils daher, weil man die Lehre vom Ursprung des Bösen, vom Teufel u. s. w. daraus zu erklären glaubte; theils, weil der hernach aufgekommene Mönchsstand den größten Theil der Sittenlehre des Manes gleichsam heiligte. Doch ist es höchst wahrscheinlich, ja erweislich, daß die Anhänger dieses Irrthums dem Lehrbegrif ihres Stifters immer eine andere und erträglichere Form gegeben.

Das wichtigste im zweyten Theile dieser Geschichte betrift die Streitigkeiten des dritten und vierten Jahrhunderts über die Lehre von der heil. Dreyeinigkeit. Die unglückliche Begierde, über dieses Geheimniß scharfsinnig zu philosophiren, die Disputirsucht und der damit verknüpfte Neid und Verfolgungsgeist bey nunmehro anwachsender Gewalt der Lehrer und die Vernachläßigung des wahren praktischen in der Religion bey zunehmendem Einfluß der Kirchenverfassung in die Angelegenheiten des Staats, waren wohl die allgemeinen und vornehmsten Quellen von den gegenseitigen Irrthümern in dieser Lehre und ihren heftigen Vertheidigungen, wobey die Wahrheit gemeiniglich mitten inne stehen blieb. Weil man Anfangs vornehmlich die Lehre der heil. Schrift von Christo mit der Einheit Gottes übereinstimmend erklären wollte, so wurde auch bey dem

Streite

Streite beyder Partheyen des heil. Geistes kaum Erwähnung gethan, S. 11. bis durch die Hitze des Streits auch diese Lehre mit in die Streitfrage gezogen wurde. Ein Sabellius wollte, vielleicht aus guter Meynung, verhüten, daß man in die Vorstellung von der heil. Dreyeinigkeit nicht den Begrif einer Vielgötterey mit einmischte, wovon auch unter uns der gemeine Haufen der Christen nicht freygesprochen werden kann; und gieng so weit, daß er, die Einheit Gottes zu behaupten, den Unterschied der Personen aufhob, und das in Christo und dem heil. Geist geoffenbarte göttliche für die Wirkungskraft der einzigen göttlichen Hypostasis ansahe. S. 29. 30. Der Bischof Dionysius zu Alexandrien, der diesen Irrthum widerlegen wollte, bestand so sehr auf dem Unterschiede der Personen, daß er den darauf folgenden Arianern Gelegenheit gab, sich auf ihn zu berufen, S. 58. und ihrer Meynung von dem wesentlichen Unterschiede des Vaters und des Sohnes Ansehen und Gewicht dadurch zu ertheilen. Paul von Samosata suchte, welches uns am wahrscheinlichsten ist, die sabellianische Meynung scheinbar und vernunftmäßig zu machen, und mit den Lehren der Schrift von Christo in Uebereinstimmung zu setzen.

Bey Gelegenheit der Streitigkeiten über das tausendjährige Reich trat der B. Dionysius von Alexandrien mit den Anhängern des Nepos, die Vertheidiger desselben waren, in Unterredungen; und ihre beyderseitige Aufführung dabey ist so merkwürdig und selten, daß wir sie nach S. 160. hier erzählen müssen. Sie hätte allen theologischen Collo-

quiis

quiis zum Muster dienen sollen. Dionysius erzählt; »Ich setzte mich mit ihnen drey ganze Tage vom Morgen bis zum Abend nieder, um alles, was in dem Buche (des Nepos)» enthalten war, zu untersuchen. »Ich bewunderte der Brüder Beständigkeit, Wahrheitsliebe, Folgsamkeit und vernünftiges Betragen. Wir trugen unsre Fragen, Zweifel und Entscheidungsgründe einander in der besten Ordnung und mit aller Bescheidenheit vor. Wir nahmen uns in Acht, vorgefaßte Meynungen, wenn sie auch wahr zu seyn schienen, hartnäckig zu vertheidigen; oder die gegenseitige Einwürfe zu verachten. Wir bemüheten uns vielmehr bey der Hauptsache zu bleiben, und sie zu berichtigen: wir schämeten uns nicht, wo Gründe waren, unsre Gedanken zu ändern, und nach unserm Gewissen, ungeheuchelt mit Richtung der Herzen zu Gott, dasjenige anzunehmen, was durch Lehren und Beweise der heiligen Schrift konnte erwiesen werden. — Die anwesenden Brüder freueten sich über die — gestiftete Vereinigung.» Wie viel Verketzerungen, Religionshaß und unselige Trennungen würden unterblieben seyn, wenn die Kirche mehr solche Dionysien gehabt hätte! Ein ganz entgegen gesetztes, aber nur zu gewöhnlich gewordenes Exempel haben wir an der darauf folgenden Geschichte der Novatianischen Spaltung; wo die Leidenschaften und Partheylichkeiten eines Kornelius und Cyprians, anstatt den Novatianus durch Sanftmuth und Nachgeben zu gewinnen, vielmehr durch Heftigkeit und falsche Beschuldigungen mehr aufgebracht,

bracht, hartnäckiger gemacht und zu unrichtigen Schriften verleitet haben; und großentheils Schuld daran gewesen sind, daß um einer Meynung willen, die an sich nicht ganz verwerflich war, weit aussehende Trennungen, und durch die Heftigkeit des Widerspruchs, wie gewöhnlich, wichtigere Abweichungen vom richtigen Wege bey der novatianischen Parthey in der Folge entstanden sind. Uebrigens müssen wir auch bey dieser Geschichte die Ordnung, Genauigkeit und Unpartheylichkeit des Verf. mit billigem Lobe erkennen; wobey wir auch ein Urtheil desselben S. 310. zum Nachlesen empfehlen.

Die wichtige Geschichte von der Arianischen Ketzerey nimmt fast die lezte Hälfte des zweyten Theils ein. Es ist, traurig genug, daß einige Dispüte zwischen dem sabellianischdenkenden Bischof Alexander und seinem zuversichtlichen Aeltesten, Arius, zu einer so wichtigen, und in ihren Folgen zum Theil so schrecklichen und für das menschliche Geschlecht so demüthigenden Geschichte den ersten Stoff gegeben hat. Hätte man diesen Privatstreit, der durch persönliche Leidenschaften unterhalten wurde, nicht zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht, so würde sich weder das schädliche des arianischen Irrthums so weit ausgebreitet, noch die Hitze des Streits auf beyden Seiten so viel Verbrechen erzeuget haben. Aber es scheint fast den meisten Gottesgelehrten eigen zu seyn, daß sie aus kleinen Funken ein allgemeines Feuer aufblasen, und eben diese Geschichte, die sie Behutsamkeit und Vorsicht lehren sollte, dient nur gar zu vielen zur Aufmunterung ihrs

res übertriebenen athanasianischen Eifers. Noch nie hat ein hitziges und mit dem Verfolgungsgeiste vergiftetes Geschrey einen Irrthum gedämpft, immer aber allgemeiner gemacht. Ruhige Untersuchung, Unpartheylichkeit und Sanftmuth einiger nach Herz und Einsicht gleich bewährt erfundener Lehrer, und das kluge Schweigen der übrigen sind die Waffen, einem in der Kirche aufkeimenden Irrthum seine schädliche Kraft, ja das Leben zu nehmen. Doch wir kommen wieder auf den Arius.

Als er in seinem Streit mit dem Alexander mehr Beyfall erhielt, als diesem lieb war, fährt lezterer, als Bischof zu, und schließt ihn nebst seinem Anhange von der Kirchengemeinschaft aus, S. 428. und verlangt von vielen andern Bischöffen durch Briefe, daß sie ein gleiches thun möchten, um sie mit in den Streit zu ziehen, und aus einer Privatstreitigkeit eine allgemeine Angelegenheit der Kirche zu machen. S. 433. Arius und sein Anhang wird gehäßig abgebildet, S. 437. daher dieser sich auch Freunde suchen muß, und um Alexanders harten Verfahrens willen Mitleiden und Liebe findet, S. 442. Es werden also immer mehr Gemeinen mit verwickelt; es geschehn Fürbitten für den Arius beym Alexander, aber vergeblich; die Verbitterung muß also natürlicher Weise zunehmen, S. 447. u. f. man nimmt Parthey, selbst der Pöbel mischt sich mit in den Streit, so daß die christliche Religion selbst auf den heydnischen Schauplätzen lächerlich gemacht wird. S. 453. Endlich sucht der K. Konstantin unpartheylich und gütlich den Streit beyzu-

legen, dessen Urtheil über die Streitfrage S. 458. f. nach seiner damaligen Einsicht, und politisch betrachtet, sehr richtig war; und sein darüber geschriebener Brief ist ein Beweis von seinem guten Verstande, und gleichmüthigen Verfahren. Aber auch dieser Versuch war ohne Frucht. Man sahe also eine allgemeine Kirchenversammlung als das einzige Mittel an, die durchgehends überhand nehmende Unruhen zu stillen, und den Streit durch eine Entscheidung der gesammten Bischöffe und vornehmsten Lehrer beyzulegen. Sie wurde, wie man weiß, zu Nicäa gehalten. Die meisten Stimmen fielen wider den Arius aus, der Kaiser trat ihnen bey, und wer nicht das ausgemachte Unterscheidungszeichen ὁμοούσιος unterschreiben wollte, wurde mit bürgerlichen Strafen bedroht und wirklich belegt. Man kann leicht denken, daß meist alle Arianischgesinnete unterschrieben. Nun aber wurde aus einem theologischen Streit eine politische Angelegenheit, eine Hofintrigue. Wer sich in die Gunst des Hofes setzen konnte, der brachte seine Parthey empor; ja der Hof oder dessen Staatsbedienten erklärten sich wohl auch aus politischen Ursachen für die Parthey, die den stärksten Einfluß in den verschiedenen Provinzen des Reichs auf das Volk hatte. Bürgerliche Unruhen, gegenseitige Verfolgungen, Verbannungen, selbst Lebensstrafen waren die traurigen Folgen einer Synode, die den Frieden und die Einigkeit wieder herstellen sollte. Das römische Reich wurde durch die Folgen dieses Streits einige mal erschüttert, und gewiß innerlich geschwächt. Weil die Arianer eine

Zeit-

Zeitlang nach der Nicäniſchen Kirchenverſammlung faſt immer die herrſchende Parthey waren, und den Hof auf ihrer Seite hatten, übten ſie auch die meiſten Verfolgungen aus, und machten ſich durch ihre Gewaltthätigkeiten haſſenswürdiger, als ihre Gegner. Ein paar mal hatten ſich beyde Theile ſo ſehr genähert, daß man einen allgemeinen Kirchenfrieden hätte hoffen können, aber das unglückliche Wort ὁμοούσιος, das der eine Theil nicht fahren laſſen, der andere nicht billigen wollte, machte alles rückgängig. Endlich behielten die Vertheidiger der Nicäniſchen Synode die Oberhand; von dem Kaiſer Theodoſius an war der Hof immer auf ihrer Seite; und das um deſto mehr, da alle die barbariſchen Völker, die durch ihre Einfälle dem römiſchen Reich den Untergang drohten, mit der chriſtlichen Religion, den arianiſchen Lehrbegrif zugleich angenommen hatten. Die Arianer wurden alſo durch den Zwang harter Geſetze, und durch ſtrenge gerichtliche Verfolgungen, die über ſie als böſe Bürger, ergiengen, ſo unterdruckt, daß ſie ihre Meynung nicht mehr öffentlich zu behaupten wagten. Indeſſen konnten es nun die Rechtgläubigen um deſto weniger verhindern, daß ſich die Lehre der Arianer unter den Feinden des römiſchen Reichs, den barbariſchen Völkern, nicht hätte ausbreiten, und einige Jahrhunderte erhalten ſollen. Ja es iſt merkwürdig, daß ſie ſich ſo lange erhalten hat, als von Seiten dieſer Völker und des römiſchen Reichs, bis zum Untergange des einen oder des andern Theils, eine Gelegenheit zum Kriege übrig blieb. Daher auch in den folgenden Zeiten

die gegenseitigen Verfolgungen nicht mehr bloß aus dem Gesichtspunkte der Religion, sondern auch aus dem Argwohn der bürgerlichen Untreue der Gegenparthey gegen ihren Landesherrn entstanden sind.

Wir können uns nicht enthalten, diese Geschichte mit des Verf. eignen Worten zu endigen. S. 698. 699. »Im Ganzen fehlte es überall an Mäßigung; überall herrschte das Vorurtheil, daß man ein Recht habe, über anderer Leute Gewissen zu befehlen; überall wurden Privathändel zu öffentlichen Kirchenangelegenheiten gemacht: überall mißbrauchte man das Ansehen der Kirchenversammlungen, und noch mehr der bürgerlichen Obrigkeit: überall wurde daher die Verfolgungsbegierde unterhalten und gestillet. — Kurz, wir endigen hier eine Geschichte, welche die Nothwendigkeit, mit dem Eifer für die Wahrheit eine reine Liebe gegen die andere, und Vermeidung aller persönlichen Affekten zu verbinden, durch so viele traurige Auftritte, und so viele höchst unangenehme Folgen von der Unterlassung dieser Pflicht sehr nachdrücklich empfehlen kann.« Ausser dem Verdienst der kritischen Genauigkeit, der Ordnung und Billigkeit hat diese leztere Geschichte noch den Vorzug vor den übrigen in diesem Werke, daß sie pragmatischer ist. Wenn wir aber zu dem pragmatischen einer Ketzergeschichte noch rechnen dürfen, daß die wahrscheinlichen Quellen eines Irrthums entdeckt; sein Einfluß auf die Glieder der Kirche, und auf den Lehrbegrif, seine Ausbreitung, und die Ursachen derselben aus der Geschichte der Zeit aufgekläret; und der Einfluß, welchen politische und

mora-

moralische Ursachen auf die verschiedentlich abgeänderte Bestimmung desselben gehabt haben, angezeigt; auch zu welchen neuen Irrthümern, oder neuen Bestimmungen der rechtgläubigen Lehrbegriffs er Gelegenheit gegeben, bestimmt werden muß: so glauben wir, daß der Verf. in diesem Werke noch um ein vieles pragmatischer hätte seyn können.

B.

XX.

Comische Erzählungen: ex noto fictum Carmen sequar, vt sibi quiuis speret idem. 1765. 15 Bog. in 8.

Hor.

Phocion, der in Athen lakonisch sprach, gieng einst auf dem Markte, kurz zuvor ehe er den Rednerstuhl besteigen wollte, tiefsinnig auf und nieder. Worauf sinnen Sie, frug ihn ein Freund? σκέπτομαι, ἐι τι δύναμαι ἀφελεῖν τύτυ τῦ λόγυ, war die Antwort. Unter uns sinnet man wie man dehnen kann. O! könnte unser Rath bey dem unbekannten Verfasser, der gewiß Genie zur leichten Erzählung hat, könnte er so viel Gewichte bey ihm haben, daß er seine Arbeiten abkürzte; daß er sie von pöbelhaften Ausdrücken säuberte, und daß er sich eine Manier im Erzählen wählte und sich nicht bald Fontainen, bald Crebillon, bald Marmontel, bald einen andern zu erreichen vorsetzte, welches bey ihm gleichsam mit der Laune oder vielleicht je nachdem er einen dieser Autoren zuletzt in der Hand

gehabt, abwechselt! Auch Küchenstücke wollen eine feste Manier haben.

Ich weis wohl, daß comische Erzählungen sich viele Ausdrücke erlauben, die in jedem andern Vortrage verboten sind: aber doch wohl verstanden, nur in denen Stellen, wo das Burleske herrschend ist: so wie Harlekin nur die Erlaubniß hat, einen zu klappen, wenn er als Harlekin erscheint.

Wenn Juno zum Jupiter sagt:

Dir schmecken nur verstohlne Wasser süße,
Und deiner Dirnen geile Bisse:

so wird das letztere Bild doppelt unerträglich, weil man außer der niedrigsten Vorstellung auch diese kriegt, daß sie nur um des vorhergehenden süße willen unsre Phantasey beleidige.

In einer Beschreibung, wo der Verf. eben nichts Burleskes sagen will, kömmt vor: »ein perlengleich Gebiß.» Dies Wort ist ekelhaft. In einigen Provinzen nennt der Pöbel eine doppelte schöne Reyhe von Zähnen, ein schönes Gebiß: aber dem Pöbel muß man seine Wörter lassen, und sie nicht zu Leuten von Erziehung bringen. Von den drey Göttinnen, die zum Paris kommen, läßt ihn der Verfasser sagen:

Sie übertreffen ja die Schwanen selbst an Weiße,
Und ihr Gerüch!

Der Geruch thut hier eine so üble Wirkung auf den Leser, daß man ordentlich nach der Dose greift, um Tobak zu nehmen. Man sagt wohl, daß Mädchen Gerüche düften; aber ihr Geruch! des odeurs, und l'odeur sind auch im Französischen sehr verschieden.

Die

Die Worte schmatzhaft, ein Schmatz, schnäbeln, der Kamm schwillt ihr, können wohl leinweberm spaßhaft vorkommen, aber nach dem Ton der guten Gesellschaft heißt ein Mensch, von dem man sie anhören müßte, ungezogen; man würde eher ganz natürliche Benennungen erlauben als solche.

Ich will das, was ich itzt anführen werde, eben keinen Anachronismus nennen: allein es befremdet doch im Lesen. Venus sagt vor dem Paris von der Minerva, »Homer würde ihre Augen Katzenaugen nennen.» Der Verfasser wird doch wohl mit uns andern annehmen, daß des Paris Urtheil vor der Iliade vorhergegangen sey, und seine Venus muß also gewußt haben, daß dem Homer dereinst eine solche Benennung belieben würde: und dis ist wirklich mehr als die heydnischen Theologen jemals ihren Göttern zugeschrieben. Eben so würde es dem Jupiter, der sich vor der Juno wegen des Ganymed mit dem Exempel eines Sokrates rechtfertigt, diesem Jupiter würde es, deucht mir, besser anstehen, wenn er bey dieser Gelegenheit vom Sokrates noch nichts wüßte.

Ich eile, um die schönen Stellen, die Stellen, worinn das Genie glänzt, anzuführen, ob man sie gleich aus langen überflüßigen Seiten herausfischen muß. Der Verfasser hat durchaus eine leichte Versification, nur bitten wir uns aus, daß er des Reimes willen, aus pflegen, im Imperfecto nicht pflag, sondern pflegte, machen möge; wir können in Obersachsen an das erstere die Ohren noch nicht gewöhnen; und denn könnte es ja auch einmal kommen, daß ihm pflegte einen Dienst zu erweisen im Stande

wäre. Ueberhaupt verräth es sich an einigen Wörtern, daß diese Gedichte in Oberdeutschland geschrieben sind.

Z. E. schaffen, anstatt arbeiten; es thut dir nichts, anstatt, es schadet dir nichts. Doch, wie gesagt, zu den schönen Stellen! Nichts gefällt mir, (ich rede itzt nur von mir, und dies Recht muß ich wenigstens einmal um der Mühe der Recension willen haben,) mir also gefällt in den Dichtern nichts besser, als wenn ich einen gesunden vernünftigen Gedanken in einem so netten und gedrungenen Körper als der Reimen macht, gehüllet sehe, wobey der Gedanke allenthalben durchschimmert. Darinn war Pope so stark, und deswegen heißt er der Dichter der Vernunft. Darinn war es unser Horaz und deswegen wird man ihn nie müde. Auch die comischen Erzählungen sind darinn einigemal glücklich, und der Verfasser wird es noch öfters seyn, wenn er wollen wird.

Nachdem Diana ihre Nymphen des Endymions wegen ausgescholten hat, sagt der Poet:

Und die bestrafte Nymphen fliehn
Mehr traurig als belehrt von dannen.

Diese Bemerkung ist so wahr! aber eben so wahr ist es die andre:

Man denkt, ein Blick von Ferne, von der Seiten,
Ein bloßer Blick hat wenig zu bedeuten:
O glaubet mir, ihr habt schon viel gethan,
Der erste Blick zieht stets den andern an!

Bey dergleichen Gedanken wollte ich den Reim, um weis wie viel nicht missen; mir deucht, ich würde

das

das Nette des Gedankens verlieren, so wie ich den schönen Wuchs eines kleinen schlanken Jungen herzlich gerne durchs Husarenkleid durchsehe, ob ich gleich den Bürgermeister sich so zu kleiden eben nicht zwingen will. Der Verfasser steht wirklich, wie ich glaube, in Gnade bey den Musen, denn sie geben ihm oft so glückliche Zeilen ein, daß man ihn darum beneiden möchte. Warum buhlt er denn mit der Schwatzhaftigkeit? Warum untersucht er nicht bey einer ganzen Erzählung.

Ob alle Theile fein
Symmetrisch in einander passen,
Durch gute Nachbarschaft einander Reize leyhn,
Schön an sich selbst, im Ganzen schöner sehn.

Dies sind seine eigne guten Verse aus einer Beschreibung, wo vieles zu platt ist.

Er bleibt in der Erzählung vom Urtheil des Paris frostig bis auf den Augenblick, wo Paris die Göttinn von Paphos entkleidet sieht: aber plötzlich fühlt er so gut als Paris selbst Praesens numen, seine Verse wallen wie das Blut in den Adern nach einem sanften Händedruck:

Schon stehet Cypria
Voll Zuversicht in diesem Streit zu siegen,
In jenem schönen Aufzug da,
Worinn sie sich (das lächelnde Vergnügen
Der lüsternen Natur) dem leichten Schaum entwand,
Sich selbst zum erstenmal voll süßen Wunders fand,
Und im Triumph auf einem Muschelwagen,
An Paphos reizendes Gestad
Von frohen Zephyrn hingetragen,
Im ersten Jugendglanz die neue Welt betrat:

So

So steht sie da, halb abgewandt
Wie zu Florenz, und deckt mit einer Hand
Erröthend, in sich selbst geschmieget,
Die holde Brust, die kaum zu decken ist,
Und mit der andern — was ihr wißt.
Die Zauberinn! wie ungezwungen lüget
Ihr schamhaft Aug! und wie behutsam wird
Dafür gesorgt, daß Paris nichts verliert!

Diese drey letzten Zeilen sind ihrer leichten Schönheit wegen unnachahmlich. Aber nun öfnet Venus den Mund zu sprechen, und löscht den Eindruck aus, den sie gemacht hat. Sie muß wirklich bey diesem Verfasser höchstens lächeln; denn mag es wahr seyn, was sein Paris von ihr sagt:

Doch dieser Lächelnden ist gar nicht zu entgehn!
Man hielte sie, so obenhin besehn,
Für minderschön; allein beym zweyten Blicke
Ist euer Herz schon weg, ihr wißt nicht wie,
Und holt mirs, wenn ihr könnt, zurücke!
Mir ist, vom Ansehn schon, ich fühle sie
So groß sie ist, bis in den Fingerspitzen;
Was wär es erst — vom sechsten Sinn!

Diese letzte Zeile ist crebillonmäßig, und die erstern sind voll schöner Naivetät. Dies kann meine obige Anmerkung bestätigen, daß der Verfasser keine feste Manier im Erzählen habe.

Wir wollen ihn da wieder aufnehmen, wo er sich eben so begeistert, wie sich Juno beseelt, als sie beym Paris sich alleine sieht, da sie sich erst neben den beyden andern gezeigt hatte:

Saturnia, die mit verschränkten Armen
Euch kurz zuvor, wie eine Säule stund,

Ist

Ist kaum allein, (errathet mir den Grund)
So sieht der Hirt den Marmor schon erwarmen,
Den schönen Mund, die Wangen frischer blühn,
Die weiße Brust, die Alabaster schien,
Mit Rosen sich auf einmal überziehn,
Und sanft, wie leicht bewegte Wellen,
Wenn buhlerisch um Amphitritens Brust
Der Zephyr spielt, sich jede Muskel schwellen.
Ihr Götter! rief der Hirt vor Lust,
Da sie so plötzlich sich besetzte,
Itzt merk' ich erst, was eurer Schönheit fehlte!
Ich fühlt' es wohl und wußte doch nicht was?
Ich stund erstaunt, und blieb doch kalt wie Erde:
Nun seh ichs wohl, beym Pan! es war nur das!

So sagt ohngefähr der Mahler im Heureusement des Marmontel zum kleinen Abbé, aus dem er einen schönen Hymen machen wollte. Aber das schadet nichts; es ist immer im Deutschen sehr glücklich gegeben:

Laßt mir die Kleine kommen!

ruft Paris, nachdem Juno und Minerva gemustert sind. Ich bins auch zufrieden:

Sie kommt, die Lust der Welt, des Himmels schönste Zier,
Und unsichtbar die Grazien mit ihr.
Dem Hirten ists, da er sie wieder siehet,
Als säh er sie zum erstenmal.
Ihr erster Blick erspart ihm schon die Wahl:
Das Herz entscheidt; ein einzigs Lächeln ziehrt,
Noch eh er sich besinnen kann,
Und fesselt ihn an ihren Busen an.

Und schon wieder hat Venus das Unglück bey unserm Verfasser zu reden, und die Bezauberung hört auf.

Bey

Bey mir wenigstens, ob gleich nicht beym Paris; der muß im Anschauen geblieben seyn; denn als ihm Venus die Tochter der Leda verspricht; so schön oder wohl noch schöner als sie selbst: so ruft der kleine Richter aus, er, der sein Corpus juris in den Augen hatte:

Wo käme mir noch eine Venus her?
So schön wie ihr?

* * * *
* * * *

Sie hätte mir so schöne lange Locken
Vom feinsten Gold und weich wie seidne Flocken?
Ein solch oval Gesicht?
So feine Züg' und alles lauter Schlangen-
Und Wellenlinien? So sanfte Rosenwangen
Und um und um mit Grazien behangen
Wie Eure?
Ein kleines Maul, das so verführisch lacht,
Und wenn es lacht, nach Küssen lüstern macht?
Und ihre schwarzen Augenbrauen
Die flößen ihr so fein und sanft verlohren hin?
Und solch ein Aug' und solche Blicke drinn,
Die einem durch die Seele schauen?
In jedem Backen und im Kinn
Ein Grübchen, wo ein Amor lächelt,
Und Arme die Aurore nicht schöner haben kann,
Und eine Hand wie Marzipan,
Und Hüften — „Still *)„ — wie frischer Schnee:
Und fächelt
So schön wie hier, in ihrer Lilienbrust,
Die Wollust selbst, der Geist der Jugend Lust?

Es

*) sagt Venus die immer dazwischen dialogirt hat.

Es muß immer fremde dünken, daß bey den gewöhnlichen Erzählern am Ausgange dieser Geschichte nicht mehr Venus, die doch sonst oft geworden war, wie der Menschinnen eine, sondern Helena die interessante Person wird. Der Verfasser läßt dies den Paris verbessern:

Frau Göttin, frey vom Herzen weg zu reden,
Ich gäbe gleich um einen Kuß von dir
Die ganze Welt mit allen ihren Leden;
Wenn gleich aus jedem Vogeley
Vom Colibri zum Hühnerweyh,
Ein Mädchen wie ein Engel schlüpfte,
Und ungelockt auf meine Schultern hüpfte.
Wenn je das Schwanenmädchen mir
Gefallen kann: so lieb ich dich in ihr!

Was für ein Jammer, daß zwischen solchen trefflichen Stellen so manches Gewäsche steht, das noch dazu, wie ich schon erinnert, sehr oft höchst niedrig in Bildern und in Ausdrücken ist. Und der Verfasser hätte es nicht einmal nöthig, da ihm, wenn er will, comische Bilder zu Dienste stehn. Er beschreibt z. E. den schlummernden Endymion, neben dem Diana in Empfindungen zerfließt, und ihn durch feurige Küsse in das Spiel der Phantasey setzt, dessen wolkichte Klarheit oft vor den Sinnen so vorzüglich ist.

Für ihn wird jeder Kuß ein Traum,
Ein Traumgesicht von jener Art,
Die oft trotz Skapulier und Bart
Sankt Franzens fette Seraphinen
In schwühler Sommernacht bedienen.

Diese

Diese Seraphinen geben gewiß keiner französischen Umschreibung etwas nach, und werden vielleicht nur von einem andern Einfall des Verfassers übertroffen, wodurch er den St. Hilarion bezeichnet:

Für den das schönste Weib
Memento mori war.

Auch an comischen und feinen Wendungen mangelt es diesem Dichter nicht. Er läßt seine Diana, die neben ihrem Endymion sich immer mehr und mehr in Zärtlichkeit auflöset, durch einen Faunen belauschen, und gerade in dem Augenblicke belauschen, da sie sich satt geküßt hatte, ohne doch zum Weggehen Lust zu haben. Dies mußte erzählt werden, es sollte nicht ohne Flor und doch durchscheinend seyn.

Wie wird dann satt von Küssen,
Diana sich zu helfen wissen?
Sie that, so sagt der Faun, der sie beschlichen hat,
Was Platons Penia im Göttergarten that.
Was that dann die? wird hier ein Neuling fragen,
Sie legte — Ja doch; nur gemach,
Schlagt eyren Plato selber nach,
Das läßt sich nur auf griechisch sagen.

Wenn ich wüßte, daß mich Ehemänner läsen, die nachher mit ihren Frauen darüber keinen Streit bekämen: so wollte ich wohl zwo Seiten hinsetzen, wo vielleicht keine Zeile ist, deren sich Hans la Fontaine schämen müßte. Sey es! Man wisse denn, daß vom Ehestande des Vaters Jupiter und seiner majestätischen Gattinn die Rede ist.

Wer ihn für glücklich hielt, der sah die Dame nicht
Im Schlafgemach und hinter den Gardinen.

Dort

Dort pflegte sie beym Sternenlicht
Des Weiberrechts sich ernstlich zu bedienen,
Dort wieß sie ihm ein anders Angesicht
Als das am Göttertisch so angenehm geschienen.
Wo Juno lag, da schlief sichs selten viel,
Da ließ die ganze Nacht als wie ein Glockenspiel
Sich ihre schöne Stimme hören;
Und konnte gleich bey ihren Sittenlehren
Ihr Mann sich oft des Schlummers nicht erwehren,
So wußte sie ihn doch bald wieder aufzustöhren,
Und überschrie, wenns ihr gefiel,
So gar die Nachtmusik der Sphären.

Madam hatte freylich einige Artikel, bey denen sie mit einigem Rechte sich ausbreiten konnte. Jupiter hatte gewisse Vermuthungen gegen sich, die endlich gar zur Gewißheit wurden; denn

Der Krug gieng, wie man pflegt zu sagen,
So lang zum Wasser, bis er brach.
Ein oft gelungnes Glück reizt oft zu viel zu wagen;
Und kurz, als ihm in einer Sommernacht
Latona einst die Zeit zu kurz gemacht,
Ließ er, für einen Freund vom Naschen
Sich, wie die Chronik sagt, recht schülerhaft erhaschen.
Wir geben zu, den Stand, der wohl behagt,
Pflegt niemand gerne zu verlassen;
Allein nicht merken, wenn es tagt,
Heißt vom Affekt sich übernehmen lassen,
Ein Weiser soll, wie Flaccus weislich sagt,
Die Abzugsstunde nie verpassen.
Was Juno ihm für ein Gesicht verlieh,
Begreift durch die Analogie,
Die Zimmermann uns preist, ein jeder ohne Müh,
Der einst sich langsam finden lassen.

Die Stellen werden mir zu lang; sonst setzte ich die Beschreibung, welche Silen vom Ausglitschen der Hebe giebt, gerne noch hieher. Ich überhüpfe auch einige kleinere, die ich mir angezeichnet hatte; doch die folgende nicht, welche zu den glücklich gesagten Bemerkungen gehört:

Und selbst Sankt Thomas will vorlängst gesehen haben,
Daß junger Mägdchen Aug auf schönen jungen Knaben
Sich gern verweilt; und an Gestalt,
An Neigungen und Reizbarkeit der Sinnen,
Sind, wie man weis, die ältesten Göttinnen
Stets sechszehn Jahre alt.

Das nächste Stück könnte ein Cabinet zieren, worinn ein rosenrother Sopha mit Silber gestickt stünde:

So sieht und liebt nach Plutons Lehren
Der junge Callias in seiner Tänzerinn
Das höchste Gut, womit sich unsre Geister nähren,
Eh sie, Gott weis warum, in diese Leiber ziehn.
Singt ihm, den Grazien zu Ehren,
Ihr süßer Mund ein Tejisch Liedchen vor:
So glaubt euch der entzückte Thor,
Er höre den Gesang der Sphären
Ein Druck von ihrer weichen Hand,
Ein Florentinerkuß der buhlerischen Zungen
Erweckt von seinem Götterstand
Die schlummernden Erinnerungen;
Auf einmal ists, ob um ihn her,
Der blaue Himmel offen wär
Er sieht die Sterne doppelt blicken;
Er steigt, verliert sich in den Schwarm
Der Geister, welche Nektar trinken,
Glaubt in den Quell des Lichts zu sinken
Und sinkt — in Phrynens Arm.

Von

Von der 175sten Seite könnte noch ein Gemählde genommen werden, um es dem vorhergehenden gegen über zu stellen. Nur muß ich dabey erinnern, daß die Vermischung der Feen mit der heydnischen Mythologie in meinem Kopfe sich nicht gut halten will, und daß es mir besser scheint Göttinnen nicht in Feen und diese nicht in jene umzuschmelzen. In der That würden auch die erstern dabey verlieren, weil sie viel vernünftiger sind als die letztere. Eine geringe Känntniß der Naturkräfte und des Naturlaufes hat die Gottheiten erfunden; gar keine, die Feen.

Ich habe keinesweges alles, was schön ist, aus diesen Erzählungen angeführt. Ich setze zum Voraus, daß sie in sehr kurzer Zeit in den Händen jedes Lesers, der einigen Geschmack hat, seyn werden.

Da aber Dichter, die so viel Genie verrathen, als der Verf. gegenwärtiger Erzählungen, in Deutschland eben so gemein nicht sind, so möchten viele Leser wohl neugierig seyn, den Verfasser zu wissen. — Nachrichten, die das Ansehen der Zuverläßigkeit haben, versichern, daß Hr. Wieland der Verfasser der obenangeführten Begebenheiten des Don Sylvio, und dieser komischen Erzählungen sey. Ist dies wahr, so möchte es freylich diejenigen, die die Art der Dichtkunst, in der sich Hr. W. bisher gezeigt hat, kennen, etwas befremden, daß er sich itzt von einer ganz entgegengesetzten Seite zeiget. Sein künftiger Biograph mag die Ursachen dazu aufsuchen; Wir begnügen uns, was schön ist, schön zu finden, es mag herkommen von wem es will.

H.

XXI.

Cecilia oder die gottlose Tochter, von dem Verfasser der Charlotte Fräulein von Weissensee. Leipzig, 1764. bey Joh. Gottlob Rothen, Buchhändler in Koppenhagen, 1 Alph. 2 Bogen, in 8.

Das Romanschreiben ist noch nicht der Deutschen Sache. Sie behelfen sich noch immer mit auswärtigem Gute, und unsere Handarbeiter sind auch sehr geschäftig, ihr kümmerliches Tagelohn zu erwerben, und alles, was der geschwätzige Gallier und der schwärmende Britte nur auszuhecken vermag, zum Nutzen der Buchhändler, und zur Verderbung oder zum Ekel des Geschmacks der Leser zu übersetzen. Wer es wagt, einen deutschen Roman zu schreiben, hat entweder nicht Erfindung genug, und seine Erzählung wird langweilig; oder es fehlt ihm an feinem Geschmack, und seine Gedanken und Situationen sind gemein; oder er versteht die Kunst zu zeichnen nicht, kennt die Welt und das menschliche Herz nicht, und seine Geschichte ist ohne Charakter und ohne Sitten. Aber es machen sich auch Schüler an diese Arbeit, da es doch Männer von geprüftem Geschmack seyn sollten, die mit der feinern Welt und mit den mannigfaltigen charakteristischen Wendungen des menschlichen Herzens hinlänglich bekannt wären. Der eigenthümliche Charakter unserer Nation und die daraus fließenden Sitten würden viel Stoff zu Romanen geben; aber man hütet sich sehr dafür, die Scene nach Deutschland

zu

zu versetzen. Warum wohl? Man kennt seine Nation am wenigsten; und es ist immer leichter in dem einförmigen französischen Modeton eine Geschichte nachzustammlen, als seine Nation zu studieren, und eine deutsche Geburt hervor zu bringen.

Der Verfasser gegenwärtiges Romans hat sich doch darinn von den gemeinen Uebersetzungstaglöhnern unterscheiden wollen, daß er ein deutsches Original geliefert hat. Mit großem Bedacht aber versetzt er die Scene in das französische Amerika, um seinem mageren Genie an den bekanntern französischen Sitten, an großen Unglücksfällen unter den Wilden auf unbekannten Inseln Stoff zu verschaffen. Doch wir wollen die Geschichte erst selbst erzählen.

Cecilia, die einzige Erbinn eines sehr großen Vermögens in Canada erhält von ihrer gottesfürchtigen Mutter die beste und tugendhafteste Erziehung, die man sich nur gedenken kann. Ob sie nun gleich nichts als lauter Gutes gesehn und gehört hat, so verführt sie doch schon im dreyzehnten Jahre, man weiß nicht wie, einen Gärtnerjungen zur Unzucht. Als sie darüber zur Rede gesetzt wird, sucht sie zu entlaufen; und man urtheilt daraus, daß sie ein Abschaum des weiblichen Geschlechts werden würde vermuthlich, weil der Verf. schon wuste, was er die Cecilia für ein Ende wollte nehmen lassen. Man weiß kein besser Mittel, sie vor fernern Ausschweifungen zu bewahren, als daß man sie verheyrathet. Roger, ein einfältiger Mensch, der sich in ihr Geld und in ihre Schönheit verliebt hat, bekömmt sie zur Frau. Er läßt sich Anfangs so von ihr leiten, daß

sie die fromme Mutter gar bald durch ihre gemeinschaftliche Verschwendung und ihr ungezogenes Betragen in die Grube bringen. Nach dem Tode derselben wird es noch ärger. Ceciliens Hauß wird ein Sammelplatz von liederlichen Kerls, von Spielern, Betrügern und Ehebrechern. Cecilie spielt, verschwendet, schwärmt, säuft, hurt ganze Nächte hindurch vor den Augen ihres Mannes. Sie begegnet ihm verächtlich und grob, und er hat nicht das Herz, ihr etwas zu sagen. Endlich bekömmt er Muth und wird ernsthaft. Sie scheint sich zu bessern, aber es ist nur Verstellung. Ehe er es sich versieht, läuft sie mit dem Mathurin, einem ihrer Liebhaber, den sie zuvor aus dem Gefängnisse losgekauft hat, davon; und nimmt alles Geld und alle Kostbarkeiten mit sich. Der Mann verfolgt sie, findet sie endlich, wird aber, weil sie auf englischem Gebiete ist, von ihr verlacht; sie sucht ihn durch einen Meuchelmörder erschiessen zu lassen, und er kehrt ohne seine Frau, aber noch mit heiler Haut, wieder nach Hause. Hier heyrathet er die tugendhafte Agnete, die einst seiner Frauen Kammermägdchen gewesen, von ihr aber fälschlich beschuldiget worden, daß sie mit dem Manne einen verbotenen Umgang pflege, und aus dem Hause gejagt worden war. Nun lebt er vergnügt; was macht aber Cecilia? Sie setzt sich mit ihrem Mathurin zu Schiffe, nach Cuba über zu gehn. Unterweges lassen sie sich, weil sie krank ist, ans Land setzen, indeß daß die Matrosen frisch Wasser einnehmen. Aber siehe, plötzlich werden sie von wilden Amerikanern umringt, fortgeschleppt,

schleppt, Mathurin und die übrigen gottlosen Gehülfen ihrer Bosheit vor ihren Augen lebendig aufgefressen; sie selbst, weil ihre Krankheit sie zu einem solchen Leckerbissen zu ekelhaft gemacht hat, liegen gelassen. Durch ihr Geschrey zieht sie ein Schiff herbey, worinn sie aufgenommen, und in Canada ausgesetzt wird, wo sie als eine Bettlerinn von ihrer Tante erkannt, und in ein Hospital gebracht wird, in welchem sie bald darauf im achtzehnten Jahre ihres Alters an einer venerischen Krankheit stirbt. Ihr mitgenommenes Geld und Geschmeide wird von dem ehrlichen Schiffskapitain, auf dessen Schiffe es geblieben war, dem Roger wieder zugestellt.

So lautet die Geschichte. Zu wessen Erbauung soll sie wohl dienen? Wäre es eine verführte Schöne, so könnte sie andern zur Warnung dienen, gegen die ersten unschuldigscheinenden Regungen ihres Herzens auf ihrer Hut zu seyn, um nicht stufenweise in Laster, Verbrechen und Elend zu gerathen. Aber die Heldinn dieser Geschichte ist auf einmal eine abscheulige, nichtswürdige Kreatur. Wer soll sich wohl darinn erkennen? Es müßte etwa der elende Auswurf des menschlichen Geschlechts seyn, der sich im Bordell aufhält. Situationen sind fast gar nicht darinn, oder sie sind sehr schlecht angelegt, und auf eine abgedroschene Art ausgeführt. Verwickelung und Knoten ist so wenig zu finden, daß man schon von Anfang an das Ende voraus sieht, und damit sich auch der einfältigste Leser in seiner Vermuthung nicht irren möge, so sagen es die handelnden Personen mehr als einmal klüglich voraus, wie es erfol-

gen müsse. Die Charaktere sind alle gemein. Ceciliens Gesellschafter sind die schlechtesten Kerls; Roger ist ein einfältiger Mensch, der doch in seiner Einfalt nicht einmal bestimmt und unterscheidend ist. Kein Charakter veranlaßt Situationen; alles ist aus der Luft gegriffen und kümmerlich zusammengestoppelt. Hätte der Verf. nur Charaktere zu nutzen gewust, so würde ihm Agnetens Charakter nicht allein weit besser zum Kontrast seiner Heldinn gedient, sondern er auch in demselben Stoff zur Verwickelung und zum Knoten gefunden haben. Denn die Anlage desselben ist wirklich das beste im Buche. Mathurins Frau ist auch wohl gezeichnet, und einige Scenen, darinn sie auftritt, machen eine sehr gute Karnatur.

Die Kunst, diese Geschichte zusammen zu flicken, ist seltsam genung. Apoline, ein verrätherisches Kammermägdchen Ceciliens, schreibt an ein paar erbare Frauenzimmer alles, was in dem Hause ihrer Frauen vorgeht. Ist nun der Brief gelesen, so machen diese liebe Damen so viel allgemeine und unbedeutende Betrachtungen darüber; es werden so viel Ausrufungen und Verwünschungen gegen Cecilien ausgestoßen; sie deklamiren so viel um die Wette in einerley Ton, daß dem Leser Zeit und Weile dabey lang wird, bis wieder ein Brief vom Kammermägdchen kömmt. Endlich hört man auf zu deklamiren, und wartet auf neue Briefe. Der Leser wartet gerne mit. Sie kommen an; aber nun muß er auch wieder neue Tiraden aushalten. Ist das nicht recht interessant? — Die ganze Geschichte

wird

wird von einem unverheyratheten Frauenzimmer einer Freundinn erzählt; doch nein, wir irren uns; nicht erzählt; sondern vorgelesen. Sie muß also wohl entweder alle die Reflexionen, die sie und ihre Freundinnen über die vorgefallene Begebenheiten gemacht haben, zur Stunde aufgeschrieben, oder hinten nach erst mit dem Verf. ausgearbeitet haben. Der V. hat nicht bedacht, daß man das aufgeschrieben haben muß, was man vorlesen will. Das ist eine kleine Sünde wider die Wahrscheinlichkeit. Wir würden auch zu manchen Reflexionen kein unverheyratheres Frauenzimmer gebraucht haben, weil sie zu viel Känntniß in die Natur und Folgen der Wollust voraus setzen, als ihr anständig ist. Noch weniger hätten wir ihr das vorzulesen aufgetragen, ihre jungfräuliche Zucht leidet dabey, wenn es auch gleich nicht den guten Sitten zuwider ausgedruckt ist. Das

quid deceat, quid non: quo virtus, quo ferat error:

ist hierbey aus den Augen gesetzt.

Die Schreibart gienge noch wohl an. Nur kommen fast auf allen Blättern Fehler wider die Grammatik, als Ihnen besuchen, Sie gehorchen, und ähnliche vor. Man findet auch Redensarten, die durch ihr undeutsches Ansehen zu verrathen scheinen, daß der Verf. ein Ausländer sey, der sie aus seiner Muttersprache herüber getragen. So heißt es z. E. S. 251. »Ich warne euch, daß ihr künftig nichts gegen das Glück dieser Unschuldigen unternehmt, oder ihr werdet vor Gerichte davor Rechenschaft geben müssen, und diese Sache steht vor euch alsdenn noch offen.« Was soll das letzte

heissen? S. 172. steht unter manchen wenig bedeutenden Betrachtungen: »ich zweifle, man könnte diese Richterinn als ein Urbild verdammlicher Lüste, in die Bildergallerie unter die ungetreuesten stellen. — Doch wir haben von diesem Roman schon genung gesagt.

B.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Johann David Cube, Predigers in Berlin, Anmerkungen über D. C. A. Heumanns Erweis, daß die Lehre der Reformirten Kirche von dem heiligen Abendmahle die rechte und wahre sey. Leipzig 1764. 6 und ein halber Bogen in 8.

Dieser Verf. hat nicht sowohl die Lehre der Reformirten bestreiten, noch die Lehre der Lutherischen Kirche vollständig beweisen, sondern nur zum Besten derer, welche die Unterscheidungslehre beyder Kirchen vom heil. Abendmahl nicht bestimmt genung einsehen, den Ungrund und die Schwäche des Heumannischen Erweises in seiner Blöße darstellen wollen. Er geht ihm deshalb Schritt vor Schritt nach, und läßt vom Titel an bis zum Ende keinen Ausdruck ohne eine scharfe Erinnerung hingehen; welchen besondern Fleiß Heumanns Schrift nicht verdiente, und muß also dieser Traktat nur nach dem Zweck des Verf. beurtheilt werden. Er

wider-

widerlegt Heumanns exegetische und dogmatische Gründe sowohl, als die historischen Zeugnisse, die er anführt, sehr umständlich und bündig; wobey Heumann sowohl, als der Herausgeber seiner Schrift, oft Verweise bekommen, die zwar gerecht sind, aber zu empfindlich und zu oft gesagt sind. Uns ist folgendes am merkwürdigsten in dieser Schrift gewesen. §. 6. werden Zeugnisse aus den Kirchenvätern beygebracht, darinn sie sich von dem heil. Abendmahl, wie die Lutherische Kirche, ausdrücken; zugleich aber gestanden, daß sie unbestimmt davon reden, und iht Ausdruck in Glaubenssachen zu keiner Entscheidung diene. Das ist wahr; aber so viel scheint doch daraus zu folgen, daß sie einen bestimmten theoretischen Begriff vom heil. Abendmahl nicht für einen wesentlichen allgemeinen Glaubensartikel gehalten haben. §. 8. leitet er die Lutherische Vorstellung vom heil. Abendmahl aus der Mittheilung der Eigenschaften beyder Naturen in Christo her; aber macht man, und kann man gegen diese Theorie der Mittheilung nicht wichtige Schwierigkeiten machen? Ist sie exegetisch richtig? Kann der gemeine Christ eine unräumliche Allgegenwart eines Körpers so spitzfindig bestimmt denken, als er soll? Hat diese Theorie Nutzen und Einfluß auf die Seele des Kommunikanten? Der Verf. getrauet sich nicht, dies zu behaupten; er glaubt auch nicht, daß die Jünger Jesu bey der Einsetzung eben diese Theorie gehabt haben. Wenn haben sie sie aber bekommen? Warum haben sie sie ihren Gemeinen nicht bey der Lehre vom heil. Abendmahl bestimmt und eingeprägt,

wenn

wenn sie so wichtig ist? Wenn es mit dieser Theorie seine völlige Richtigkeit hat, so sind auch die Folgerungen S. 42. 43. richtig; aber wenn man nun erst zu dieser unbegreiflichen Theorie seine Zuflucht genommen hätte, um die buchstäbliche Bedeutung des heil. Abendmahls zu behalten? Wie denn? S. 54. wird es ihm nicht jedermann zugeben, daß J. C. Joh. 6, 63. unter dem Ausdruck Fleisch, das buchstäbliche Levitische Gesetz verstehe. Es würden aus dem Parallelismo seltsame Erklärungen herauskommen, wenn man nicht zugleich darauf sähe, ob der Zusammenhang auf die Bedeutung einer Parallelstelle leite; wie der Verf. selbst einsieht. Die Sanftmuth der Lutherischen Kirche S. 81. gegen solche von ihren Predigern, die laut Reformirt denken, wird nicht ein jeder Tugend nennen; ob wir gleich selbst diese Sanftmuth gegen solche gerecht finden, die etwa für sich mit der Theorie ihrer Kirche nicht fertig werden können, und es im Nothfall redlich gestehen. Die Schlußgedanken §. 77. machen der billigen und richtigen Denkungsart des Verf. Ehre; und sind allen denen zum Nachlesen zu empfehlen, welche den Unterschied in dieser Lehre zwischen beyden Kirchen für so wichtig halten, daß sie die brüderliche, christliche Gemeinschaft aufheben, und die Trennung der äußerlichen Kirchengemeinschaft um deswillen als nothwendig und gerecht behaupten.

B.

Gott

Gott geheiligte Paßionsbetrachtungen und Andachten, über die Leidensgeschichte unsers großen Seligmachers Christi Jesu, nach den vier Evangelisten, nebst vier Predigten vom Gebeth, von der Buße zu Gott, vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und vom zeitlichen Tode, auch einem Anhang kurzgefaßter Denkworte über die sonn- und festtäglichen evangel. und epistolischen Texte durchs ganze Jahr, wie auch über die sieben Worte Jesu am Kreuz, besonders zur Privat- und Hausandacht seiner Zuhörer aufgesetzt, zusammengetragen und zum Druck gegeben von Joh. Christian Schorler, Diener des Evangelii bey der Stadtgemeine zu Nibbenitz. Rostock, in Commißion der Coppischen Buchhandlung, 1763. 4. 1 Alph. 4 u. ein halber Bogen, nebst 1 u. einem halben Bogen Zuschrift und Vorrede und 7 Bogen Anhang.

M. Gottlieb Rosts, Diaconi in Apolda, Auszüge der heiligen Reden, welche er im Jahr 1763 gehalten, nebst einer Vorrede Joh. Georg Walchs, D. Jena, gedruckt und zu haben bey Joh. Friedr. Schill, 1764. 8. 1 Alph. 1 Bogen, nebst 1 u. einem halben Bogen Zuschrift und Vorrede.

Die Wahrheiten an sich sind vortrefflich, aber der Vortrag und die Ausführung desto schlechter. Nach gerade werden unsere Buchläden die ungeheure Menge zergliederter Evangelien und Epi-

steln,

steln, sammt den analytischen und synthetischen Predigten, welche von Jahr zu Jahr darüber gedruckt werden, und gemeiniglich in die alte ordinaire Form gegossen sind, nicht mehr fassen können.

Unpartheyische Geschichte der im Jahr 1754 bekannt gewordenen Religionsveränderung Sr. itztregierenden Hochfürstl. Durchl. des Herrn Landgrafens von Hessencassel mit den dazu gehörigen Beweisschriften und Urkunden. MDCCLXV. 4. 1 Alph.

Wer durch diese Schrift seine Neubegierde zu befriedigen und etwa geheime Anecdoten von der merkwürdigen Religionsveränderung eines protestantischen deutschen Fürsten darinn zu lesen denkt, der wird sich irren. Sie enthält weiter nichts als eine kalendermäßige Erzählung der ganzen Geschichte in 31 §§., welche vom Jahr 1749, da Se. Durchlauchten, der itzt regierende Herr Landgraf als Erbprinz heimlich zu Neuhaus, in dem Stifte Paderborn, in die Hände des Churfürsten von Cöln die protestantische Religion abgeschworen, anfängt und mit dem Jahr 1762, da Selbige sich wegen Wiedereincorporirung der Grafschaft Hanau mit den Heßischen Ländern, an die Reichsversammlung zu Regenspurg gewendet hatten, aufhört. Indessen wird diese Geschichte wegen der beygefügten Urkunden von allen den Schriften und Briefen, die darüber an den vornehmsten protestantischen Höfen sind gewechselt worden, jederzeit wichtig bleiben und dem

dem Publico angenehm seyn — Ein zugefügter Anhang enthält 1) Privatgedanken über die Religionsveränderung Sr. Durchlauchten, welche von einem Catholiken entworfen sind. 2) Anmerkungen über vorstehende Privatgedanken, welche wohl aus einer protestantischen Feder geflossen sind und jene widerlegen. 3) Gesetz und Vernunftschlüsse über diese Anmerkungen, wotinn ein katholischer Staatsscribent jämmerlich genug beweist, daß ein regieren sollender Reichsfürst und die Hessencasselische Asseruranzakte vom 28 Octobr. 1754 nicht beysammen bestehen können. 4) Eine historische Untersuchung, ob in den Verzichten der Durchlauchtigsten Oestereichischen Prinzeßinnen vor dem Jahr 1719 eine Religionsclausel enthalten sey? welches in den Vernunftschlüssen war behauptet worden. Hier wird dem Verf. dieser Vernunftschlüsse die gröbste Unwissenheit in den Geschichten und Staatshändeln, nebst der verwegensten Dreistigkeit, die ungegründetesten Dinge als ausgemachte Wahrheiten zu behaupten, gezeiget — Alle diese Stücke, besonders das dritte zu lesen, erfordert viel Geduld und Mühe, weil sie in dem dürresten Kanzeleystyl geschrieben sind.

Sr. Hochwürden des Herrn D. Tellers, Generalsuper., ordentl. Prof. der Theol. und Oberpredigers in Helmstedt, Schreiben an den Herrn Consistorialrath und Oberhofprediger Boysen in Quedlinburg, das herausgegebene Lehrbuch betreffend. Eine Beylage zu den theol. Briefen. Quedlinburg, bey G. H.

G. H. Schwans Wittwe und Reußner 1765. 8. 2 Bogen.

Herr D. T., dessen Lehrbuch, wie bekannt, so viel Aufsehens gemacht hat, weil er aus der gebahnten Gleise einer uralten Orthodoxie ein wenig ausgewichen, hat doch, wenn er gleich in diesen und jenen Punkten kann geirrt haben, immer zu viel Wahres und Richtiges darinn geschrieben, mit zu gutem Grunde manche schwache und falsche Schriftbeweise in dem gelehrten System der Religion getadelt, manche Sätze mehr aufgeklärt und zu weiterm Nachdenken darüber Anlaß gegeben, als daß man ihn und sein Buch nicht hochschätzen sollte. Mancher Gottesgelehrte verstellt sich offenbar in seinen Schriften und dreht und wendet sich aus gewissen menschlichen Absichten von einer Seite zur andern, ohne mit seiner wahren Meynung hervorzutreten. Herr D. T. dagegen denkt über sein System lange nach, schreibt wie er denkt und trägt das, was er nach seiner Ueberzeugung für Wahrheit hält, mit Aufrichtigkeit vor. Welcher von beyden ist nun der ehrliche Mann? Hat er geirrt, man prüfe seine Gründe, man widerlege sie durch stärkere, man zeige ihm seinen Irrthum mit Glimpf. Er liebt die Wahrheit zu sehr, als daß er es nicht annehmen würde. Aber man verketzere und verlästere ihn nicht gleich in Predigten und Schriften, man verdrehe seine Worte nicht, man beurtheile ihn nicht nach einzelnen Stellen, sondern nach dem ganzen Buche, man dichte ihm nicht Meynungen an, die er nie gehabt und vorgetragen hat.

hat. Seine Gegner haben dies zum Theil gethan. Er beschwert sich darüber mit Recht in diesem Schreiben an den Herrn Boysen, bittet ihn um dessen Urtheil über sein Lehrbuch und erklärt zugleich, daß er vor der Hand über die theoretischen Theile der Theologie keine öffentliche Vorlesungen halten, der Universität Helmstedt in andern Stücken nützlich zu werden suchen, die Einwendungen vernünftiger Gottesgelehrten sich zu nutze machen, einen erkannten Irrthum widerrufen, aber auch nichts wider seine Ueberzeugung aus menschlichen Absichten zurücknehmen werde. Ein neuer Beweis von der Rechtschaffenheit seines Charakters, der ihn weit über paßionirte Gegner erhebt.

Neueste Sammlung auserlesener und noch nie gedruckter Leichenpredigten, welche von angesehenen Gottesgelehrten und andern geschickten Lehrern unserer Kirche itziger Zeit gehalten worden u. s. w. ans Licht gestellet von Joh. Christian Friedr. Heusingern, Diacono zu Eisenach. Fünfter Theil. Eisenach, verlegts Michael Gottlieb Griesbach, 1764. 8. 330 Seiten.

Die Trauerberedsamkeit, in der wir Deutschen noch sehr weit zurück sind, erfordert ohnstreitig Redner von Genie und mehr als gemeinen Gaben. Es kommt in Trauerreden nicht darauf an, daß man in einem gelehrten und demonstrativischen Lehrton vom Tode und der Ewigkeit rede, den Ver-

storbenen lobe und die Trauerversammlung mit einem Denkspruch ceremonienmäßig und kalt aus einander gehen lasse. Man muß da mehr aus Empfindungen reden, als schematisch dogmatisiren., den Verstorbenen mit einer edlen Freymüthigkeit beurtheilen und auf solche Art die Versammlung belehrt und gerührt nach Hause schicken. So machte es der Bischoff von Meaux in seinen Trauerreden. Aber diese Leichenprediger haben keine Ader vom Bossuet. Sie erheben sich mannichmal zu hohen rednerischen Figuren und sagen mit großen Worten nichts, fallen auch gleich desto tiefer wieder herunter. Doch paradiren sie mit vielen herzbrechenden O! und Ach! Wir haben in ihren Reden wohl manches Gute, aber auch vieles gefunden, was wir da gar nicht erwarteten. Die drey ersten Stücke sind die besten. Ihre V. reden doch noch die ungezwungene Sprache des Herzens, die da allein natürlich ist. Aber das vierte Stück ist elend, voller Wortspiele und seltsamen Ausdrücke. Wer hat jemals so etwas gelesen: »Der, welchem seine Lieben in der Mutter liegen, von dem seine Auserwählten im Leibe getragen werden, der gütigste Gott macht es nicht anders.« S. 118. Bey dem Lobe der sel. Frau Predigern sagt der V. »Tugendsame Weiber sind ein Schatz, der nicht flugs von jeder Straße aufgerafft wird.« S. 135. Wie pöbelhaft! Zu Gott spricht er einmal: »Dennoch bleibe ich stets an dir, auch wenn du hinter der Wand stehest, durchs Fenster siehest, durchs Gitter guckest.« S. 139. — Man kann sich einbilden, wie dergleichen Vorstellungen zu den schönen Schriftstellen,

die

die unmittelbar darauf folgen, passen. So gar die Tugenden des hochsel. Herzogs von Weimar werden nur durch eine frostige Predigt verewigt. In der siebenten Rede S. 231. finden wir zum Lobe eines Frommen in seinen letzten Stunden gesagt: »Er versorgte nochmals seine Seele mit dem Genuß des heil. Abendmahls, als einem vortrefflichen Zehrpfennig auf die große Reise nach der Ewigkeit.» Wenn das ein römischer Christ von der letzten Oelung schriebe, so sollte es uns nicht wundern. Aber ein Lutheraner vom Abendmahl? Mein Gott! ist es möglich, dergleichen grobe Begriffe von dieser heil. Handlung zu hegen und durch solche unvorsichtige Ausdrücke deren ohnehin nicht genug zu beklagenden Mißbrauch, sammt dem Aberglauben zu befördern? Wie will man doch den Leuten das opus operatum beym Abendmahl aus dem Kopf bringen, wenn man dergleichen öffentlich sagt und in die Welt hineinschreibt? — Die letzte Rede ist die sonderbarste von allen. Der V. hat die schönen Worte der Schrift 2 Cor. 5, 1. zum Text, und weil der Apostel nach dem Genie seiner Sprache sich hier eines figürlichen Ausdrucks bedient, so baut er mit allen Materialien versehen auch in eins fort und figurirt durch die ganze Rede, die er mit dem großen Gedanken eröffnet: »Der Bau ist vortrefflich, ja der Bau ist vortrefflich, hochgeachtete Trauerversammlung, den unser sterbliches Auge sieht, der schwache Fuß berührt, der künstliche Leib bewohnt, und welcher in unserer Sprache die Welt benannt wird.» Ein Muster von Galimathias. Uns ist bey seinem Vortrage mehr als

einmal der Pater Abraham von Sancta Clara eingefallen. Er klagt, daß er selbst zu den Traurigen gehöre und sein Herz von einem ermattenden Schmerz durchwühlt werde, und doch ist sein Witz unaufhörlich beschäfftigt Meteoren und Bilder auf Bilder zu schaffen. S. 247. lesen wir eine sehr prächtige Stelle: »Verstumme, du nichtswürdiges Geräusch eines Fegefeuers,« heißt es da, »entfernt euch, ihr geldsüchtigen Peiniger, mit eurem Reinigungsfeuer, zerreiße du schreckendes Gewebe, ob müßten wir erst im Tode vor den Bau des Himmels unserer Sünden wegen büßen. Dich kennt Gottes Wort nicht, dich kennen wir nicht, wir verweisen dich in das Gehirne derer, wo du erträumt worden, quäle die, so dich fürchten, schrecke die, so dich glauben, uns bleibst du weniger als ein Popanz, vor dem sich niemand fürchtet, uns bist du ein leeres Nichts, vor dem sich niemand scheuet.« Das waren wohl recht große Gedanken in einer Standrede auf die wohlselige Fr. Burgemeisterinn in der Stadt Northausen. Der Trauerredner erzählt uns zum Beschluß nach der gewöhnlichen Leyer, wie sie aus einem alten vornehmen Geschlecht gebohren, getauft, zum h. Abendmahl angenommen worden, alsdenn die Wirthschaft erlernt, geheyrathet, Kinder gebohren, den Nachbarn Gutes gethan habe und als eine fromme Christinn gestorben sey. »Manche folternde Krankheit,« sagt er S. 258., »hat sie selbst bekrieget, mancher ernstliche Schmerz hat ihren Eheherrn durchwühlt, manches harte Krankenlager hat die Lieblinge ihrer Herzen umhüllt und so mancher hef-

tige

tige Stürm gefährlicher Widerwärtigkeiten hat ihr gesegnetes Haus berührt, aber sie war getrost u. s. w. Klingt das nicht schön und rührend? Wir begreifen gar nicht, wie sich ein Sammler finden kann, der solche Sachen als auserlesen mag drucken lassen. Lieber ewig im Bücherschranke mit Staub bedeckt, als gedruckt. Oder wollen solche Männer den Lohensteinischen Geschmack wieder empor bringen? — Herr H. hat zum Anhange schickliche Sprüche zu Leichenpredigten erklärt und zergliedert. Aber nach logikalischen Dispositionen Trauerreden zu halten, ist die unnatürlichste Sache von der Welt. Das Register war vollends ganz überflüßig. Indem wir diese Reden aus der Hand legen, denken wir: Schöne Wahrheiten unsers Glaubens, wie werdet ihr doch von Stümpern gemißhandelt!

Zwey Briefe an Herrn Magister Carl Friedrich Bahrdt, betreffend seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit. Breslau und Leipzig, 1764. gr. 8. 128 Seiten.

Man kann kein gegründeteres Urtheil von den Bahrdtschen Schriften fällen, als was der ungenannte V. dieser beyden Briefe fällt, wenn er sagt, Orthodoxie in Schwulst gehüllt, macht ihr ganzes Verdienst aus. Er erhält durch seine Unpartheylichkeit und durch die sanftmüthigen Gesinnungen, mit welchen er den liebloſen Urtheilen und Verdammungen des Herrn B., wider den V. des Christen in der Einsamkeit und ihn selbst, begegnet, den alleredelsten Sieg über seinen Gegner. Der

Inhalt dieser vortrefflichen Briefe ist durchaus interessant und Gründlichkeit, Bescheidenheit und Anmuth der Schreibart machen sie in aller Absicht zu Mustern theologischer Streitschriften. Wie unendlich viel würde die reine Wahrheit des Christenthums dabey gewinnen, wenn ein jeder Gottesgelehrter mit einem so aufgeklärten Verstande und so gut gesinnten Herzen den Untersuchungen der Lehre Jesu nachhienge. Wenn Herr B. den zweyten Brief mit kaltem Blut und stiller Ueberlegung gelesen hat, so muß er ihn nothwendig gerührt und beschämt haben, ja wir können von seinem Gewissen nichts anders erwarten, als daß er seine harten Beschuldigungen und Verdrehungen, wozu sein übertriebner Eifer ihn verleitet hat, großmüthig zurück nehmen werde. Sollte er wider Vermuthen sich weigern, der Wahrheit ein solches Opfer der Selbstverleugnung zu machen, so würde er der ganzen Welt dadurch Ursache geben, an der moralischen Güte seines Herzens zu zweifeln. Allein wir hoffen, er werde in sich gehen. Was wäre sonst unausbleiblicher, als daß das ganze unpartheyische Publicum ihn für einen Mann halten müsse, der im falschen Religionseifer und mit Freuden für den, der nicht gerade so denkt, oder sich nur nicht gerade so ausdrückt, als er es haben will, Blutgerüste bauen und Scheiterhaufen anzünden würde, wenn wir drey- oder vierhundert Jahr zurück lebten und er eine päbstliche oder erzbischöffliche Gewalt dazu hätte.

C.

2) Rechts-

2) Rechtsgelehrsamkeit.

Iust. Henning. Boehmeri potentiss. Bor. Reg. a consil. sanctior. regim. ducat. Magdeb. cancell. academ. Frider. direct. ord. ICtor. praes. et professor. primar. exercitationes ad pandectas, in quibus praecipua digestorum capita explicantur, antea sigillatim editae, nunc coniunctim secundum ordinem pandectarum digestae, cura filii Georg. Ludou. Boehmeri, potentiss. Britann. reg. ab aul. consil. et antecessor. in academ. Georg. Aug. T. 6. cum indic. general. Hanou. et Goetting. 1764. 4. 4 alph. 13 pl.

Wer die Verdienste des unsterblichen Böhmers kennet, und wer kennet sie nicht, dem muß auch dieses Werk höchst schätzbar seyn. Sein würdiger Sohn, der berühmte H. Hofr. in Göttingen, hat daher seinem Vater und sich ein unvergeßliches Denkmal errichtet, da er die brauchbaren Abhandlungen, wodurch viele schwere und doch gleichwohl nöthige Materien des Römischen Rechts in ein helles Licht gesetzet werden, zusammen drucken lassen. Der gegenwärtige Theil enthält die letzten Abhandlungen über das 47ste, 48ste und 49ste Buch der Pandekten, und erzählet die Lebensgeschichte des Verfassers, so wie sie in dem Leichenanschlage zu Halle im Jahr 174[illegible] beschrieben worden. Die Abhandlungen sind durchgängig gelehrt, gründlich und brauchbar. Das Register hat der H. Prof. von Selchow mit rühmlichen Fleiße verfertiget. Wir

wünschen dem H. Hofr. Böhmer viel Glück zu dieser mit Ruhme vollendeten Arbeit, und erwarten die Schriften aus dem Staatsrechte, welche er gleichfalls herauszugeben versprochen, mit größter Begierde.

D. Joh. Henr. Christ. von Selchow, ordentl. Lehrers der Rechte und Beysitzers der Juristenfacultät zu Göttingen, juristische Bibliothek von neuen juristischen Büchern und Abhandlungen, Göttingen im Verlag der Wittwe Vandenhöck 1764. 8. 1ster Band, 4 Stücke, 2 Alph. 15 Bog.

Die Bemühungen des H. V. verdienen allen Beyfall. Er verspricht die neuesten und wichtigsten Schriften aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit, auch aus der Reichs- und Staatsgeschichte zu erzählen und zu beurtheilen. Die Hoffnung des Lesers wird durch sorgfältige und gründliche Erzählungen unterhalten und erfüllet. Nur möchte die Schreibart etwas gemäßigter seyn. Vielleicht wünschen viele mit uns, daß der H. Prof. seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf kleine Schriften richten möge, welche öfters besondere, und nicht bekannte Materien aufklären, und doch gleichwohl dem größten Theile der Gelehrten unbekannt bleiben. Wir sehen übrigens der Fortsetzung dieser Bibliothek, wovon alle drey Monathe ein Stück herauskommen soll, mit Verlangen entgegen.

Anmer-

Anmerkungen aus den Deutschen und Römischen Rechten und Alterthümern, mit einer Vorrede und Abhandlung de lingua Hengisti, herausgegeben von Christ. Ulrich Grupen, Königl. Großbritann. Churf. Braunschweig. Lüneburg. Consistorialrath, auch ältesten Bürgermeister zu Hannover, Halle im Verlag des Waisenhauses 1763. 4. 3 Alph. 7 Bogen.

Es ist dieses die erste Sammlung von verschiedenen Abhandlungen, welche denen Hannöverischen Anzeigen eingerücket worden, welche die grossen Verdienste des H. V. um die Rechte und Alterthümer vermehret. Freunde des Alterthums finden hier ihre Rechnung völlig und werden die artigen Bemerkungen, welche über die Kemmenaden und Ordalien S. 30 — 72, über die Gerichte und Strafen an Haut und Haar, Leib und Gesundheit S. 123 — 148, über einige Gottheiten und Hausgötzen und andere Materien mitgetheilet werden, mit großem Vergnügen lesen. Die Meynung, daß die gemeinen Handschriften nicht alle aus der Florentinischen genommen worden, wird mit mehrern Gründen bestärket S. 285. Das Wort feodum wird S. 334 folg. aus der Französischen oder alten Gallischen Sprache von Fee, foi, abgeleitet. Die Abhandlung von der Vorzüglichkeit der Oldenburgischen Handschriften des Sächsischen und Alemannischen Landrechts vor dem Wienerischen, ist eben so wichtig, als die, welche man vom Kaiserrecht findet

S. 481 folg. Kurz, jede Anmerkung ist ein deutlicher Beweis von H. Grupens großen und längst bekannten Einsichten, und erreget bey dem Leser ein Verlangen nach der Fortsetzung.

D. Joh. Bernhard Hofers, öffentl. Lehrers der Rechte zu Altorf, Beyträge zum Policeyrecht der Deutschen. Frankf. und Leipz. Auf Kosten Lorenz Schupfels, 1764. 8. 16 Bogen.

Es gehöret allerdings unter die Vorzüge unserer Zeit, daß man die Gesetze aus ächten und reinen Quellen zu schöpfen bemühet ist. Wir loben daher die Bemühung des H. Verf. die Policeyrechte Deutschlands aufzuklären und gemeine Meynungen zu bestreiten. Er ahmet seinem großen Lehrer dem unsterblichen Heumann nach, dem wir auch in diesem Stücke vieles zu verdanken haben. Der Entwurf zu einer Bibliothek der Policeyrechte in Franken S. 135 folg. ist mit großer Sorgfalt gemacht. Auch die Abhandlung von der Verwaltung des Policeywesens an Orten, wo Universitäten sind, S. 207 folg. ist lesenswürdig. Das Versprechen ein Handbuch der bürgerlichen Rechte in Fränkischen Landen von dem Fleiße des H. Prof. zu bekommen, wünschen wir balde erfüllet zu sehen.

F. G. Pivers, Sr. Königl. Majestät in Preußen Krieges- und Domainenraths bey der Mindisch-Ravensberg-Teckenburg- und Lingi-

Lingischen Krieges- und Domainenkammer, auch Directoris des Collegii medici provincialis, historischjuristische Beschreibung des Markenrechtes in Westphalen, Halle im Magdeburg. im Verlag des Waisenh. 1763. 4. 1 Alph. 9 u. ein halber Bogen.

Daß der H. Verf. ein dunkles Recht aufzuklären, und das Markrecht, welchas verschiedene Rechte der Markherren über die Markgenossen, zur Erhaltung des Landes, welches sie besitzen, in sich fasset, deutlicher zu bestimmen gesuchet, ist etwas rühmliches. Wir geben ihm auch gerne das Zeugniß, daß er viele gute und nützliche Anmerkungen mitgetheilet. Allein, wir wünschten, daß er nicht wider seine Natur einen witzigen Schriftsteller vorstellen wollte. Niemand wird die Vorrede, welche an die unwissenden und vernünftigen Leser gerichtet ist, ohne Ekel lesen. Bey der Erklärung, welche er von denen verschiedenen Bedeutungen der Wörter gegeben, z. B. S. 46. scheinen ihm die neuesten und besten Schriftsteller unbekannt zu seyn. Er gründet sich vorzüglich auf das Ansehen eines Besolds und Wehners. Die Beweise, welche aus Goldasts rechtlichen Sammlungen genommen sind, haben den Glauben gewiß nicht, welchen er ihnen zuversichtlich beyleget, S. 33 und anderwärts. Ulpian wird S. 103 als ein guter Kameralist gerühmet. Die Römischen Gesetze werden häufig zum Beweis solcher Dinge angeführet, die ihnen ganz und gar unbekannt waren. Uebrigens macht die

sorgfäl-

sorgfältige Beschreibung derer Markenrechte, ingleichen die Beylagen am Ende dieser Abhandlung sehr brauchbar.

D. Iust. Claprothi, P. P. O. facultat. iurid. assessor. extraord. et regii manufacturarum iudicis iurisprudentiae heuristicae pars altera materiem contractuum complectens. Gotting. sumtib. vid. Abram. Vandenhoeck 1765. 8. 1 alph. 1 plag.

Es werden in diesem nützlichen Buche alle Arten der Contrakte mit vieler Gründlichkeit abgehandelt. Man findet daher das Darlehn, den Gültcontrakt, die Bodmerey, die Niederlage, den Pfandcontrakt, Wechsel, Bürgschaft, Auftrag, Gesellschaft, Kauf und Verkauf, die Miethe, den Erbzins, Meyercontrakt, die Cessionarie, den Tausch und die Leibrenten, geschickt entwickelt. Es werden auch überall gute Regeln der Vorsicht und Klugheit Contrakte bedächtig zu entwerfen mitgetheilet, deren Anwendung in denen beygefügten Formularen deutlich gezeiget wird, z. B. S. 578, 591, 665, 763 u. s. w. Einige kleine Fehler, die sich hier und dar bemerken lassen, benehmen der Brauchbarkeit des Werkes nichts. So nimmt der H. V. S. 405 die gemeine Beschreibung an, res fungibiles wären, die durch den Gebrauch verzehret würden, und gleichwohl zählet er selbst das Geld dahin, das man doch nutzet ohne es zu verzehren. S. 421 wird bemerket, daß die Vorsicht erfordere sich bey dem Darlehn

lehn die Zinsen versprechen zu lassen. Hier hätte aber zugleich mit erinnert werden sollen, daß man sie, wenn sie auch nicht versprochen worden, heut zu Tage doch fordern könne. Warum werden denn in dem Titul von der Bodmerey nicht die Gesetze selbst, sondern nur Langenbecks Anmerkungen angeführet? Warum ferner T. 21. der Auszug oder das Großvaterrecht hier der Leibzuchtscontrakt genennet werde, sehen wir nicht, da die letztere Benennung nur denen Leibrenten gegeben wird.

Das Verzellen nach seiner Bedeutung aus der alten Rechtsverfassung untersuchet, und durch Urkunden erläutert von Johann Friedrich Klotzsch, Dresden bey Joh. Nicol. Gerlach und Sohn 1765. 8. 14 Bogen.

Der H. V. hat in dieser Abhandlung aus einer alten Handschrift des Freybergischen Stadtrechts den Begriff des Verzellens besser, als bisher geschehen, entwickelt und genauer bestimmet. Das Verzellen bedeutet eine durch den richterlichen Ausspruch zuerkannte und vorgängige Strafe, welche den beschuldigten und überführten Verbrecher in die Wache setzte, und so lange innen behielt, bis er der völligen Strafe ein Genüge geleistet. Die verschiedenen Bedeutungen werden hier aus einander gesetzet, und erwiesen, daß es bald eine Achtserklärung, oder Landesverweisung, balde aber eine Untersagung des bürgerlichen Gewerbes bedeutet habe. Der beygefügte Anhang bestätiget die Sätze des H. V. durch

wichtige

wichtige Stellen merkwürdiger Gesetze und Urkunden. Wir wissen es dem H. V. Dank, daß er diese unbekannte Materie mit Fleiße untersuchet und aufgeklä ret hat.

Zwote Fortsetzung des Siegelschen corporis iuris cambialis, herausgegeben von D. Joh. Ludwig Uhl, Leipzig in der Heinsiußischen Buchhandlung 1764. F. 18 Bog.

Die bekannte Sammlung, deren Fortsetzung und Vollständigkeit der gelehrte Fleiß des H. R. Uhls eifrig besorget, bekommt durch die gegenwärtige Vermehrung einen neuen Werth, der sie noch schätzbarer macht. Wir finden hierinnen verschiedene Beylagen zu der Königl. Preußischen Wechselordnung, das Englische, Schottländische, Casselische, Hanauische, Jülich- und Bergische und Würtembergische Wechselrecht, ingleichen die Strasburgische, Amsterdamische, Rotterdamische und andere Verordnungen, für deren Mittheilung wir dem H. V. den verbindlichsten Dank abstatten. Die Leser werden um Beyträge ersuchet und wir wünschen, daß eine so gemeinnützige Arbeit bestens unterstützet werde.

Ioa. Georg. Daries Potent. Borussor. Reg. a consil. intim. iur. ac philosoph. in illustr. Viadr. doctor. et prof. publ. ord. senat. acad. scient. vcil. Elect. Mog. assessor. ord. institutiones iurisprudentiae vniuersalis, in quibus omnia iuris naturae socialis et gentium capita

in

in vſum auditorii ſui methodo ſcientifica explanantur, editio ſexta prioribus auctior et caſtigatior. Ien. apud Chriſt. Henr. Cuno 1764. 8 maior. 1 alph. 17 plag.

Wir begnügen uns bloß mit der Anzeige der neuen Ausgabe, und haben nicht nöthig ein längſt bekanntes Buch zu beurtheilen.

Chriſtoph Weidlichs zuverläßige Nachrichten von denen itztlebenden Rechtsgelehrten, 6ſter Theil, nebſt einem alphabetiſchen Verzeichniſſe aller in dieſen ſechs Theilen enthaltenen Rechtsgelehrten, Halle, verlegts Carl Chriſt. Kümmel 1765. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Dieſe beliebten Nachrichten beſchreiben folgende Rechtslehrer: Joh. Jacob von Moſer, Auguſtin von Balthaſar, Friedrich Carl von Buri, Otto Ludwig von Eichmann, Anton Ludwig Seip, Joh. Chriſtian Peterſen, Jacob Heinr. Born, Joh. Gottfr. Sammet, Joa. Erdmann Schmidt, George Steph. Wieſand, Benedikt Schmidt, Carl Friedr. Walch, Joh. Ludwig Conradi. Sie geben zugleich Zuſätze zur Lebensgeſchichte Chriſt. Ulr. von Ketelhodt, Carl Gerth von Ketelhodt, Joh. George Cramers, Joh. Ernſt Flörkens, Gottfr. Ludewig Menkens, Joh. Gottl. Störs, Joh. Reinh. Wegeleins, Chriſt. Ludwig Scheids, Paul Wilhelm Schmids, Georg Heinr. Himübers und anderer, die im gegenwärtigen Theile mit rühmlicher Sorgfalt beſchrieben

ben werden. Das Buch ist zu bekannt, als daß es unserer Empfehlung bedürfe, und wir bemerken nur, daß der H. D. Conradi, der hier noch ein Lehrer in Leipzig genennet wird, seine Entlassung von dem Lehramte allda gesuchet und auch erlanget habe.

D.

3) Arzneygelahrheit.

Io. Huxham Opera physico-medica Tom. 1. 2. 3. curante Georg. Christiano Reichel. Phil. et Med. Doct. ac Facult. Med. Lipſ. Aſſeſſore. Lipſiae, Impenſis Jo. Paul. Kraus. 1764. 8uo. 2 Alphabet 3 Bogen.

Huxham war unstreitig ein großer Arzt, ein genauer Beobachter. Seine Werke sind, wie die meisten in Engelland gedruckten Bücher, bey uns ziemlich rar. Herr D. R. verdient daher alles Lob, daß er sie durch diese veranstaltete Ausgabe, in welcher zugleich die in den philosophischen Transactionen befindliche, und sonst zerstreuete, Schriften mit eingerücket sind, gemeinnütziger gemacht hat.

Materia Medica oder gründliche Abhandlung von den drey Reichen der Natur, nebst einer Einleitung gegen alle Krankheiten und Zufälle ordentliche Recepte zu verschreiben, nach alphabetischer Ordnung in ein Systema gebracht von Johann Friedrich Rübel, Med. Doct. und Hochfürstl. Anspachischen Rath. Nürnberg,

Nürnberg, bey Carl Felseker, 1764. 8vo. 1 Alphabet 5 Bogen.

Gar nichts Gründliches! Gar nichts Systematisches! Bloße Empirie. Wenn Herr R. sein Formular allein herausgegeben hätte, so würde man nichts dawider eingewendet haben, ob es gleich den Landgeistlichen und Chirurgis, zu deren Besten er es vorzüglich abgefasset, nichts helfen kann. Aber die Materia Medica hätte ganz wegbleiben können; denn sie ist gar zu schlecht. Herr R. darf nur Cartheusers, Geoffroys, und andere Schriften von der Materia Medica ansehen, so wird er finden, daß unser Urtheil nicht zu hart sey.

D. Christian Weisbachs wahrhafte und gründliche Cur aller Krankheiten. Neunte Auflage. Frankfurth und Leipzig bey Heinr. Ludwig Brönner, 1764. 8vo. 2 Alphabet 8 Bogen.

Ist unter den gemeinen deutschen praktischen Büchern eines der besten.

Das bestrittene Vorurtheil in zweyen Abhandlungen, die Einpfropfung der Kindspocken und die Beerdigung der Todten in den Kirchen und Städten betreffend. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Vorrede herausgegeben von J. Wetsch, Med. Dokt. Wien, bey Krauß, 1764. 8vo. 6 Bogen.

Der bekannte Streit, welcher im vorigen Jahre auf das neue in Paris über die Einpfropfung

der Blattern entstanden, hat zu einer kleinen Abhan lung in dem Journal encyclopedique Anlaß gegeb welche man hier übersetzt findet. Sie enthält e Vertheidigung der Einpfropfung. Die Gründe d für dieselbe sind bereits in andern Schriften w läufiger ausgeführet. Die zwote Uebersetzung aus der Gazette litteraire, und wir finden auch h nichts neues.

D. Martin Fried. Ludwig Eisfeld, Prak kus in Quedlinburg, über das Angenehm und Unangenehme bey Ausübung der Ge burthshülfe, an den Herrn D. Joachim Friedrich Henkel in Berlin. Quedlinburg, bey Schwans Wittwe, 1764. 8vo. 8 und ei nen halben Bogen.

Klagen über den Eigensinn der Weiber, über die Unwissenheit der Hebammen, und den Neid der Aerzte. Beyläufig wird ein Casus einer schweren Geburth erzählet.

Von den Mitteln zur Fröhlichkeit, nach den Gründen der Arzneygelahrtheit. Nach einer Lateinischen Abhandlung des Herrn Hofraths und Professors Delius übersetzt und ver mehrt. Nürnberg, bey Wolfgang Schwarz kopf, 1764. 8vo. 8 und einen halben Bogen.

Die Lateinische Abhandlung hat den Titel: Species laetificantes, und wurden in Erlangen unter des Herrn Hofraths Vorsitz auf dem Katheder vertheis

vertheidiget. Die mannichfaltigen fröhlichmachenden Mittel, und die verschiedenen Ursachen der Traurigkeit, werden in einer aufgeweckten Schreibart moralisch und medicinisch untersuchet.

Zweyte Fortsetzung der vorläufigen Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen von Joseph Gottlieb Kölreuter, der Arzneywissenschaft Doktor, Hochfürstl. Baadendurlachischen Rath und Prof. der Naturhistorie. Leipzig in der Gleditschen Buchhandlung, 1764. 8vo. 8 Bogen.

Versuche, welche so sehr den Bau und die wunderbaren Veränderungen der Pflanzen in ein näheres Licht setzen, sind für die Naturkündiger und höhern Botaniker von ersprießlichem Nutzen. Sie zeugen zugleich von des Herrn K. unermüdetem Fleiß und großer Geduld in solchen mühsamen Arbeiten.

D. Ioannis Caroli Hefftери, Medicinae Practici Zittauiensis, Monasterii Mariaewallensis Physici; Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Collegae et Lipsiensis Societatis Artium Liberalium Membri Honorarii. Museum Disputatorium Physico-Medicum tripartitum. Volumen I. Editio noua. Zittauiae Lusatorum. Sumtibus Schoepsianis, 1763. 88 Bogen. Vol. II. Pars I. 1764. 68 Bogen in 4to.

Die Sammlungen der Dissertationen haben ihren großen Nutzen. Es kommt nur darauf an,

daß man sich derselben gehörig zu bedienen weiß. Herr D. Heffter hat es, wie bekannt, in dieser Art Sammlungen wohl am höchsten gebracht. In diesem Museo sind an 20000 Stück aufgezeichnet, wovon er die mehresten selbst besitzet. In dem ersten Theil eines jeden Voluminis sind die Präsides, im andern die Titel der Materien, und im dritten Theil die Namen der Respondenten, aufgezeichnet. Diese unternommene Arbeit muß gewiß sehr mühsam gewesen seyn. Sie dienet aber denen Dissertationssammlern dazu, daß sie diejenigen, die ihnen noch fehlen, kennen lernen, und, wenn sie einen Beytrag zu des Herrn D. H. Sammlungen thun, demselben nicht solche zuschicken, die er bereits hat. Uns ist dieses Werk wegen des Einflusses, welchen es in die gelehrte Historie der Medicin hat, vorzüglich schätzbar. Da manche Materien in einigen Dissertationen sehr schön ausgeführet sind, so darf man nur dieses Werk nachschlagen, um zu sehen, ob diese oder jene Materie, die in andern Büchern nicht vorkommt, in einer besondern Dissertation abgehandelt worden.

Johann Astrucs, Königl. Franz. Leibmedici, und des Königl. Collegii Medici zu Paris Professors, Abhandlung aller Venuskrankheiten; aus dem Französischen übersetzt durch **Johann Gottlob Heise**, der Arzneywissenschaft Doktor, und Churfürstl. Sächs. Hofmedicus. Frankfurth und Leipzig. In der

Walthe-

Walthérischen Buchhandlung, 1764. 8vo. 48 Bogen.

Dieses unvergleichliche Buch, welches in lateinischer und Französischer Sprache schon längst allen Aerzten bekannt gewesen, hat dem berühmten Astruc einen verdienten großen Ruhm erworben. Selbst erfahrene Praktici haben noch manches zur Erweiterung ihrer Erkenntnisse darinn gefunden. Wir haben uns daher oft gewundert, daß man dasselbe nicht längst in die deutsche Sprache übersetzt hat. Wir freuen uns deswegen über diese von dem Herrn D. Heise unternommene Arbeit. Eigentlich hat er nur einen Auszug aus dem großen Werk gemacht; und solches ist auch schon hinlänglich, um unsern Wundärzten, die sich am meisten mit der Cur der venerischen Krankheiten abgeben, die sichersten und vernünftigsten Methoden dieses großen Arztes vorzulegen. Von der besondern Schreibart des Herrn Uebersetzers, da er z. B. Pazient, medizinisch, und dergleichen, schreibt, wollen wir hier nichts weiter erwähnen.

Spur zum Begriffe von der Erschütterung des Hirns, von Ferdinand Martini, Wundarzt. Kopenhagen und Leipzig bey Rothens Wittwe und Prosst, 1764. 3 Bogen. 8vo.

Hier ist ein Entwurf aus mathematischen Gründen und aus den Gesetzen der Bewegung, die Erschütterung des Gehirns zu erklären. Der Herr Verfasser gestehet selbst, daß seine Theorie noch unreif.

reif sey. Wir wundern uns, daß er zu so abstrakten Begriffen seine Zuflucht genommen, ohne angezeiget zu haben, warum er den Mechanismus des Gehirns hier außer aller Betrachtung gezogen. Sein Gegenstand ist freylich eine Materie, woran sich keiner recht gewaget hat, wenn Herr M. dieses von der mathematischen Erklärungsart verstehet. Sonst aber glauben wir nicht zu irren, wenn wir nach Boerhavens und Hallers Lehrsätzen die Erschütterung des Gehirns weit leichter und deutlicher aus der Reizbarkeit der Nerven und der Blutgefäße in den besten physiologischen Schriften erkläret gefunden. Man kann zwar zuweilen den Grund gewisser Erscheinungen im menschlichen Körper aus mehrern Gesichtspunkten betrachten; ob solches aber in dieser Materie angehe, wollen wir nicht bestimmen. Wir erfahren bey dieser Gelegenheit aus der Vorrede, daß das Buch, welches vor einigen Jahren unter dem Titel: Noten ohne Text für den Wundarzt, herausgekommen, der Abdruck der falschen Abschrift einer dem Herrn M. verlohren gegangenen Handschrift sey. Er bezeuget aber über den Druck dieser Schrift sein äußerstes Mißvergnügen.

Der mediciniſche Richter in Betrachtung der Todtſchläge, dargeſtellet von D. Johann Pauli. Leipzig bey Johann Gottlob Rothen 1764. 8vo. 5 Bogen.

Dieſes nützliche Handbuch gefällt uns in aller Abſicht ſehr wohl. Es träget die in der gerichtlichen Medicin ſo wichtige Lehre von der Tödtlichkeit

der

der Wunden in kurzen Sätzen vor; und verschiedene andere hieher gehörige Materien, wie z. E. von den Obduktionen, dem Kindermord, und den Vergiftungen, sind ebenfalls kürzlich abgehandelt.

G. E. Stahls Beweis von den Salzen u. s. w. Zweyte Auflage, mit einem Vorbericht, Anmerkungen, und Register versehen, von Johann Joachim Langen, der Mathematik ordentlichen öffentlichen Lehrer auf der Königl. Preuß. Friederichsuniversität. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1765. 8vo. 33 Bogen.

Stahls Schriften behalten immer ihren Werth; sie werden von allen Liebhabern der Chymie mit einem eigenen Vergnügen und mit Nutzen gelesen; und welchem Anfänger ist wohl dieser große Mann unbekannt.

Philippi Conradi Fabricii, Med. D. Consiliar. Aul. Med. P. P. in Academia Iul. Carol. Primarii. Societat. Med. Helmstadiensis Praes. Acad. Caesar. Nat. Cur. Collegae. Enumeratio Methodica Plantarum Horti Medici Helmstadiensis. Editio 2. auctior. Helmstadii 1763. Literis Ioannis Drimbornii. 31 Bogen.

Dieses Verzeichniß derer zu Helmstädt in dem berühmten akademischen Garten befindlichen Pflanzen wurde mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen,

nommen, daß die itzige zweyte Ausgabe deſſelben gewiß nicht die Buchläden drücken wird. Die Pflanzen ſind kürzlich angezeiget, diejenigen hinzugeſetzet, die nach der erſten Ausgabe noch in den Garten gekommen, und einige ſeltene Pflanzen ſind ausführlicher beſchrieben worden.

Florae Danicae Iconum Faſciculus I. Fol. 1761. Faſciculus 2dus, 1763. Faſciculus 3ius, 1764.

Jeder Faſcicul enthält ſechszig Kupfertafeln. Jede Pflanze nimmt ihr eigenes Kupferblatt ein; und das einem jeden Heft hinzugefügte Verzeichniß der Pflanzen iſt Lateiniſch, Deutſch und Däniſch abgefaſſet. Fünf Hefte ſollen jedesmal einen Band ausmachen. Von dieſem prächtigen Werk, welches auf Koſten Sr. Majeſtät des Königs von Dännemark veranſtaltet wird, hat der Herr Profeſſor Oeder in Kopenhagen einen ausführlichen Plan in dem erſten Stück des dritten Bandes der fortgeſetzten Nachrichten von dem Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in den Königl. Däniſchen Reichen und Ländern mitgetheilet.

Daniel Georg Morhof vom Goldmachen, oder phyſikaliſchhiſtoriſche Abhandlung von Verwandlung der Metalle. Aus dem Lateiniſchen. Bayreuth bey Johann Andreas Lübeck, 1764. 8vo. 9 Bogen.

Dieſe Abhandlung findet ſich nicht allein unter den berühmten Lateiniſchen Schriften des Morhofs, ſondern ſie iſt auch ſchon vor vielen Jahren

ren übersetzt erschienen, so daß das itzige Buch nichts weiter als eine neue Auflage ist. Es ist übrigens sehr lesenswürdig, und wird in den Schriften der Adeptorum oft angeführet.

Der hermetische Triumph oder der siegende philosophische Stein u. s. w. ins Deutsche übersetzt. Frankfurth und Leipzig, bey Johann Paul Kraus, 1765. 8vo. 14 Bogen.

Auch dieses Buch ist nicht neu, sondern ein bloßer aber zierlicher Nachdruck einer bereits vor vielen Jahren aus dem Französischen übersetzten Schrift, welche eine Disputation zwischen dem Gold und Merkurio mit dem Stein der Weisen und den Commentarium darüber enthält. Zuletzt ist ein ebenfalls aus dem Französischen übersetztes Sendschreiben an die wahren Schüler Hermetis von den sechs Schlüsseln der geheimen Philosophie beygefüget. Diejenigen, an welche dieses Sendschreiben gerichtet ist, werden es wohl verstehen; wir nicht.

Gottfried Reyger, Soc. Phys. Ged. Secretarii Tentamen Florae Gedanensis Methodo sexuali accommodatae. Dantisci, apud Daniel Ludwig Wedel, 1764. 8uo. 18 und ein halber Bogen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Botanik auch dadurch sehr erweitert worden, daß man die Pflanzen einzelner Gegenden untersuchet und aufgezeichnet hat. Wir haben eine ganze Menge von Floris plan-

tarum, worunter einige gewiß auserlesen sind. Von denen Pflanzen, die um Danzig wachsen, haben Löselius, Oelhafius und der berühmte Breynius einige Nachrichten gegeben, aber keine vollständige Floram geliefert, und sind auch nicht dem Linnäischen System gefolget, weil selbiges nachher erst errichtet worden. Des Herrn R. Danziger Flora wird also denen in seiner Gegend befindlichen Liebhabern der Kräuterwissenschaft sehr angenehm und nützlich seyn.

Nöthige, zuverläßige und kurze Nachricht von denenjenigen Stücken aus dem Pflanzenreich, welche in den Apotheken der meisten Länder Europens aufbehalten werden müssen, zum Gebrauch der Apotheken verfertiget. Dresden bey Johann Nicol. Gerlach und Sohn, 1764. 8vo. 40 Bogen.

Dieses Buch ist bloß für die Apotheker, und denen allein kann es auch nur einigen Nutzen schaffen.

Ioh. Gottlieb Gleditsch, Lipſ. Phil. et Med. Doct. Med. et Botan. Prof. Reg. Acad. Reg. Scient. Imper. Nat. Cur. et Reg. Suec. Sodal. Elect. Mogunt. Scient. vtil. Asſes. Syſtema plantarum a ſtaminum ſitu. Secundum Claſſes, Ordines et Genera cum Characteribus eſſentialibus. Berolini apud Haude et Spener, 1764. 8uo. 26 Bogen.

Dieſes Syſtem empfiehlt ſich ſchon durch den bloſſen Namen des berühmten Herrn Profeſſors, welcher

welcher bereits lange zum Vortheil der Naturkunde und Oekonomie große und wichtige Entdeckungen gemacht hat. An diesem System hat er über zwanzig Jahre gearbeitet, und vor dreyzehn Jahren einen Entwurf davon der Königlichen Preuß. Akademie zu Berlin vorgeleget, welchen man in den Memoires vom Jahr 1751 abgedruckt findet. Sowohl durch dieses Buch, als auch durch den Methodum Fungorum, welcher schon vor einigen Jahren herausgekommen, und durch seine vielen wichtigen Abhandlungen in den Memoires der Preuß. Akademie, hat er seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten unvergängliche Tropheen errichtet.

F.

Nicolai Iosephi Iacquin Obseruationum Botanicarum sconibus ab auctore delineatis illustrarum. pars 1. Vindobonae ex officina Krausiana MDCCLXIV. in fol. plag. 14.

Herr Jacquin hat den Vorsatz, die, in seinem Werke übergangenen Nachrichten von Pflanzen, in verschiedenen einzelnen Theilen nachzuhohlen. Ein Vorhaben, welches allen Liebhabern des Pflanzenreichs sehr angenehm seyn muß. Die Freyheit hat die Gedanken und Anmerkungen dem Joch eines sklavischen Systems entrissen, die deswegen angeführten Entschuldigungen sind vollkommen hinlänglich. Dieser erste angezeigte Theil ist mit 25 Kupferstücken vom Herrn Verfasser abgezeichneter Pflanzen versehen. Eine gleiche Zierde werden auch die folgenden

erhal-

erhalten. Zu Ende dieses Theiles ist ein Verzeichniß der in Oesterreich wildwachsenden Pflanzen beygefügt. Mit der gegebenen Beschreibung der Pflanzen, die sehr deutlich ist, und mit ihrer Vorstellung hat man Ursache, völlig zufrieden zu seyn.

E.

4) Schöne Wissenschaften.

Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums und neuerer Zeiten. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung, 1765. 16 Bog. in 8vo.

Wenn der Herr V. einige sehr unnöthige Beywörter, einige schwülstige Tiraden, einige matte moralische Betrachtungen, viele mittelmäßige Reime hätte weglassen wollen, so könnte dies Büchlein vielleicht, als eine historische Geographie berühmter Gegenden des Alterthums und der neuern Zeiten brauchbar seyn; so wie es itzt aber aussieht, ist es weder gute Geographie noch gute Poesie.

Selinde, eine Rittergeschichte in dreyen Büchern. Augsburg bey Elias Tobias Lotter 1764. 10 Bogen, in 4to. mit 4 Kupfern.

Dies ist eine Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts, da drey tapfere Ritter sich um eine Schöne bewerben, woraus denn, wie leicht zu erachten, Mord und Todtschlag entstehet. Der V. versichert, daß er verschiedene Umstände erdichtet habe, die

nicht

nicht in der Chronik stehen. Dies kann wohl seyn; aber doch sieht das ganze Werkchen noch keinem Gedichte ähnlich, sondern einer ziemlich trockenen Historie, die in fünffüßigen Jamben zuweilen ganz artig erzählet wird, zuweilen ins Platte fället, und schon beym zweyten Buche der Einförmigkeit wegen, den Leser ermüdet. Hätte der Verfasser die Sitten des damaligen Zeitalters zu schildern gewußt, die auch zu vielerley poetischen Beschreibungen müßten Anlaß gegeben haben; hätte er die Kunst verstanden, seinen Helden Charaktere zu geben, und sie gegen einander zu setzen, und besäße er die Kunst, sinnreiche Reflexionen einzumischen (wozu man hin und wieder nur eine schwache Anlage spüret), in stärkerem Maße, so könnte diese Rittererzählung ein ganz artiges Gedichtchen geworden seyn.

Jüdische Schäfergedichte, Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1765. 30 u. ein halber Bogen in 8vo.

Einige Gelehrte haben, wie der V. in der Vorrede berichtet, von der ländlichen Lebensart der Juden Gelegenheit genommen, den Ursprung des Schäferlebens bey diesem Volke zu suchen; und nach dieser Muthmaßung die Scene des Schäferlebens aus dem glücklichen Arkadien nach dem gelobten Lande zu legen. Diesen Gelehrten folgt der Verfasser. Wir wissen nicht, ob eben das gelobte Land vor Arkadien, mehrere Bequemlichkeit zur Schäferpoesie haben sollte; So viel ist gewiß, ein Poet, der mit einem

einem glücklichen Genie, viel Naivität, und eine sanfte wohlklingende Schreibart verbindet, wird gute Schäfergedichte machen, er mag die Scene legen wohin er will. Ob der V. viel von obigen Talenten besitze, wollen wir nicht entscheiden. So viel ist gewiß, wenn er reiflich erwogen hätte, wie viel zu dreyßig Bogen guter Gedichte gehöret, so würde er ein Mißtrauen in sich gesetzet haben, als er dreyßig Bogen voll geschrieben hatte. Und er scheinet wirklich einiges Mißtrauen in sich zu setzen, weil er in der Vorrede meynet, die Herausgabe dieser Bogen könne dadurch entschuldiget werden, daß er sie zu seiner Erbauung geschrieben habe. Wir sind es recht herzlich überdrüßig diese Entschuldigung bey mittelmäßigen Gedichten zu lesen. Warum müssen denn dergleichen zur Privaterbauung geschriebene Sachen gedruckt und für die Augen der ganzen Welt gelegt werden. Es ist ganz erbaulich, nützlich und nöthig, daß jedermann des Morgens in seiner Kammer den Morgensegen lese; was würde man aber von einem Menschen denken, der auf einen Thurm stiege, und zur Erbauung seiner Mitbürger mit heller Stimme abzurufen anfienge: Des Morgens, wenn du aus dem Bette fährest —

Lieder zum unschuldigen Vergnügen, 1765. 5 und ein halber Bogen, in 8vo.

Diese Sammlung ist ein Mischmasch von Liedern aus guten und schlechten Dichtern. Das erste Lied fängt an:

Ich

Ich bin der Herr von Fröhlichsfelde,
Das in dem Reich der Anmuth liegt,
Ich frage nichts nach Guth und Gelde,
Und bin mit meinem Stand vergnügt, u. s. w.

Zwischen solch Zeug setzt der V, Lieder von Utzen und Weißen. Wir wollten also der Gesellschaft für die, laut des V. Bericht, diese Lieder zusammengetragen sind, zu ihrem unschuldigen Vergnügen, etwas mehr Geschmack und Beurtheilungskraft wünschen.

Der Trappenschütze, ein komisches Heldengedicht in drey Gesängen von Herrn Humphrey Polesworth Esqv. Aus dem Englischen übers. Halle bey Beyer und Grunert 1765. 3 Bogen in 8vo.

Dies scheint ein Pasquill auf einen Magister auf einer Universität zu seyn, der auf einer Jagd anstatt eines Trappen einen Esel geschossen hatte und dafür von dem V. mit wahrem Studentenwitz ausgehöhnt wird, der in den Gesellschaften, wo man sich einander zwanzig Ganze vorschwört, sehr artig mag gefunden werden. Der Schutzgeist des Herrn Sherifs, des Helden dieses Gedichtes, sagt in diesem Gedichte einmal zu ihm: »Jedesmal, wenn du im Begriff wareſt etwas Närrisches zu sagen, gab ich dir einen Rübbenstoß.» Wollte Gott! daß der V. dieses Gedichts einen so dienstfertigen Schutzgeist gehabt hätte!

J. C.

J. C. Cuno's geistliche Lieder, vierter und letzter Theil. Hamburg bey Harinson, 8 Bogen in groß 8. 1764.

Wir haben verschiedenes Gutes in diesen Bogen gefunden. Erstlich, daß auf dem Titel letzter Theil stehet. Zweytens, daß der Herr V. nochmals verspricht: »Nun lege ich meine Reimfeder beyseit und still weg:» Drittens, daß der Herr V. ferner versichert, »daß er die gedachte Reimfeder niemals ergriffen habe, um eitele Ehre damit zu suchen,» welche er, wie wir ihm freundlichst gegenversichern wollen, auch niemals damit würde gefunden haben. Herr Cuno ist, wie wir aus Privatnachrichten wissen, ein rechtschaffener und frommer Kaufmann in Amsterdam; Ein Mann von diesem Charakter ist höchstverehrungswerth, und wir wünschten, daß er sich die kleine Schwachheit abgewöhnen könnte, schlechte Gedichte zu machen. Ein schlechter Poet ist wirklich ein belachenswürdiges Geschöpf, und es verdrießt uns, wenn ein sonst liebenswürdiger Mann eine lächerliche Seite hat.

Fragmente, Versuche und Kleinigkeiten, Frf. und Leipzig 1765. 16 und ein halber Bogen, in 8vo.

Sehr schönes Papier mit sehr elenden Versen befleckt. Wie mögen doch wohl dergleichen Leute auf die Gedanken kommen, daß die Welt ihre Versuche lesen will? Der Verf. hat übrigens in folgenden Reimen sein Werk, ohne es zu merken, sehr genau geschildert:

Ein

Ein Büchlein mit witzigem Titel
Und einer Vignette geschmückt,
Ohn Ordnung und ohne Kapitel
Von Frankfurth und Leipzig geschickt,
Durchgehends mit Phöbus und Musen
Und Nymphen und Göttern gespickt,
Gereimet oder scandiret,
Und öfters mit — gezieret
Und ins Gelag hinein geschmieret.

S. Geßners Schriften, 4 Theile, mit Vignetten, neue Auflage, Zürch bey Orell Geßner und Comp. 1765. 53 und ein Vierthelsbogen in 8vo.

Eine neue, sehr niedlich gedruckte Ausgabe der Werke eines unserer besten Dichter, dessen Ruhm leben wird, so lange noch eine Spur von deutscher schöner Litteratur zu finden seyn wird. Sie gleicht, so viel wir sehen können, gänzlich der Ausgabe in groß Octavo; gefällt uns aber wegen der Nettigkeit des Drucks und der Zierrathen beynahe noch besser.

Empfindungen eines Jünglings von seiner Bestimmung, und derselben würdige für die Zukunft gefaßte Entschließungen, Halle bey Joh. Joachim Beyer 1765. 3 Bogen in 8vo.

Was auch die Bestimmung dieses Jünglings seyn mag, so ist er sicherlich nicht bestimmt, ein großer Dichter zu werden.

Anakreontische Erzählungen, Rostock und Greifswalde bey Anton Ferdinand Röse 1765. 5 Bogen in 8vo.

Der Verleger versichert in der Zueignungsschrift, an einen berühmten Kaufmann in Lübeck, daß diese Gedichte desselben feinem Geschmack angemessen, und seiner würdig sind. Wer diese Erzählungen durchliefet, wird, befürchten wir, finden, daß der Verleger seinem lübeckischen Freunde ein sehr schlechtes Compliment gemacht hat; denn diese Bogen enthalten nichts, als sehr matte Nachahmungen der Tändeleyen des Herrn von Gerstenberg, ohne Genie, ohne Naivität, ohne Anmuth.

Ye Bards why will ye sing tho'
uninspir d'.

Paris.

Von daher können wir dem erstaunten Deutschlande die wichtige Neuigkeit verkündigen, daß das Heldengedicht Herrmann, aus der deutschen, in eine fremde Sprache übersetzt worden; Hier ist der Titel dieser Uebersetzung von Wort zu Wort, so wie wir ihn in dem zu Paris wöchentlich herauskommenden Catalogue des Livres nouveaux No. 2. vom 5 Januar. 1765 verzeichnet finden: Arminius ou l'Allemagne delivrée; Poeme, écrit en Allemand par le Baron *de Cronzeck* et traduit avec une Preface historique et critique, par *Mr. Gottsched*, Professeur de Leypsick; 2 vol. in 8. A Londres chez de Hond et Becket Librai-

res.

res. Es ist uns unbewußt, ob der Herr von Schönaich kürzlich seinen Namen mit dem Namen Cronseck verwechselt habe, oder ob etwa die Franzosen glauben, alle Barons, die in Deutschland Verse machen, müßten den Namen Chronegk führen. Es ist uns unbewußt, ob der Herr Pr. G. der Urheber der ganzen Uebersetzung, oder nur der Vorrede sey. Es ist uns unbewußt, ob das Gedichte ins Französische oder ins Engländische übersetzt worden, und endlich ist uns unbewußt, ob der Uebersetzer das Gedicht selbst, oder die deutsche Nation bey den Ausländern habe lächerlich machen wollen. Eine von beyden Absichten muß er wahrscheinlicher Weise gehabt haben.

K.

Der Auswähler, oder Kern aus den besten moralischen Wochenschriften neuerer Zeiten. Berlin, bey Arnold Wever 1764. 12 und ein halber B.

Wir sind in dieser Art Schriften zu wenig belesen, als daß wir sollten anzeigen können, aus welchen, und mit wie vieler Wahl die hier enthaltenen 31 Stücke ausgesucht sind. Wir sehen wohl, daß die Materien und Ausführungen ziemlich allgemein gerathen sind; allein dieß gehört vielleicht zum Wesentlichen einer moralischen Wochenschrift.

Der ehrliche Mann. Erster Band. Gotha, verlegts Chr. Mävius 1764. gr. 8. 1 Alph. 6 B.

Unserer Vorstellung nach hat eine moralische periodische Schrift nichts anders zur Absicht, als Vorschriften der Tugend und Klugheit und andere für das gemeine Leben und die Gesellschaft nützliche Sätze und Lehren allgemeiner bekannt zu machen, in ein neues Licht zu setzen, auf einzele vorkommende Fälle anzuwenden, als wodurch moralische Lehren erst nützlich gemacht werden, und den Geschmack an allem, was gut und schön ist, weiter auszubreiten. Es werden folglich nicht sowohl die zehen Gebothe und andere im Catechismus zu erlernende allgemein bekannte moralische Grundlehren, sondern diejenigen Pflichten eingeschärft werden, welche, so wichtig als sie auch sind, in der Gesellschaft am meisten verkannt oder vernachläßiget werden. Diejenigen Thorheiten aber, welche unter dem Volk, für welches wir schreiben, oder in der Stadt, wo wir schreiben, am meisten üblich sind, wird unser öffentlicher Sittenrichter am ersten angreifen und mit der Satyre strafen. Der Vortrag wird also den Fähigkeiten des grössern Haufens der Leser angemessen, weder finster und ermüdend, noch platt, schwach und unkräftig, sondern deutlich, unterhaltend und angenehm seyn. Die Wahl der Sachen, die Uebertragung allgemeiner unbestimmter Sätze auf einzelne Fälle, die Erfindung gewisser Situationen, ein feiner Witz, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, welche durch bequeme Bilder und Wendungen sich, zugleich mit dem Vergnügen, den

den Weg in das Herz der Leser bahnet, werden vermuthlich die Haupteigenschaften eines solchen Moralisten seyn. Allein noch eine einzige fehlt, ohne welche jene alle sehr unzulänglich sind; er muß eine tiefe Känntniß des menschlichen Herzens und der menschlichen Gesellschaft haben — Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hierüber weiter herauslassen wollten; und überdieß möchte diese Foderung sich schwerlich durch viele Beyspiele unserer periodischen Schriften bestätigen und erläutern lassen; denn in diesen muß ein wenig Witz nebst einiger systematischen Moral gemeiniglich so, wie das übrige alles, also auch die Känntniß des Herzens und der Welt ersetzen. Die Aufschrift des ehrlichen Mannes, wenn sie nicht satyrisch seyn soll, verspricht entweder eine Entwickelung der Grundsätze eines ehrlichen Mannes, oder der Art und Weise, wie sich ein ehrlicher Mann in einzelnen Fällen des täglichen Lebens und in gewissen Situationen verhält, oder, von was für einer Seite ein ehrlicher Mann die Vorfälle dieses Lebens ansieht, und wie er von menschlichen Dingen urtheilt. Der scheinehrliche Mann wird einen beständigen Contrast machen. Die wenigsten von den 30 Stücken, welche dieser Band begreift, dürften sich unter eine von diesen Methoden bringen lassen; die meisten bestehen aus andern moralischen Betrachtungen, unter welchen verschiedene fein und nützlich sind, aus kleinen Einfällen, witzigen Gedanken, Gedichtgen und Tändeleyen. Es trägt also auch an dieser Schrift der Name eines ehrlichen Mannes, den man sich giebt.

Allgemeine Bibliothek des Schönen und Guten. Erster Band. virg. Ge. lib. IV. In medium quaesita reponunt. **Frankf. am Mayn bey J. G. Garbe 1764. 8. 19 B.**

So fruchtbar auch unser Deutschland an witzigen Produkten ist, so muß die Nachfrage der Liebhaber doch noch zu stark seyn, indem man anfängt, den Mangel neuer Werke durch die Façon zu ersetzen, die man alten und schon bekannten giebt. Diese Sammlung kleiner moralischer und witziger Stücken oder Abhandlungen, ist aus unsern besten Schriftstellern zusammen getragen; daß es aber die besten Stücke von jedem sind, wollen wir eben nicht behaupten. Doch wer wollte über eine solche Wahl allgemeiner Gesetzgeber seyn! Da die Schriftsteller, aus welchen man entlehnt, in aller Menschen Händen sind, so kann der Nutzen dieser Sammlung nur für Gegenden seyn, wo Gellert und Kleist noch unter die seltenen Werke gehören. Wäre das Augenmerk auf kleine zerstreuete und leicht sich verlierende Stücke gerichtet, so würde die Bemühung des Sammlers von größerm Werth seyn. Der Vorrede nach ist sein Plan etwas weitläuftig; es sollen auch gelissene Uebersetzungen aus der Französischen, Englischen und Italiänischen litteratur darinnen begriffen seyn; ja man gedenket so gar »das Angenehmste und Nützlichste aus den besten Monathschriften und Wochenblättern, die vornehmsten und brauchbarsten Sachen aus jenen großen Werken, welche wie das Französische Dictionaire encyclopedique, wegen ihres hohen Preises,

ses, nicht in jedermanns Hände kommen können, zu liefern. Letzteres, das Dictionaire encyclopedique, ist hier vermuthlich nur zur Vergleichung mit Werken von hohem Preise gesetzt; Wenigstens hoffen wir, daß es wohl, wie in diesem ersten Theile, bey einem Merkure oder Magazin sein Bewenden haben werde. Jährlich soll ein Band heraus kommen, und damit fortgefahren werden, so lange, als sich Liebhaber dazu finden und Stücke von bewährter Güte vorhanden seyn werden. Wir wünschen also herzlich, wenigstens durch das itzige Jahrhundert, ein so ominöses Werk fortgesetzt zu sehen.

Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter. Zweyter Band. Braunschweig. Im Verlage der Fürstlichen Waisenhausbuchhandlung 1764. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Unsere Nation kann sich eines kritischen Werkes über die Italiänischen Dichter rühmen, das den Italiänern selbst bey ihren vielen weitschweifigen Kritiken über ihre Dichter schätzbar seyn würde. Es ist mit einer Feinheit und mit einer Richtigkeit der Beurtheilung geschrieben, welche den Verfasser unter unsere besten Kunstrichter setzet, so wie die feine und correkte Sprache und der jedem Gegenstande angemessene Ausdruck ihn zu einem unserer besten Schriftsteller, und seine eingestreueten Uebersetzungen zu einem Muster unserer Uebersetzer machen. Die Methode, welche er gewählt hat, nur die besten Dichter

und die besten Stücke unsern Landsleuten zu zeigen, macht seiner Beurtheilungskraft Ehre und ist auf alle Weise sowohl dem Ruhme der Italiänischen Dichtkunst selbst, als auch unsern deutschen Lesern vortheilhafter, und für Dichter aus unserer Nation, deren Einbildungskraft eines göttlichen Feuers fähig ist, sind in den wenigen Stücken jener großen Genies Funken genug enthalten, sie ganz in Brand zu setzen. Dieser zweyte Theil enthält außer einigen Anmerkungen über Lorenz von Medicis, über Ludwig Pulci, und Angelo Poliziano, ein recht schwelgendes Genie, und über die Nachahmer des Petrarca, eine weitläufigere kritische Nachricht vom Ariost und seinem Orlando.

K.

Geschenke für meine Freunde und Freundinnen. Leipzig 1765. bey Christian Gottlob Hilscher, in Oktav, fünf Bogen.

Die in diesen Geschenken vorkommenden poetischen Ideen, besingen zärtlicher, feiner und delikater, Kleist, Gleim, Weiße, Gerstenberg, Leßing und andere, die man nur nachschlagen darf.

O.

5) Geschichte, Geographie, Staatsrecht.

Monimenta Haſſiaca, worinnen verschiedene zur Heßischen Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit dienende Nachrichten und Abhandlungen an das Licht gestellt werden von Friderich

Henrich Christoph Schminke. Vierter Theil. Cassel, bey Johann Bertram Cramer, 1765. 8. 20 Bogen.

Der Verfasser ist Archivarius zu Cassel, und Vater und Sohn haben sich um die Heßische Geschichte durch verschiedene Sammlungen und Abhandlungen verdient gemacht. Das erste Stück dieser Sammlung ist eine A. 1524 von Landgraf Philipp dem Großmüthigen verfaßte und sehr rar gewordene Hofgerichtsordnung, das 2te und 10de sind Heßische Verordnungen wegen Vertheilung der Lehensfrüchte zwischen den Lehens- und Eigenthumserben. Das 3te Stück enthält eine Nachricht von den Irrthümern Theobaldi Thameri, Professors der Theologie und Predigers zu Marburg, welcher durch das seinen Landesherrn betroffene Schicksal der Gefangenschaft kleinmüthig wurde und sich in Lehren und Predigten öffentlich wieder auf die Seite der Römischen Kirche wandte. Sonderbar ist, daß Landgraf Wilhelm der Jüngere sich selbsten die Mühe gegeben, diesen Mann zu bedeuten; als er aber gegen obrigkeitliches Verboth nicht aufhörte, gegen die Lutherische Lehre zu predigen, wurde er seines Amts entsetzt und mit 50 Thl. Reisegeld aus dem Lande geschafft. Er suchte zu Cölln und Mainz vergeblich Hülfe, kam aber endlich zu Frankfurth am Mayn als Prediger an, wo er wegen seines elenden Vortrags der Gänseprediger genannt wurde, und endlich wieder völlig zum Pabstthum übergienge. Das 4te Stück enthält eine Beschreibung der Schmalkal-

dischen Bundsgenossen Kriegs mit Herzog Henrich von Braunschweig im Jahr 1545, welches deswegen schätzbar ist, weil es viele noch ungedruckte Schreiben und andere Urkunden enthält. Diese beyde Stücke haben Wigand Luzen, geheimen Secretarium Landgraf Philipps zum Verfasser, welcher das Leben dieses großen Fürsten selbst in einem starken Folianten beschrieben und mit stattlichen Urkunden belegt hinterlassen hat, dessen Bekanntmachung zu wünschen wäre, zumalen die merkwürdige Geschichte dieses Herrn in der deutschen Geschichte eine noch unausgefüllte Lücke macht. Die übrigen Stücke enthalten eine correkte Abschrift von dem Testament dieses Herrn, Verbesserungen des Heßischen Erbvertrags und Nachrichten von dem Kloster Breitenau.

Linguae Gallicae Ius publicum Germanicum. Praeside *God. Dan. Hoffmann*, Patre suo, pro Gradu Doctoris defendit *Io. Dan. Hoffmann*. Tubingae 1765. 4. 8 Bogen.

Man ist aus der Feder des Herrn Prof. Hoffmann lauter Abhandlungen auserlesener Materien des deutschen Staats- und Lehenrechts und der Geschichte gewohnt, die angenehme und gelehrte Ausführung dieser in der Praxi der großen Welt oft vorkommenden Frage gehört mit Recht dazu. Die erste Abtheilung erzählt die Schicksale der Französischen Sprache, deren Ausbreitung an den Europäischen Höfen und Gebrauch in den Staatsgeschäften über-

haupt

haupt und in Deutschland ins besondere. Im zweyten Abschnitt wird von der Natur einer Staatssprache, von dem Recht der Lateinischen und Deutschen Sprache in Reichsgeschäfften und in welchen Fällen, auch unter welchen Einschränkungen die Französische als eine Reichssprache zu achten seye, gehandelt. Ueberall zeigt sich Känntniß der besten Schriftsteller, der deutschen Geschichte und der neuesten Reichshandlungen. Es geht mit solchen so sehr in das besondere reichenden Abhandlungen, wie bey der Masaischen Arbeit. Es gehört viele Zeit, Muße, Lust und Geduld dazu, und dann bleibts doch nur ein Kabinetstück.

S.

6) Mathematik.

Der Schulzische Vorschlag, die Meereslänge zu finden, verfasset von Gotthard Friederich Stender aus Curland, 1 und 2 Stück, Kopenhagen bey Rothens Wittwe und Prost 1764. Schulzianum inueniendi maris longitudinem consilium traditum a C. F. *Stendero* Curono. Lateinisch und deutsch neben einander gedruckt, 4. 10 B. und Kupfert.

Im Eingange erzählt Herr St. die bisherigen Bemühungen und zeigt ziemlich richtig, was ihnen fehlt. Der Harrisonischen und jeder andern Uhr setzt er 14 S. das entgegen, daß die Erde, wenn sie in ihrer Bahn zur Winterszeit der Sonne näher kömmt, und die anziehenden Kräfte größer werden,

werden, sich geschwinder um ihre Axe drehen müsse. (Wie folgt dieses? Aus der anziehenden Kraft hat man bisher nur die jährliche Bewegung der Erde, nicht ihre tägliche, herzuleiten gewußt. Daß die tägliche Bewegung ungleich seyn könne, wird deswegen nicht geläugnet). Er hat dieses selbst an einer Pendeluhr bemerkt, wenn man sie des Sommers genau einrichtet, daß sie täglich mit der Mittagslinie übereinstimmt, so wird sie im Winter zu langsam gehen, und umgekehrt. (Dieser Ausdruck ist dunkel und der Versuch verdächtig. Erstlich müßte angegeben seyn, wie die Mittagslinie gezogen wäre, denn die gemeine Art, die zu Sonnenuhren gut genug ist, hat keine astronomische Schärfe; denn kann man von einer gewöhnlichen Pendeluhr nicht verlangen, daß sie jeden Tag mit der Mittagslinie übereinstimmen solle, weil sie so die ungleiche wahre Sonnenzeit anzeigen müßte, da sie doch nur eine gleiche Zeit, etwa die mittlere Sonnenzeit angeben kann. Herr St. hätte müssen die Längen der wahren Sonnentage, wie sie die Uhr angäbe, astronomisch, nicht nach einer unsichern Mittagslinie, beobachten, da es alsdenn darauf angekommen wäre, ob der Gang der Uhr selbst immer gleich geblieben wäre). Herr Heinr. Schulz, Kön. Dän. militair. Modelmacher, Mitgl. der K. Engl. Soc. der Künste und Manufakturen, hat, da es ihm an Schul- und akademischen Wissenschaften fehlt, seine Gedanken endlich mit Mühe Herrn St. begreiflich gemacht, daß beyde nun diesen Vorschlag als gemeinschaftlich ansehen. Herrn St. Aufsatz hiervon ist der Aufmerksamkeit der

Engli-

Englischen Admiralität gewürdiget worden. Der Vorschlag kömmt 26 S. darauf an, Tafeln zu haben, den täglichen Eintritt des Mondes in eine gewisse Mittagsfläche, und in Nebentafeln von Stunde zu Stunde zu bestimmen, wie weit der Mond von diesem Meridian abstehe, und wie viel er stündlich weniger als 15 Grad gehe. Noch wird auf dem Schiffe eine Uhr verlangt, die 24 St. richtig geht, und täglich nach der Mittagslinie soll geprüft werden. Man beobachtet alsdenn den Abstand des Mondes zu einer gegebenen Zeit vom Meridian des Schiffes; und da zeigt Herr St. wie man aus dieser Beobachtung vermittelst erwähnter Tafeln die Länge des Schiffs finden könne. Herr St. erkennt die Schwierigkeit, solche Mondtafeln zu haben, glaubt aber, sie würden die Mühe belohnen. Den Abstand des Monds vom Meridian zu finden, will er, wenn Sonne und Mond zugleich zu sehen sind, ihre Weite wissen und solche zum Abstande der Sonne vom Meridian addiren oder abziehen (als wenn diese Weite allemal der Winkel wäre, den die beyden Abweichungskreise der Gestirne machen, und als wenn man Weiten, die auf dem Lande schon ihrer Unsicherheit wegen von den Sternkundigen nicht mehr gebraucht werden, zur See genau genug zu dieser Absicht messen könnte?). Bey Nacht will er die Mondhöhe nehmen, und hofft 54 S. man würde daraus die Mondstunde, des Mondes Abstand vom Meridian, finden können. Eine Känntniß der sphärischen Astronomie würde ihm diese Hoffnung versichert, aber auch gelehrt haben, daß man

dazu

dazu die so stark veränderliche Abweichung des Mondes wissen müsse. Ueberhaupt scheint es dem Verfasser dieser Vorschläge an Känntniß der Astronomie, der Kunst zu observiren, und dessen, was auf Schiffen möglich ist, zu mangeln.

Berlin. Abhandlung von der großen Sonnenfinsterniß, welche sich den 1 April 1764 ereignen wird, nebst einem Anhange, darinnen neue Mondfinsternisse und alle sichtbare Finsternisse der Jupitersknabanten desselben Jahres, ingleichen alle künftige Sonnen- und Mondfinsternisse dieses Jahrhunderts berechnet worden von Gotthilf Christian Reinard, Pred. an der Dreyfaltigkeitsk. zu Berlin und zweyter Insp. der Realschule. Im Verlag der Realschule 1764. Die zweyte vermehrte Auflage, 180 Quartseiten, 2 Kupfertafeln.

Der Titel kann statt einer Anzeige des Inhalts dienen. Die Rechnungen sind nach den neuesten Tafeln und Methoden angestellt, auch Verfahren zum Observiren angewiesen, so daß Lehrbegierige aus diesem Werke von der praktischen Astronomie mehr als aus irgend einem gleicher Größe lernen können. Daß die Beweise nicht überall haben können beygefügt werden, versteht sich eben aus der Größe und auch aus der Absicht des Buchs, denn bekanntermaßen sind nicht alle, die sich mit astronomischen Rechnungen beschäfftigen, wenigstens gleich anfangs, im

Stande,

Stande, alle Beweise zu fassen. Daß von den übrigen Sonnen- und Mondfinsternissen auf dieses Jahrhundert nur die Tage angegeben werden, wird man so leicht erachten. Zwo Auflagen von diesem Werke in kurzer Zeit scheinen doch zu beweisen, daß viel Deutsche sich um merkwürdige Himmelsbegebenheiten bekümmern.

Die Beobachtungen der Sonnenfinsterniß, welche sich den 1 April 1764, ingl. der Mondfinsterniß, welche sich den 17 März dieses Jahres ereignet hat, nebst den daraus hergeleiteten Schlüssen von G. C. Renard; Berlin im Verlag der Realsch. 70 Quartf. 2 Kupfer, gehört zum vorigen. Herr R. hat so viel Beobachtungen, als ihm bekannt worden, gesammlet. Sie sind nicht alle von gleicher Güte, doch muß der Eifer so vieler Liebhaber Vergnügen machen.

J.

7) Naturlehre und Naturgeschichte.

Abhandlung von Bäumen, Stauden und Sträuchern, welche in Frankreich in freyer Luft erzogen werden, vom Herrn du Hamel du Monceau. Aus dem Französischen übers. und mit vielen neuen Anmerkungen vermehret von Carl Christoph Oelhafen von Schöllenbach, der Reichsstadt Nürnberg Pfleger zu Gräfenberg. Nürnb. bey Seligmann, 4to. 1ster Theil, 2 Alph. 7 Kupfertafeln, 2ter Theil, 2 Alph. 5 Bogen, 4 Kupfert. 3ter

Theil

Theil von der Holzsaat und Pflanzung der Waldbäume, 2 Alph. 16 Kupfert. durchaus mit sehr viel eingedruckten Kupfern.

Man hat dem Herrn von Oelhafen für seine Bemühung bey einem so nützlichen Werke sehr viel Dank zu sagen. Seine Uebersetzung unterscheidet sich von einer, die ums Geldes willen gemacht wäre, desto mehr, weil sie durch die Lust, die er selbst von Jugend auf zur Baumzucht gehabt, ist veranlaßt worden. Aus Millers Gärtnerlexicon und Bekmanns Holzsaat, hat er von den nützlichen Bäumen Zusätze beygebracht. Ein Vorzug der deutschen Ausgabe ist ein Englisches Register der gleichgültigen Benennungen, welches der Herr Baron von Veltheim, Oberhofrichter zu Wolfenbüttel, verfertigt hat; man begreift, daß diese Namen aus viel Büchern zusammen zu suchen große botanische Känntniß und anhaltender Fleiß gehört. Die Holzschnitte, welche im Original von einer alten Ausgabe des Matthiolus waren gebraucht worden, sind hier als unnütz weggeblieben, die Kupfer aber und die Anfangslisten, welche die Kennzeichen der Gewächse vorstellen, aufs richtigste und sauberste geliefert worden, wie man ohnedem schon von dem Verleger erwarten wird.

Der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik auf das Jahr 1761, aus dem Schwed. übers. von Abraham Gotthelf Kästner, der Mathemas

thematik und Naturlehre Prof. zu Göttingen, 23ster Band. Hamburg und Leipzig bey Grunds W. und Holle 1764. 332 Oktavseiten, 7 Kupfertaf.

Außer dem Oekonomischen, welches eine der wichtigsten Gegenstände der Akademie ausmacht, sind in diesem Bande auch viel Aufsätze in allen andern Arten von Känntniß der Natur wichtig. Herr Wilke liefert gleich zum Anfange merkwürdige Untersuchungen über die Gestalt des Schnees. Schwab beschreibt die Seigerung des Goldkupfers zu Aedelfors; das Kugelthier, ein Wasserinsekt, das seine Gestalt wunderbar verändert, wird vom Herrn d. Geer beschrieben. Häufige Beobachtungen der Venus in der Sonne, sind der Astronomie wichtig, und Braad liefert von der Pflanzung des Coffees und dem Handel damit im glücklichen Arabien, angenehme Nachrichten.

J.

8) Philologie und Kritik.

Benj. Wilh. Dan. Schulzens, Professor im Königl. Joachimsthalgymnasio zu Berlin, Kritik über die gewöhnlichen Ausgaben der Ebräischen Bibel u. s. w. Berlin 1764. 8. 3 Bogen.

Es ist sehr viel Gutes in diesen wenigen Bogen enthalten, und dringt der Verfasser mit einem edlen und vernünftigen Eifer auf die Berichtigung des Ebräischen Textes durch Aufnahme der Rande-

lektionen in den Text, Verbeſſerungen offenbarer Schreibfehler, dazu man nur ein geſundes Auge und eine eben nicht außerordentliche Portion der Freyheit von Vorurtheilen braucht, Gleichmachung der nach der Jüdiſchen hohen Einbildungskraft umgeſtürzten, vergrößerten, verkleinerten u. ſ. w. Buchſtaben. Es verſteht ſich, daß bey dieſer Gelegenheit die Sammlung der Lesarten aus Handſchriften vorzüglich empfohlen worden. Aber das würde doch nichts Neues ſeyn. Daß aber der Verfaſſer aus einer ſehr alten gedruckten Handbibel des ſel. Luthers die Nothwendigkeit beweiſet, daß die älteſten edirten Bibeln zu dieſem kritiſchen Verhör, gegen ſo viele falſche Lesarten zuzulaſſen; daß er von S. 24 bis 40 Auszüge von Varianten geliefert, unter denen ſchon die einzige von יהוה, welches ohne Jod im Text ſtehet, wichtig genung ſeyn würde; daß er endlich aus derſelben Stellen angeführt, in welchen Luther nicht nur aus Willkühr oder im Gefolg der ältern Verſionen von der itzigen Lesart des Ebräiſchen Textes abgewichen, ſondern wirklich die ausgedrückte Lesart im Text gefunden, wie Joſ. XV, 47; dies alles ſind Seltenheiten, die wir in einem ſo engen Raume beyſammen zu ſehen nicht vermuthet hätten, und davon nun die durchreiſenden Sammler der Varianten und ihre Antipoden, die allzuunfreundlichen Dogmatiſten, jeder zu ſeiner Zeit und an ſeinem Ort den nöthigen Gebrauch machen werden. Was die Randgloſſen anlangt: ſo ſind wir ganz der Meynung des Verfaſſers, daß viele ohne weiteres Bedenken in den Text aufgenommen werden ſollten. Wir möchten ſie aber

doch

doch auch nicht durchaus für Verbesserungen und die gegenseitigen für bloße Schreibefehler erklären. Wir halten immer noch beyde für Lesarten verschiedener Bücher, und das Ganze für einen guten, aber doch bald unterbrochenen Anfang der Sammlung derselben. Man muß nur allezeit dazu denken, daß der Collekteur unter den Juden nicht von dem Kritikus unterstützt wurde und jener in kurzem auch verschwand. Bey Gelegenheit der Punkte über dem Worte וישקהו und dem beygefügten hätte anstatt des Kennicots, der nur im Vorbeygehen davon redet, ein gewisser Hüpeden nicht sollen vergessen werden, der einen eigenen Traktat davon geschrieben, in welchem durchs Ganze ein so gesundes Urtheil über dieselben gefället wird, daß wir uns oft gewundert haben, woher dazumal dieser kritische Verstand auf deutschem Grund und Boden gekommen, und noch itzt denken, Herr Kennicot würde sich in der Hauptsache nicht schämen, so geschrieben zu haben. Wir wissen nicht, wie uns dieser Schauer vom Patriotism sogleich überfiel. Wir konnten uns aber doch auch nicht enthalten, einen Landsmann, der so sehr verdient, und dessen Andenken von denen, die ihn gebraucht, so ungerochen unterdrückt worden ist, bekannter zu machen. Noch wollen wir kurz sagen, daß wir gewünscht hätten, nur mit einigen Worten die gleichfalls zu verbessernde Einrichtung der gedruckten auch auctirten Bibeln, berührt und angepriesen zu lesen.

Henr. Guil. Clemmii, Prof. P. O. Eccleſiaſtae et Bibliothecarii Stutgardiani, *nouae amoenitates litterariae*, quatuor faſciculis comprehenſae, Stutgardiae ſumtibus Ioh. Bened. Mezleri, 1764. 8.

Unter dieſer Aufſchrift hat Herr Cl. die ſeit Oſtern 1762 unter vorſtehendem Titel einzeln herausgegebenen vier Sammlungen zuſammen drucken laſſen. Es iſt dabey weder eine Veränderung noch Vermehrung vorgegangen, als daß ein allgemeiner Regiſter der darinnen vorkommenden Hauptmaterien vorgeſetzet worden, und empfehlen wir ſie doch unter dem vollſtändigern und der Tübingiſchen Akademie, wie auch übrigem gelehrten Theil der Würtembergiſchen Lande ſogleich zuträglichern Titul — Nouae amoenitates litterariae Tubingenſes. Herr Erneſti hat ſich deswegen vorzüglich zu gratuliren Urſache.

A.

9) Haushaltungskunſt.

Etwas I. von der Teicharbeit, II. vom nützlichen Gebrauch des Torfmoores, III. von Verbeſſerung der Wege; aus bewährter Erfahrung mitgetheilt von J. W. H. Bremen 1764. bey Förſter, 8. 10 Bogen.

Unter der Zueignungsſchrift nennt ſich der Verf. Herr Joh. Wilh. Hoenert, (von dem wir auch eine Anweiſung zu Anlegung eines Blumengartens haben). Taiche (Herr H. rechtfertigt 76 S. dieſe

diese seine Orthographie) sind dem Wasser entgegengesetzte Dämme. Herr H. giebt Vorschriften, wie sie zu unterhalten und zu verpflegen sind, wobey er auf die Erdarten, Witterung u. s. w. sieht. Da hierbey sehr viel eigene Provincial- und Kunstwörter vorkommen, so ist ein beygefügtes Register über diesen Aufsatz zugleich im Teichidioticon. Wie der Torf mit Nutzen zu graben ist, daß alsdenn der Grund zu Saat und Wiesenland gebraucht werde, lehret der zweyte Aufsatz. Im dritten wird besonders angewiesen die Wege in sumpfichten Ländern, durch Erhaltung auf gehörige Höhe, Abzug des Wassers u. d. g. zu erhalten und zu bessern. Da Herr H. aus eigener Erfahrung redet, so sind seine Vorschriften zuverläßig, und zugleich den Gegenden, wo er sich aufhält, sehr nützlich.

Kurzgefaßte doch gründliche Anweisung zu vortheilhafter Anlegung und Unterhaltung eines wohlbestellten Blumengartens, nebst genauer Beschreibung der Art, Gestalt, Pflege, und Vermehrung diensamer Blumengewächse. Mitgetheilt und mit vollständigen Registern versehen von Joh. Wilh. Hönert, Pred. der Gemeinde zu St. Jürgen, im Herzogthum Bremen, der Bremischen deutschen Gesellschaft Ehrenmitgliede. Bremen bey Förstern 1761. 8vo. 18 und ein halber Bogen.

Herr H. giebt hier Liebhabern von mittelmäßigem Vermögen, ohngefähr in seinem Landstriche, Anleitung, wie sich so ein unschuldiges Vergnügen,

als die Blumen geben, verschaffen können; etwa zweyhunderterley Blumen, von denen er hier redet, sind wohl dazu zulänglich. Solche, die wegen des besondern Aufwandes, den sie erfordern, nur in große Gärten gehören, als Aloe, Cereus, u. d. g. hat er weggelassen. Er beschreibt meistens seine eigene Erfahrungen, wiewohl er auch Vorschriften aus Büchern, die er nicht selbst versucht hat, beygebracht. Mannichmal läßt er den Leser in Zweifel, zu welcher von beyden Gattungen seine Nachrichten gehören, meistens aber zeigt er es an. Dieses Werk scheint mit vieler Känntniß und Prüfung verfaßt zu seyn und wird Beyfall erhalten. Es ist zu bedauern, daß dem Herrn H. ein Manuscript eines praktischen Gärtnerlexicons, das er gesammlet hatte, verbrannt ist.

J.

10) Vermischte Nachrichten.

Babioles litteraires et critiques en prose et en vers. Tome V. Hambourg chez J. Bohn. 1764. 8. 152 Seiten.

Des Herrn von Bar witzige Muse ist unter uns Deutschen sehr vortheilhaft bekannt. Ob wir gleich Deutsche sind, so wollen wir doch, wie Franzosen, amusirt seyn, und es giebt eine Klasse von Lesern, welche mit einem weniger feinem Witze sehr wohl zufrieden ist. Dem aufgeweckten und aufgeräumten Wesen eines alten Domherrn kann man außerdem ganz wohl kleine Mährchen, Anekdoten und kleine lustige Erzählungen, für Witz gelten lassen, ob sie gleich

eigents

eigentlich ihr Glück nur unter einer Gesellschaft bey einem Glase Wein machen können. Wir wollen uns nicht anmaßen, zu entscheiden, ob ihm das leichte und ungezwungene zuzugestehen sey, durch welches die Babiolen eines Franzosen auch einem ernstern Mann gefallen können. Uns deucht wenigstens ein gewisses Steifes, so wie im Witze des Herrn B. etwas Unfruchtbares, merklich zu seyn. Doch wir verehren den Geschmack unserer Landsleute und unsers Zeitalters zu sehr, als daß wir ihm ins Gesicht widersprechen sollten.

L.

Die nach astronomischen Lehrsätzen lehrende Chiromantie, nebst der Geomantie und Physiognomie, worinn deutlich gezeiget wird, was dem Menschen für Glück, Unglück, Reichthum, Armuth, gute und böse Zeit begegnen. Mit einem Traumbuche und einer Anweisung zum Punktiren versehen. Copenhagen im Verlag der Mummischen Buchhandlung 1764. 30 Bogen in 8.

Der Verfasser berichtet uns, daß diejenigen eines allzuschwachen und groben Gehirns sind, welche die Vorherverkündigungen aus dem Gestirn, Zeichen der Hände, der Stirne und Beschaffenheit der Augen verwerfen. Wir wollen gern bekennen, daß wir diese Narrenspossen nicht allein verwerfen, sondern auch, daß unser Gehirn zu schwach sey, zu begreifen, wie man in unserm er-

leuchteten Jahrhundert, solche abergläubische Thorheiten wieder aufwärmen könne, die von der gesunden Weltweisheit längst sollten verdrungen seyn. Wir sehen bey Durchblätterung dieses Buchs, daß es etwa um das Jahr 613 geschrieben worden: Dazumal konnten auch dergleichen Fratzen noch Beyfall finden, aber itzt sollte man sich derselben billig schämen.

Der allzeit fertige Handelscorrespondent, welcher ausführliche Anweisung giebt, allerhand bey der Kaufmannschaft vorkommende schriftliche Aufsätze und Briefe zu verfertigen, imgleichen mancherley Rechnungen zu führen ꝛc. von Paul Jacob Marpergern, 4 Theile, Hamburg bey Herolds Wittwe 1764 in 8.

Marperger war im Anfange dieses Jahrhunderts einer der ersten, der von kaufmännischen Sachen geschrieben; freylich schrieb er schlecht, weitschweifig, pedantisch, so, wie es die Mode seiner Zeit mit sich brachte. Daher hätte man ihn zu itzigen Zeiten nicht wieder auflegen sollen, ohne ihn in den Sachen zu ändern, worinn seit seinen Zeiten, durch Hülfe des guten Geschmacks, eine Veränderung getroffen worden. Marperger selbst, wenn er itzt lebte, würde sich nach der itzigen Art zu schreiben richten, er sagt S. 16 des dritten Theils sehr treuherzig: »und werden solche alte Saalbadereyen eben so sehr, als wenn man heutiges Tages mit weiten Pumphosen, Stiefeln mit Canonen, auch einem hohen

hen spitzigen zuckerhutförmigen Hut, aufgeschnittenen Ermeln, und dergleichen, aufgezogen kommen wollte, verlachet.« Dies ist nun gerade der Fall, worinn sich dieser Handelscorrespondent befindet, er siehet an vielen Orten so ohngefähr aus, als wenn der ehrliche Marperger itzt mit Pumphosen, und einem spitzigen Hute auf die Börse käme. Wenn dergleichen Formulare sich nicht nach der Gewohnheit einer jeden Zeit richten, so werden sie auch der Jugend wirklich unbrauchbar. Wo wird z. E. ein Handlungsbedienter itzt an seinen Herrn schreiben Wohledler, und ihn am Ende des Briefes freundlichst grüßen. Oder wenn wird itzt ein Kaufmann an seinen Handlungsdiener, dem er auswärtige Messe anvertrauet, und ihm so gar die Vollmacht giebt, Wechsel auf ihn zu ziehen, schreiben: Ehrbarer und Getreuer, und einen solchen Menschen mit Ihr anreden?

Briefe eines Chinesischen Weltweisen, an seine Freunde. Aus dem Englischen. Zweyter Theil. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich 1764. 19 und ein halber Bogen in 8.

Eine feine Satire der Engländischen Sitten, worinn der V. zwar, (wie es in dergleichen Schriften gemeiniglich geschieht) den Charakter eines Chinesers öfters vergißt, inzwischen doch immer nützlich und unterhaltend bleibt. Wir können dieses Buch zu einem angenehmen Zeitvertreibe anpreisen. Die Uebersetzung läßt sich so ziemlich lesen, nur zuweilen redet sie engländisch, deutsch, z. E. to knock down

würden wir nicht allemal durch niederschlagen übersetzen. Auch Provinzialwörter fallen zuweilen dem Leser hinderlich, z. E. was ist: eine Brühe von starkem Laser, für ein Ding?

Der Müßiggänger, eine Sittenschrift, der Vernunft und Tugend gewidmet. In zween Theilen. Aus dem Englischen. Zittau bey Schöpsens Wittwe 1764. 30 Bogen in gr. 8.

Eine Schrift, die sich eben nicht sonderlich über das Mittelmäßige erhebt, die doch aber nützlich und angenehm zu lesen ist. Die Urschrift heißt meines Wissens the Idler und wir zweifeln sehr, daß der Begriff dieses Worts durch das deutsche Müssiggänger, erschöpft werde. Der Uebersetzer scheint die engländische Sprache wörtlich zu verstehen, aber die Kunst, die deutsche Sprache recht zu behandeln, gar nicht in seiner Gewalt zu haben. Er ist ein steifer Candidat, der trocken übersetzt, wenn der Engländer launisch schreibt. Fast alle Kleinigkeiten, welche zu verstehen oft nur eine geringe Känntniß der engländischen Litteratur oder der engländischen Sitten erfodert wird, werden ihm zum Anstoße, z. B. die Fehler der Phädra und des Hyppolytus, wo von dem Trauerspiele Phädra und Hyppolytus die Rede ist. Dear Frank (in der Anrede eines Briefs) übersetzt er Mein lieber Franke, ein Indianisches Scalping-knife durch ein Indianisches Schalmesser. Wife of an Alderman Stadtrichtersfrau. (Wüßte der Uebersetzer nicht, daß es in England wohl Friedensrichter,

richter, aber keine Stadtrichter giebt). Fast beständig verfehlt er auch in andern Dingen das rechte Wort. Er redet von Strümpfen die Runzeln haben; anstatt der Komödienprobe, sagt er die Probierstunden. Von einem Kaufmann, der hinter seinem Ladentische sitzt (behind his Counter vermuthlich in der Urkunde), sagt er, er säße hinter seinem Comtoir. Anstatt fristiren sagt er, um den Kopf machen. Dies sind wirkliche Kleinigkeiten, aber sie fallen dem Leser verdrießlich, und der Uebersetzer kann hieraus lernen, daß es nicht, wie er in der Vorrede meynet, »besser sey, auf seiner eignen Studierstube müßig zu seyn, als an müßigen Gesellschaften und zeitverderbenden Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, die unter den Müßiggängern in unsern Tagen Mode sind.« Wenn der Herr Uebersetzer etwas öfter seine Studierstube verlassen hätte, so würde er solche Kleinigkeiten wissen, und seine Uebersetzung würde sich dadurch viel besser lesen lassen; denn hauptsächlich solche Kleinigkeiten fehlen ihr, sonst ist sie nicht ganz zu verachten.

Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Handlungswissenschaft, theoretisch und praktisch abgehandelt von Johann Carl May. 2 Bände. Altona bey Iversen 1763. 1764. in 8.

Da itzt jedermann vom Handel spricht, so war der Einfall nicht übel, daß ein Kaufmann, wie Herr May, der auch in gelehrten Sachen nicht unerfah-

erfahren ist, die Handlungswissenschaft, in eine Art von Compendium brachte, daß man das Ganze derselben nach einer gewissen Ordnung übersehen könnte. Man kann mit dieser Abhandlung von der Handlung an sich ganz wohl zufrieden seyn, doch scheinet die Nachricht von Schiffs- und Wechselhandlung pragmatischer zu seyn, als die von den Fabriken und dahin gehörigen Sachen. Die S. 554 u. f. des zweyten Bandes befindliche Nachricht von den im Jahr 1763 vorgefallenen Banquerouten, und die Auseinandersetzung der Ursachen derselben ist, sonderlich für jemand, der der Handlung nicht kundig ist, und sich doch von dieser in ihrer Art einzigen Handlungsbegebenheit einen deutlichen Begriff machen will, sehr brauchbar. Herr May entschuldigt sich übrigens wegen seiner trockenen Schreibart, und glaubt, seine Materie bedürfe keine Zierrathen. Dies ist eine gewöhnliche Entschuldigung der meisten deutschen Schriftsteller, welche zeiget, daß sie von den wahren Eigenschaften einer guten Prose gar keinen rechten Begriff haben. Kann man denn die Trockenheit durch nichts anders vermeiden, als durch Zierrathen? Die gröste Trockenheit und Unfruchtbarkeit (die auch wahrhaftig durch Zierrathen nicht abzuhelfen ist) entstehet, wenn man seine Materien gleichsam nur enumeriret, das Beträchtliche neben dem Unbeträchtlichen nur hintereinander hinsetzet, ohne das Beträchtliche, und das, was Folgen hat, anders zu behandeln, als das, was nicht viel bedeutet; trockene Sätze nicht durch pragmatische Exempel zu erläutern weiß ꝛc. Dies ist eigentlich der Fehler der meisten

meisten deutschen Schriftsteller, und dieser Fehler wird durch die lächerliche Methode, in gezählten Paragraphen zu schreiben, noch verschlimmert. Diese Methode ist kaum in eigentlichen Lehrbüchern erträglich, und wir schreiben Abhandlungen, Historien, Nachrichten, ja so gar wie Herr Basedow Briefe in Paragraphen. Auch Herr May hat durch seine Paragraphen seine ohnedem wirklich öfters sehr trockene Abhandlungen, noch trockener gemacht. Die abgezählten Paragraphen verderben alle gute prosaische Schreibart, sie hindern die Uebergänge, das Angenehmste, und zugleich das Schwerste in der Prose; alle Sachen stehen einzeln da und haben oft nicht mehr Zusammenhang, als wenn sie auf einen Faden gereihet wären. Jedes Theilchen einer Materie, beträchtlich oder unbeträchtlich, nimmt seinen Paragraphen ein. Der Schriftsteller ist unbekümmert, nach und nach immer mehr Licht auf seine Materie zu streuen, denn er verläßt sich darauf, daß er den Paragraphen citiren kann, wo weiter von dieser und jener Sache gehandelt wird. So lange wir diese abgeschmackte Methode nicht abschaffen, werden wir niemals gute Prose erhalten können, und wir bleiben den Ausländern lächerlich, welche sagen: Die deutschen Schriften wären numerotés, comme les Chiens dans la Canicule.

Nützliche und durch die Erfahrung bewährte Vorschläge bey heftigen und geschwinden Feuersbrünsten Häuser und Mobilien sicher zu retten; Nebst einer gründlichen Anweisung

sung Feuersbrünste zu verhüten, und was man bey Auf- und Ausbauung der Häuser, und Aufbehaltung der Mobilien, auf eine nutzbare Weise zu beobachten habe. Von D. J. F. Glaser, Stadt- und Amtsphysiko in Suhle und der R. K. Akademie der Naturforscher Mitgliede, dritte Auflage. Hildburgshausen bey Hänisch 1764. 33 und ein halber Bogen in 8.

Dieses ist ein sehr nützliches Buch, an dem Einsicht und Erfahrung gleichen Antheil haben; Es ist daher denjenigen, welche sich darum bekümmern, sich und ihre Wohnungen, bey unverhofften Feuersbrünsten, in Sicherheit zu setzen, recht sehr zu empfehlen. Die Hauptsache zu Abwendung grosser Feuersgefahren wird übrigens wohl hauptsächlich in klugen Policeyanstalten der Obrigkeit bestehen, daß so viel möglich feuerbeständig gebauet, und hernach bey entstandener Feuersgefahr schleunig Hülfe geleistet werde, und jedermann dabey seine Pflicht wahrnehme. Wenn der V. die Berlinische Feuerordnung gekannt hätte, so würde er gefunden haben, daß sie in ihrer Art ein Meisterstück ist; und so wird so wohl beobachtet, daß bekanntlich in dieser grossen Stadt, wo Feuersbrünste eben nicht selten sind, nur bey außerordentlichen Unglücksfällen mehr als ein Haus abbrennt, mehrentheils aber, sonderlich wenn am Tage Feuer auskommt, dasselbe sogleich ohne sonderlichen Schaden gelöschet wird.

In

In einer solchen Schrift, wie die gegenwärtige, verlangt man zwar keine zierliche, noch weniger witzige Schreibart, vielmehr ist der Herr V. zu loben, daß er in diesem Werke so simpel schreibt, daß ihn auch der gemeinste Mann verstehen kann; Inzwischen wünschten wir doch, daß der gute Geschmack in deutschen Schriften auch so weit allgemein würde, daß man sich abgewöhnte alles zu sagen, auch das Unnöthigste. Unser V. definirt z. B. ganz philosophisch, was eine Feuersbrunst für ein Ding sey; er widerleget sehr ernsthaft, daß ein Feuersegen oder Feuerversprechen die Feuersbrünste nicht auslösche, und vertheidigt sich wider solche Leute, die glauben möchten, daß es sündlich sey, Mittel wider die Feuersbrünste zu geben, weil man dadurch dem lieben Gott in seinen Strafgerichten hinderlich fiele u. d. gl.

Des Herrn Marquis d'Argens Jüdische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel zwischen einem Juden, der durch verschiedene Länder von Europa reiset, und seinen Correspondenten. Aus dem Französischen. Erster bis vierter Theil. Berlin bey Nicolai 1763 bis 1765. in 8.

Die Jüdischen Briefe sind ein seit dreyßig Jahren so bekanntes und mit so vielem Beyfalle aufgenommenes Buch, daß man sich sehr verwundern muß, daß es nicht eher ins Deutsche übersetzt worden. Sein vornehmstes Verdienst, außer den Betrachtun-

trachtungen über die Sitten verschiedener Völker, besteht hauptsächlich darinn, daß es eine ungemein große Menge von Vorurtheilen bestreitet, die sich der Erleuchtung des menschlichen Verstandes widersetzen, und sich unter dem Schutze des Aberglaubens in verschiedene Religionen eingeschlichen haben. Wir glauben daher, daß dieses Buch in Deutschland gerade zu rechter Zeit erscheinet, da man in einigen südlichen Provinzen anfängt, durch Cultivirung der wahren Weltweisheit, der Naturkunde und der schönen Wissenschaften, den menschlichen Verstand aufzuklären, und ihn von klösterlichem Gewissenszwange und mürrischer Pedanterey zu befreyen. In die Uebersetzung der beyden ersten Theile waren einige Uebersetzungsfehler und einige Druckfehler eingeschlichen; dies hat den Uebersetzer der folgenden Theile bewogen, seine Sorgfalt zu verdoppeln; Und so viel wir haben bemerken können, hat er seinen Zweck, eine fehlerfreye und fließende Uebersetzung zu liefern, ziemlich erreichet.

K.

11) Todesfälle.

In der Nacht vor dem 22sten Februar 1764 ist der Senior der Universität Halle, Professor der Theologie und morgenländischen Sprachen, Herr D. Christian Benedikt Michaelis, in seinem 85sten Jahre gestorben, nachdem er am 20sten Februar gerade 50 Jahre Professor Ordinarius gewesen war, welches Amtsjubiläum die Universität am 26 Jan. als

seinem

seinem Geburthstage, feyerlich begangen hatte. Er war ein großer Sprachkenner, und gelehrter Ausleger der h. Schrift.

Am 22 Februar selbst verlor die Universität Göttingen ihren ordentlichen Lehrer der Theologie, den Herrn D. Joh. David Heilmann, im 38sten Jahre seines Alters. Sein frühzeitiger Tod war für die Theologie, die morgenländische und griechische Litteratur, ein desto größerer Verlust, je trefflichere Gemüthsgaben er mit einer gründlichen Gelehrsamkeit verband.

Zu Kopenhagen gieng am 15 April 1764 Herr Peter Hörrebow, D. der Medicin, der Philosophie, Mathematik und Astronomie Professor, Assessor im Consistorio, der Academie Senior, und der Societäten der Wissenschaften zu Kopenhagen, Paris und Berlin, Mitglied, im 85sten Jahre seines Alters mit Tode ab. Er hat sonderlich um die Naturlehre bekannte Verdienste.

Am 30 April 1764 starb Herr D. Christoph Aug. Heumann, Prof. Emeritus der Theologie und der Gelehrtengeschichte zu Göttingen, in einem Alter von fast 83 Jahren. Er hat nebst einigen andern die Gelehrtenhistorie in Deutschland in Aufnahme gebracht, und viele sinnreiche Erklärungen über die alten Schriftsteller und selbst über die Bibel versucht.

Zu Hamburg starb am 17 April 1764 ein berühmter Tonkünstler, der Herr Legationsrath Mattheson, welcher daselbst A. 1681 gebohren war, seit A. 1704 in Königl. Großbrit. Gesandtschaften, über 40 Jahre, und nachher in Großfürstl. Holstein. Dien-

sten, etliche 20 Jahre gestanden hatte. Er hat 38 Staats- historische, moralische, sonderlich aber musikalische Werke drucken lassen, und an Manuscr. wohl zwey- bis dreymal so viel hinterlassen, welche er dem hamburgischen Gymnasio geschenkt hat.

Am 10ten November 1764 starb zu Lüneburg, Herr Joh. Ludewig Levin Gebhardi, Professor am Kloster zu St. Michaelis; ein in der Geschichtskunde wohlerfahrner Mann.

Am 11ten Jänner eben dieses Jahres ist Herr Wegelin, Bürgemeister zu Lindau, dem man den Thesaurum Rer. Sueuicar. und eigene historische Schriften zu danken hat, in einem hohen Alter verstorben.

Zu Kopenhagen starb am 20 December Herr Erich Pontoppidan, Prokanzler und erster Professor der Gottesgelahrtheit, der sich um dieselbe und andere Theile der Wissenschaften rühmlich verdient gemacht hat.

In den ersten Monathen des Jahrs 1765 ist Herr D. Joh. Andr. Buttstett, zweyter Professor der Theologie, und Pastor Primarius in der Altstadt zu Erlangen, mit Tode abgegangen. Er hat gründliche Schriften über die Glaubenslehre hinterlassen.

Am 22 April starb Herr J. Pet. Anchersen, Königl. Dän. Justizrath, Professor der Beredsamkeit und Bibliothekarius zu Kopenhagen, der durch philologische, philosophische und politische Schriften berühmt geworden ist.

Am 26 März 1765 starb Herr Gottlob Samuel Nicolai, der h. Schrift Doktor, Professor an

dem

Auszug eines Schreibens aus der Schweiz.

Das neueste unserer Litteratur hat man Ihnen mehrentheils auf die Messe gebracht. Seitdem kamen in Zürch bey Geßnern komische Erzählungen heraus, gezeuget von dem Verfasser des Don Sylvio von Rosalva, der Sympathien, und des geprüften Abrahams; dieser Verfasser ist itzt, seit seinem Herabsteigen zu den Menschenkindern, ein ganz anderer Mann geworden. Unter den Produktionen der Schweizer verdienen die Pflichten eines Bürgers, eine Rede von Herrn Heinrich Füßli, ihre Aufmerksamkeit; und eben so sehr Kirchbergers Geschichte der Eidsgenößischen Tugend, die leider sehr kurz ist. Einer unserer französischen Officiere, Herr Tschudi, hat auch vor einigen Wochen eine ihrer Anzeige nicht unwürdige französische Rede drucken lassen, die er unlängst vor dem Volke in Glaris hielt. Patriotismus, durch Philosophie geläutert, ist itzt unser Modeton, aber nicht unser Nationalgeist, denn dieser ist in Deutschland noch wenig bekannt; eben so wenig als uns eine kleine ganz neue Schrift vom deutschen Nationalgeist *), den Nationalgeist der Deutschen wirklich schildert. Es ärgert mich immer, daß man in Deutschland, in Absicht auf die Litteratur, den Nationalgeist der Zürcher für den Nationalgeist der Schweizer hält; aber, dem Himmel sey Dank, allmählich, doch langsam, wird auch der Zürcher Geist umgewandt.

Folgen-

*) Auch von dieser merkwürdigen Schrift werden wir unsere Leser weitläuftig unterhalten.

Folgendes wird auf Verlangen eingerückt.

Da ein gewinnsüchtiger Buchhändler, unter dem Titul: Herr F. W. G. sämmtliche poetische Werke, Straßburg bey Carl Nicolaus Behn, 1765, auf die letzte Leipziger Ostermesse gebracht, der Magdeburgische Buchhändler Hechtel aber sich nicht gescheuet hat, dies schlechtgedruckte, verstümmelte, und ganz unvollständige Werk unter dem Namen von Herrn Gleims sämmtlichen poetischen Werken öffentlich anzukündigen, und unter diesem Namen zu verkaufen, so hält man für seine Pflicht, das Publicum für diesen so genannten poetischen Werken, welche Herr Gleim nicht für die seinigen erkennet, und mit welchen man das Publicum zu hintergehen die Absicht hat, wohlmeynend zu warnen, und zugleich demselben die Nachricht zu geben, daß ein Freund von Herrn Gleim an einer vollständigen Ausgabe seiner Gedichte arbeite, und Hoffnung sey, daß die Liebhaber der schönen Wissenschaften schon in nächstkünftiger Michaelismesse dieselben werden haben können. Diese Ausgabe wird nicht allein alle vorhin bekannt gewordene Werke in viel verbesserter Gestalt, sondern auch eben so viel ganz neue Gedichte enthalten, welches ein nächstens zum Vorschein kommender Plan, näher nachweisen wird.

Druckfehler im ersten Stück.

Seite 8. Zeile 30. für Er lies Es. S. 14. Z. 23. für Baglio lies Baglivi. S. 15. Z. 17. für könnte lies konnte. S. 16. Z. 5. für 400. lies 40. S. 51. Z. 26. für singen lies siegen. S. 62. Z. 14. für Cl. lies Hr. S. 73. Z. 13. für Duland lies Dulard. S. 100. Z. 3. für auf lies auch. S. 101. Z. 14. für faßlichere lies faßliche. S. 142. Z. 25. für der lies oder. S. 155. Z. 1. für rerum lies nexum. S. 224. Z. 1. für den lies der. Eben daselbst für denen lies deren. S. 247. Z. 17. für Pflicht lies heiligen Schrift. S. 274. Z. 24. für kanzelmäßigen lies kanzleymäßigen. S. 293. Z. 2. für nette lies matte. S. 300. Z. 9. für Humeurs lies Humors. Ebend. Z. 27. für Federwitz lies fader Witz. S. 303. Z. 29. für Eilz lies Filz. Eben daselbst für Schwindt lies Schwindl. S. 311. Z. 15. für Palair et lies Palairet.

Nach-

Nachricht.

Der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin, erbiethet sich, von itzt an bis zur Ostermesse 1766. inclusive folgende nützliche Bücher, den Bücherliebhabern um sehr billige Preise, und zum Theil um die Hälfte des bisherigen Verkaufspreises gegen baare Bezahlung in wichtigen Louis d'or a 5 Rthl. gerechnet, oder in Münzen von gleichem Werth, zu verlassen, als:

1) Joh. Leonh. Frischens deutschlateinisches Wörterbuch, darinnen nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; sondern auch die bey den meisten Künsten und Handwerkern, bey Berg- und Salzwerken, Fischereyen, Jagd- Forst- und Hauswesen, u. a. m. gewöhnliche deutsche Benennung befindlich, vor allen, was noch in keinem Wörterbuche geschehen, denen Einheimischen und Ausländern, so die in den mittlern Zeiten geschriebenen Historien, Chronicken, Uebersetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken verstehen wollen, möglichst zu dienen, mit überall beygesetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen Bücher zu finden, sammt angehängter theils versicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und kritischen Anmerkungen; mit allem Fleiß viel Jahre über zusammengetragen, und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbesserung überlassen. Nebst einem Register der lateinischen Wörter, 2 Theile.

Dieses sehr vortrefliche, und allen Liebhabern der deutschen Sprache genugsam bekannte Werk, ist das

)(beste

beste deutsche Wörterbuch, so wir bis dato besitzen. Es zeuget von der großen Gelehrsamkeit des Verfassers, und ist allen denen, die die deutsche Sprache gründlich studiren wollen, unentbehrlich. Es bestehet aus zwey Bänden in groß 4. ist bisher für 5 Rthl. 12 gl. verkauft worden, und wird itzt für 3 Reichsthaler angeboten.

2) Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Diese Sammlung ist gleichfalls von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt. Sie enthält nicht allein, die wichtigsten Abhandlungen der Ausländer, die zur Beförderung der schönen Wissenschaften und freyen Künste gereichen können, sondern auch sehr wichtige Originalabhandlungen, wohin insbesondere eines Ungenannten Abhandlung von Genie, und Herrn Prof. Sulzers Theorie der Empfindungen zu rechnen sind. Dies Werk bestehet aus sechs sauber gedruckten Bänden in groß Octav, welche mit den Bildnissen der berühmten Schriftsteller und Künstler, der Herren, Wille, Zachariä Sulzer, Graun, Schmid, Hasse, gezieret sind. Es soll für den sehr billigen Preiß von 2 Reichsthalern verlassen werden. Den dritten und die folgenden Bände wird man auch einzeln haben können; jeden Band der aus zwey Stücken bestehet für 10 Groschen, oder jedes Stück für 5 Groschen. Nach der Ostermesse 1766. aber, werden einzelne Stücke dieses Werks gar nicht mehr besonders gegeben.

3) The Works of *Alexander Pope* Esq. in ten Volumes complete; with his last Corrections Additions and Improvements as they were delivered to the Editor a little before his Death together with the Com-

Commentary and Notes of *Mr. Warburton* X Volumes. Nebst einem von dem berühmten Meil gezeichneten Titelblatte und vielen andern saubern Kupferstichen.

Diese vollständige Ausgabe von Popens Werken, ist sehr sauber und correct gedruckt, und enthält ausser des berühmten Warburtons, sämmtlichen Commentarien und Noten, alle Kupferstiche der englischen Ausgaben in groß Quart und groß Octav. Diese Ausgabe ward sonst für 8 Reichsthaler verkauft, man bietet sie aber itzt den Liebhabern der engländischen Litteratur für 5 Reichsthaler an.

4) D. Nathanael Lardners Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, darinn die im Neuen Testament beyläufig gemeldeten Begebenheiten, aus alten Schriftstellern, die mit unserm Heilande und seinen Jüngern zu gleicher Zeit, oder derselben nahe gelebet, bestätiget werden. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer Vorrede D. S. J. Baumgartens.

Dieses treffliche Werk einer der grösten englischen Gottesgelehrten, beweiset die Wahrheit der christlichen Religion aus der Uebereinstimmung der Profanscribenten. Es erläutert zugleich die Kirchenhistorie der ersten Jahrhunderte, und da der V. sich beständig auf das Ansehen und die Schriften der Kirchenväter beruset, so ist es nicht allein für Protestanten, sondern auch für Katholische sehr nützlich zu gebrauchen. Die fünf Bände in groß Octav, woraus dieses Werk bestehet, sind bisher für 4 Rthl. 9 gl. verkauft worden, und werden itzt für 2 Reichsthaler angeboten.

Nach der Ostermesse 1766. werden diese Bücher nicht anders, als um den gewöhnlichen Preiß, um den